Biogr. C. 308 l/1 2

<36601956100019

<36601956100019

Bayer. Staatsbibliothek

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

196 B.G. 27

Die Geschichte zeigt der Tugend, den Tempel wahrer Ehre.

G.F. Riedel del. et Sculp.

Lebensbeschreibungen
zur
Erweckung und Unterhaltung
bürgerlicher Tugend.

Zweyte Sammlung
von
Paul von Stetten dem jüngern.

Augsburg,
bey Conrad Heinrich Stage.
1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Möser, welcher billig unter die Lieblings-Schriftsteller der Deutschen gezählet zu werden verdienet, wenn schon manche seiner schönen Vorschläge für einige Gegenden, zumal auch für unsere, fremde sind, hat in einer seiner Phantasien einen gemacht, welcher mit meinem, zum Theil schon ausgeführten Plane, meistens übereinkömmt. Sein Vorschlag nämlich geht auf eine westphälische, für ihn vaterländische Biographie, und er verspricht davon sehr großen Nutzen. Nachdem er von auswärtigen Lebensbeschreibungen und von moralischen Erzählungen, welche die Verbesserung der Sitten zur Absicht haben, geredet, fährt er also fort: „Diese sind aber nicht so wirksam, als die Ge-

„schichte solcher Männer, deren man sich als
„seiner ehemaligen Mitbürger und Verwand-
„ten erinnert, insbesondere aber fehlt ihnen die
„wahre Reizung für uns, auch einmal selbst
„und mit Namen der Nachwelt auf gleiche Art
„empfohlen zu werden, und diese Reizung,
„welche die vernünftige Eigenliebe vielleicht
„nicht deutlich denkt, aber doch allemal em-
„pfindet, ist nicht das letzte Mittel, die Men-
„schen zu Ausübung stiller und wahrer Tugen-
„den zu führen. Ein Ehrenmal, worauf die
„Tugend in ihrem feyerlichsten Gewande auf
„das liebenswürdigste abgebildet ist, wird nie
„so vielen Eindruck in unserm Busen hinter-
„lassen, als das Denkmal, das der Staat
„einem genannten Privatmanne, dessen Fami-
„lie, Freundschaft und Andenken noch lebet,
„zur Dankbarkeit für sein Wohlverhalten er-
„richtet. Hiezu ist, schreibt er weiter, das
„Mittel einheimischer Biographien oder Lebens-
„beschreibungen gewiß das beste und wohlfeilste.
„Unsere Vorfahren kannten diesen großen Plan,
„indem sie die Personalien eines verdienten
„Mannes drucken ließen, und es ist Schade,
„daß die Satyre hier das Kind mit dem Bade

„aus

„ausgeschüttet, und nicht darauf eingelenket, „daß blos verdienten Männern ex decreto rei„publicá dergleichen Ehre widerfahren sollte.“ So weit Möser.

Vor drey Jahren wagte ich es, einige Lebensbeschreibungen hiesiger Bürger, die ich zu meinem Vergnügen aufgesetzt hatte, durch den Druck bekannt werden zu lassen. Sie fanden nicht nur hier Beyfall, wenigstens bey dem größten Theile derer, die sie lasen, sondern wurden auch in Gegenden, wo ich es nicht vermuthet hatte, mit gleichem Beyfall aufgenommen. Meine Absicht kam dabey dem Möserischen Vorschlag ziemlich nahe, nämlich verdienstvoller Männer Angedenken bey der Nachwelt zu erneuern, und sie zu würdigen Mustern der Nachahmung vorzustellen, wiewohl ich es nur als ein Privatmann, und nicht im Namen des gemeinen Wesens thun konnte. Indessen blieb ich nicht bey Vorstellung der Verdienste stehen: Auch lasterhafte, schädliche Männer haben mitten unter tugendhaften Patrioten eine Stelle gefunden. Ich richtete mich nach Plutarchs Gedanken, die er im Leben des Demetrius ge-

äußert, man werde das Leben guter Menschen mit mehr Aufmerksamkeit betrachten und nachahmen, wenn man auch die Geschichte schlechter und tadelnswürdiger kennen gelernet habe. Aus der Ursache sind auch von mir die Fehler rechtschaffener Männer nicht verheelet worden, denn ich wollte keine Lobreden schreiben, worinn die Fehler mit Vorsatz verschwiegen werden; meine Helden sind Menschen, auch der tugendhafteste hat seine Gebrechen, so wie der lasterhafteste auch sein Gutes an sich haben, und manche That verrichten kann, die, wo nicht in Rücksicht auf ihn selbst, jedoch auf das gemeine Beste und auf das Wohl seiner Mitbürger rühmlich genennet zu werden verdienet. Hier ist eine neue Sammlung beynahe von gleichem Plane. Nur wenige sind darunter, die gewissermaßen nicht darein gehören, die mehresten sind Bürger, die sich um ihre Vaterstadt allein, wohl oder schlecht verdient gemacht haben, etliche aber hatten Einfluß theils auf das ganze deutsche Reich, theils auf eins der mächtigsten deutschen Churfürstenthümer, theils auf Gelehrsamkeit und Wissenschaften, indessen waren sie unsere gebohrne Mitbürger,

Männer, die nicht nur unserer Stadt, sondern selbst der deutschen Nation Ehre machten, wenn sie schon zum Theil auch große Fehler hatten.

In der Zeitfolge fehlt bey dieser Sammlung fast ein ganzes Jahrhundert. Die besten und wichtigsten aus dem XVII. sind in dem ersten Theile, so wie die berühmtesten aus dem XVI. in diesem. Gerne hätte ich auch aus unsern neuen Zeiten einige angehängt, die ich wegen des lehrreichen, das daraus gezogen werden kann, ausgewählet hatte. Allein, ich will es nicht läugnen, daß ich hier alle Schwierigkeiten fühlte, die einem Unternehmen solcher Art ankleben, und vielleicht ist eine gewisse Schüchternheit daran Ursache, daß ich es noch nicht wagen wollte, damit hervorzutreten.

Möser hat Recht, und ich bedaure mit ihm, daß die ehemalige Gewohnheit, Personalien von Verstorbenen drucken zu lassen und bekannt zu machen, fast gänzlich abgekommen. Sie gaben, wenn sie auch noch so trocken waren, doch einigen Leitfaden, worüber der Leser nachdenken, und sich an das Gute und

)(4 Schlech-

Schlechte des Verstorbenen erinnern konnte, wenn man schon eigentlich weder Gutes noch Schlechtes darinn von ihm gesagt fand, und ich wünschete, daß dieser Gebrauch, jedoch nach einem richtigern Plane und mit besserer Auswahl, wieder hergestellet würde. Gleichwohl wenn man den Mißbrauch erwäget, und bedenket, wie schwer es, solchem auszuweichen, halte, und wie viel dazu gehöre, die Wahrheit öffentlich vor einer ganzen Gemeine herzusagen, und ihr getreu zu bleiben, so wünschte ich lieber, daß dergleichen Lebensbeschreibungen zwar bald nach dem Tode eines verdienten Mannes, durch einen, dem alle seine Begebenheiten, seine Handlungen, sein Karakter genau bekannt gewesen, mit Treue und Aufrichtigkeit verfaßt und niedergeschrieben, alsdenn aber nicht sogleich öffentlich bekannt gemacht, sondern, wo nicht in ein öffentliches, doch in ein Familien- oder Privat-Archiv niedergeleget, und erst nach langer Zeit daraus der Nachwelt mitgetheilet würden. Denn wirklich, sogleich nach dem Tode eines Mannes, welcher entweder wesentliche oder nur Scheinverdienste hatte, ist der Verfasser der

der Personalien, und auch sein Zuhörer betäubt. Der äußere Glanz der Geburt, der Würden, der Reichthümer, der Familie, verblendet sie, sie sehen nichts als Tugenden und Verdienste, und ein Schmeichler legt ihnen auch nichts anderes vor. Daher kömmt es, daß man gar keine Personalien findet, worinn nur etwas von Mängeln und Fehlern des Verstorbenen, als höchstens von der ihm angeklebten Erbsünde findet. Das ist aber nicht lehrreich für die Nachkommen. Die Zeit kömmt doch endlich, und nimmt die Decke hinweg, eröffnet von dem Todten manchen Fehler, und der vorhin betäubte Zuhörer fängt nun an, auch an dem Guten zu zweifeln, das ihm zuvor war angepriesen worden. Also sind dergleichen Personalien nichts als Elogia, Lobreden, keine eigentliche Lebensbeschreibungen, und entweder partheyisch, oder wohl gar bloße Schmeicheleyen, auf welche sich, zumal in Ansehung der Schilderung der Karakter, durchaus nicht zu verlassen ist. Wie mancher ist in seinem Lebenslaufe als der frömmste Christ, der beste Bürger angepriesen worden, den doch seine Vertraute-

sten ganz anderst kannten, und bey wie vielen sind, nach kurz zuvor abgelesenen und gedruckten Lobeserhebungen, Dinge zum Vorschein gekommen, welche dieselbe gänzlich widerlegten. Hingegen der rechtschaffene Mann, von stiller Tugend, wird oft im Leben nicht, oder doch nur von wenigen erkannt, beym Tode nicht gelobt, und erst die Nachwelt, die sicherste Richterinn wahrer Verdienste, fühlt seinen Werth, und setzt ihn an die rechte Stelle. Ein Staatsmann, es sey in einem großen oder kleinen Staate, oder eine obrigkeitliche Person, hat ohnehin sehr oft ganz zweyerley Seiten. Er kann, äußerlichem Ansehen nach, sein Amt und seine Stelle mit Ehre und Würde bekleiden, und nebenzu im Dunkeln viele Ungerechtigkeiten und Eigennutz sich zu Schulden kommen lassen. Jenes fällt dem großen Haufen in die Augen, über dieses seufzen im Verborgenen die Gedrückten. Ein Richter zumal, ist, wenn er auch gerechtes Urtheil fällt, den Klagen der Parthey, die nicht Recht hat, aber doch zu haben glaubt, allemal ausgesetzt, und ist sie boshaft genug, wohl auch ihren ungerechten Vorwürfen, übeln Nachreden

und

und Verläumdungen. Hat vollends ein solcher Mann das Unglück, in Zeiten zu leben, in welchen Bürgerschaften in Partheyen getheilet sind, so kann er nie unpartheyisch genug handeln, und ist immer in Gefahr, der einen oder der andern zu mißfallen, und in Schriften sogar, die auf die Nachwelt kommen, angegriffen zu werden, so sehr er auch von der einen Parthey erhoben und gepriesen werden möchte. Erst alsdenn, wenn die Stürme des Partheygeistes sich geleget haben, entdecket sich sein wahrer Werth. Allein, zu dessen richtiger Bestimmung gehört genaue Kenntniß vieler Handlungen, welche nicht von jedem auf die Nachwelt kömmt. Noch über dieses ist oft der nämliche Mann ganz ein anderer in seinen öffentlichen, ein anderer in seinen häuslichen Handlungen und Geschäfften. Dort thut er sich Zwang an, um für rechtschaffen und gut angesehen zu werden, sich beliebt und angesehen bey seinen Mitbürgern zu machen, und dadurch die Erfüllung der Wünsche seiner Ehrsucht oder seines Eigennutzes zu befördern. Hier glaubt er keinen Aufseher und Richter scheuen zu dörfen, überläßt

läßt sich ganz seinen oft schändlichen Trieben und Neigungen, und wird in seiner Hütte gehasset, indem ihm außer derselben Ruhm und Ehre zufließet. Der wahre Karakter ist demnach sicherer unter diesen zu finden, als unter jener, zu manches Glücke aber kommen diese nicht so leicht auf die Nachkommenschaft, wie jene, und der spätere Biographe eines längst verstorbenen Helden wird, wenn er nicht das Glück hat geheime Anekdoten zu entdecken, bey dessen Schilderung durch die öffentliche Nachrichten selbst irre geführet. Auch ich bin vielleicht in gleichem Falle, und habe manchen rechtschaffener und besser beschrieben, als er wirklich möchte gewesen seyn.

Vielleicht läßt sich bey Durchlesung dieser Lebensbeschreibungen verschiedenes dieser Gedanken anwenden. Auch in dieser Sammlung sind Männer aufgestellt, die in unruhigen Zeiten gelebet, und sich bey ihren Partheyen in großes Ansehen gesetzet haben, von der andern aber gehaßt und verachtet worden sind. Wie rühmlich denkt und schreibt

von

von Langen der Oestreicher, der Salzburger, und von seinen letztern Lebensjahren überhaupts, der eifrige Katholike; wie nachtheilig der Italiäner und Franzose, und ein eifriger Anhänger Luthers? Kann nicht bey Christoph Ehem eben dieses von Evangelischen und Reformirten in der Pfalz; bey Jacob Hörbrot, von Geschlechtern und denen von Zünften gesagt werden? Wird man aber nicht bey D. Selden zur Bewunderung des rechtschaffenen Mannes hingerissen, daß beyde damals so sehr gegeneinander erbitterte Religionspartheyen, deren Streitigkeiten ihm so unendlich viele Arbeit zugezogen, doch in dem ihm gebührenden Lobe als Staatsmanne übereinstimmen.

Ver-

Verzeichniß
der Lebensbeschreibungen.

Pag.

1. Heinrich Portner. . . . . . 2.
2. Sebastian Ilsung. . . . . . 25.
3. Marx Walter . . . . . . 53.
4. Matthäus Lang, Kardinal und Erzbischof zu Salzburg. . . . . . 73.
5. Johannes Baumgartner. . . 111.
6. Bartolme Welser. . . . . [illegible]
7. Georg Sigmund Seld, Reichs-Vicekanzler. . . . . 251.
8. Jacob Hörbrot. . . . . . 291.
9. Paul Hector Mair. . . . . 331.
10. Christoph Ehem, Churfürstlich-Pfälzischer Kanzler. . . . . . 361.

Heinrich

Heinrich Portner.

2.

Die Biographie eines Bürgers zu wagen, der schon zu Ende des XIII. und bis auf die Hälfte des XIV. Jahrhunderts lebte, ist vielleicht ein Unternehmen, von welchem sich kein allzu glücklicher Fortgang zu versprechen ist. In der That hat man allzu wenige und allzu trockene Nachrichten, von den meisten auch wichtigen und verdienstvollen Männern, um sich mit Wahrscheinlichkeit Hoffnung zu einer glücklichen Ausführung machen zu können. Auch von dem Manne, mit dessen Lebensbeschreibung ich es versuchen will, sagen unsere alten Chroniken sonst nichts als: Volgt wie ein reicher Mann verdarb. Sie erzählen sein Schicksal mit sehr trockenen Worten, und noch dazu setzen sie seinen Fall um 25 Jahre früher, als er sich ereignet hat, wie aus nicht zu bezweifelnden Urkunden zu erweisen ist. Die angeführte Chronik-Rubrik ist zwar sehr kurz, und verspricht nicht viel Gutes von dem Manne, von welchem hier die Rede ist. Allein,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

die Geschichte seines Lebens beweiset, daß er doch nicht ohne besondere Verdienste gewesen. Er war ein Mann, welcher Verstand und Muth hatte, der in Staats- und Kriegsangelegenheiten sich mit Ehre hervorthat, und also gewiß nicht unter die schlechten und niederträchtigen Taugenichts zu zählen ist, der aber von unersättlichem Stolze beherrschet wurde, und, je höher er an Ehre und Würden stieg und zunahm, je unerträglicher wurde, und am Ende sich alles erlaubte, was er zu dessen Sättigung für tauglich und schicklich hielte. Er führte übertriebenen großen Pracht, dadurch er sein Vermögen verschwendete, und hielte zu dessen Ersatz hernach jedes Mittel erlaubt, und bereitete sich selbst auf diese Weise den Weg zu seinem Falle.

Das Geschlecht, daraus dieser Portner entsprossen war, ist ganz gewiß eines der ältesten, die wir in alten Briefen finden, aber bereits vor mehr als dreyen Jahrhunderten erloschen. Ob die Portner schon im XI. und XII. Jahrhundert hier gewohnet, und im Jahr 1010. St. Martinskirche gestiftet haben, lasse ich dahin gestellet seyn. Der Mangel an Urkunden, und die noch nicht gewöhnlichen Geschlechtsnamen, machen die Entscheidung schwer. So viel ist jedoch gewiß, daß sobald dergleichen Geschlechts-

namen

namen vorkommen, sich die der Portner, de Porta, Portenarii, als Geschlechtere zeigen, welche nicht nur große Ehre und große Reichthümer, sondern auch große, von Kaisern und Königen ihnen ohne Zweifel ertheilte und bestättigte Rechte in unserer Stadt besessen, dergleichen keiner ihrer Mitbürger sich anmaßen konnte. Sie hießen nämlich nicht nur Portner, sondern waren es auch wirklich an einem der Stadtthore, das Burgthor genennet, welches hernach abgegangen ist, führten auch deßwegen drey Schlüssel im Wappen, und setzten dahin ihre Unterportner, welche von der Stadt besoldet wurden. Ueber dieses war zu der Zeit kein Geschlecht so reich an Landgütern, wie sie. Die meisten Bürger ihrer Zeiten hatten wohl einzelne Höfe und Unterthanen, von deren Gülten und Abgaben sie lebten, die Portner aber waren im Besitze vester Schlösser und ansehnlicher Dorfschaften. Entweder der Vater unsers Portners, oder er selbsten, erkaufte das benachbarte Schloß Wellenburg von jenen mächtigen schwäbischen Edelleuten, den Kammerern von Wellenburg, und er behauptete daselbst das Ansehen eines Dynasten mit nicht geringem Glanze, der jedoch von demjenigen, was heut zu Tage Pracht genennet wird, himmelweit verschieden war.

 In

In seinen Jugendjahren soll sich in der Gegend dieses Schlosses eine Geschichte ereignet haben, die auch noch bekannt genug ist, wiewohl man nicht bestimmt genug ausgedrücket findet, ob er oder sein Vater daran Theil gehabt hat, nämlich die Geschichte der heiligen Radiana oder Radigunda zwischen 1290. und 1300. Diese Radigunda wartete dem Vieh in dem Schlosse zu Wellenburg, und war eine gottesfürchtige, arbeitsame und getreue Magd, sehr dienstfertig gegen Arme, Kranke und Nothleidende, denen sie nach ihren Umständen zu helfen und beyzustehen suchte. Nicht weit vom Schlosse war damals ein Siechkobel, das ist, ein Haus, in welchem man der Siechen, oder vielmehr der Aussätzigen pflegte. Dergleichen Häuser waren damals in Deutschland an verschiedenen Orten gestiftet, da viele in das gelobte Land wandernde Pilgrame von dorten mit dem Aussatz behaftet zurückkamen, die man Siechen nannte, in dergleichen Häusern absonderte, und ihnen pflegte. Diesen Siechen wartete nun auch die fromme Radigunda, so oft ihr von ihrer Berufsarbeit eine Stunde übrig blieb. Sie gieng nach dem Siechkobel, die Kranken zu reinigen und zu erquicken, brachte ihnen Brod, Milch und Butter, das sie von ihrer eigenen Kost

an

an ihrem Munde versparte. Die übrigen Dienstbothen, die ihre Gänge wußten und merkten, gaben entweder aus Mißtrauen oder aus Neid, sie bey der Herrschaft an, als wenn sie alles dieses abtrüge, und der Portner, um selbst hinter die Wahrheit zu kommen, laurte deßwegen auf sie an dem Wege zu den Siechen. Sie trug eben etwas ersparte Milch und Butter dahin, als er sie zornig anfuhr und fragte, was sie trüge. Die Magd, voll Schrecken, antwortete, sie trüge in dem Fäßlein, das sie hatte, Wasser, Seife, Kamm und Bürste, zu Säuberung der Siechen. Der Herr riß es ihr aus den Händen, durchsuchte es, und siehe, er fand nichts anders; dann durch ein Wunder, sagt die Geschichte, waren Milch und Butter darein verwandelt. Er war also befriedigt, und ließ sie ihre Wege gehen. Allein, die Nothlüge soll dennoch bestrafet werden. Als sie wiederum von den Siechen zurückkehrte, wurde sie von zween Wölfen angegriffen, welche sie jämmerlich zerfleischten. Wandersleute, welche dazu kamen, verjagten zwar die Wölfe, und brachten die arme Radigunda auf das Schloß; allein, die Hülfe kam zu spät. Den dritten Tag hernach starb sie, nachdem sie zuvor ihrem Herrn den ganzen Hergang der Sache entdecket hatte.

Portner, der sich schuldig erkannte, daß er zu der Nothlüge und deren Bestrafung Anlaß gegeben, hatte Mitleiden mit der unschuldigen Radigunda. Er wollte ihr noch nach dem Tode einige Genugthuung verschaffen, und sie in das Erbbegräbniß seines Geschlechtes zu Augsburg beysetzen lassen. Allein, die Ochsen, welche den Wagen zogen, darauf der Leichnam geführet wurde, wollten keine andere Straße, als gegen den Siechkobel, man mußte sie also daselbst begraben. Bey diesem Grabe sollen nach der Zeit viele Wunder geschehen seyn. Man hat eine Kapelle dahin gebaut, welche der Kardinal Matthäus Lang, als er Wellenburgs Besitzer wurde, erneuerte. Man hat die Gebeine aus dem Grabe erhoben, bekleidet, und in einen mit Kristallscheiben versehenen Sarg geleget, und zur Verehrung der heiligen Radigunda jährlich einen gewissen Tag und großen Ablaß bey dieser noch heut zu Tage stehenden Kapelle angesetzt. An den Hauptumständen dieser Geschichte ist nicht zu zweifeln. Man kann aber hingegen keineswegs die Zeit genau bestimmen, in welcher sie sich zugetragen hat. Vermuthlich fällt sie in die jüngern Jahre unsers Portners, von welchen wir überhaupt keine Nachricht haben.

Die Geschichte redet allein von seinen männlichen Jahren, und stellt uns in denselben Portnern als einen Kriegsmann, wie seine meisten wenigstens angesehensten bürgerlichen Zeitgenossen, vor, der sich fleißig in Waffen und auf der Jagd übte, auch ohne Zweifel manchen Ritt in den unruhigen Zeiten der Befehdungen, theils neben andern Bürgern zum Dienst seiner Vaterstadt, vielleicht auch zum Dienste des Kaisers oder seines Lehenherrn, des Bischofs, vielleicht auch als Söldner einer andern Stadt, nach den Sitten damaliger Zeiten, mitmachte. Indessen mag er sich auch beyzeiten eine Kenntniß der Rechte und Gewohnheiten seines Vaterlandes erworben haben. Und hiedurch, so wie durch seinen Reichthum, setzte er sich in großes Ansehen, und bahnte sich den Weg zu den vordersten Ehrenstellen.

Zu dieser Zeit gab es beständige Strittigkeiten und Zänkereyen unter größern und kleinern Benachbarten in Deutschland, und jeder verfochte seine Rechte nicht mit der Feder, sondern mit Feuer und Schwert. Zumal ereigneten sich dergleichen, wenn etwa ein Kaiser starb, und also kein Richter im Lande, und ein Zwischenreich zu besorgen war. Die weniger mächtigen, welche

sich vor den größern zu fürchten Ursache hatten, schloßen alsdenn, wenn sie schon vorher sich selbst untereinander herumgebalget, Vereine und Bündnisse zu gemeinsamer Vertheidigung. Dergleichen Bündnisse errichteten auch nach Kaiser Albrechts von Oestreich gewaltsamem Tode, zu welcher Zeit auch der hiesige Bischof Degenhart, aus dem Geschlechte von Helenstein, gestorben war, die Herzoge Rudolph und Ludwig von Baiern mit dem hiesigen Domkapitel und unserer Stadt. Diese Fürsten und Stände wünschten Land, Unterthanen und Bürgerschaft in Ruhe zu erhalten, sie traten also zusammen, und setzten eine gemeinschaftliche Kammer nieder, worinn alle Uneinigkeiten, welche sich zwischen ihnen und den ihrigen anspinnen konnten, in der Güte entschieden werden sollten. Diese Kammer bestunde aus acht Personen, davon viere von den Herzogen, und viere von der Stadt gesetzet wurden, und unter diesen letzten war auch Heinrich Portner. Die bey dieser Vereinigung gemachte Verordnung hat darinn etwas besonders, daß man vestsetzte, wenn eine Klage für die Achte gebracht wurde, über deren Entscheidung sie nicht eins werden könnten, so sollen der Kläger und der Beklagte mit dreyen Würfeln werfen, und welcher Theil weniger werfe,

dem soll von seinem Theile einer von den vieren abgehen, und die sieben sollen das Recht darüber sprechen.

Man weis weiter nichts von den Verrichtungen dieser Kammer. Vermuthlich gieng ihr Geschäffte nach der Wahl eines neuen Kaisers und Bischofes zu Ende. Indessen zeigt sich daraus, daß Portner zu solcher Zeit einer der Rathgeben, d. i. Rathsherren unserer Stadt gewesen, auf welchen man wegen seiner Einsichten in Rechtshändel ein vorzügliches Vertrauen gesetzet. Man findet noch andere Urkunden von diesen Zeiten, die Beweise für sein nicht ohne Grund erlangtes Ansehen an die Hand geben.

Dieses Ansehen wuchs besonders, als er sich bey dem nachfolgenden Kaiser Ludwig dem IV. aus Baiern, in große Gnade setzte. Vermuthlich erlangte er diese Gnade dadurch, daß er die Stadt und Bürgerschaft überredete, diesem Kaiser vorzüglich getreu zu bleiben, und ihm wider den Gegenkaiser Friederich Hülfe zu leisten. Er kam während dieser kaiserlichen Regierung viermal zu der obersten Stelle des Regimentes, nämlich der Stadtpfleger-Würde; denn vor Einführung der Zünfte wurden, so wie jetzt, die zween vordersten

der

der Rathgeben Stadtpfleger, gleichwie während der zünftischen Verfassung, Burgermeister, genennt [a]. Allein, er hatte bey dieser Ehre nicht Gewalt genug über sich, sondern mißbrauchte nicht nur die ihm vom Kaiser geschenkte Gnade, sondern auch das ihm von seinen Mitbürgern ertheilte Ansehen, durch Ränke und Streiche, die seinen Fall nach sich zogen. Zwar erwarb er sich unter der Zeit, als ein muthiger und kluger Anführer eines Hausens Kriegsvolkes, Verdienste. Eben die Wahl zweyer Kaiser gab in dem Reiche von neuem zu mancherley Fehden Anlaß, da auch die kleinsten Edelleute Parthey nahmen, und ihre Nachbarn befehdeten. Besonders waren Handelsstädte, wie Augsburg, solchen Befehdungen oder vielmehr Räubereyen häufig ausgesetzt, weil da an Kaufmannsgütern gute Beute zu machen war, welche den Edelleuten, die darauf in ihren Schlössern laurten, trefflich anstunde. Solche Raubnester gab es genug um die Stadt, und unter andern waren Kaltenberg und Haldenberg, nicht weit von Landsperg, dergleichen, aus welchen der hiesigen nach Italien handelnden Kaufmannschaft mancher Schaden zugefüget wurde. Der Rath schickte [b], sie zu erobern und zu zerstören, einen Theil

a 1324. 28. 34. 40. b 1328.

Theil der Bürgerschaft mit den Söldnern, d. i. den Kriegsmännern, welche der Stadt um Sold dienten, und von dem Rath zu Beschützung der Stadt gegen auswärtige Feinde gebraucht wurden, worunter vielmals vornehme Landedle waren, hinaus, und Heinrich Portner hatte die Oberbefehlshaberstelle über diejenige Mannschaft, welche nach Haldenberg beordert war. Er nahm, um das Schloß zu erobern, welches nach damaliger Art starke Mauern hatte, große Kriegsmaschinen mit sich, nämlich Katzen oder Sturmdächer, womit diejenige bedecket wurden, welche die Mauern bestürmten, und er gebrauchte den Tummler, eine Maschine, dazu eine Ochsenhaut nöthig war, deren übrige Einrichtung aber nicht mehr bekannt ist, als daß einige davor halten, es sey damit eine Art Bomben oder Kugeln, um das Schloß oder die Stadt, die man belagerte, dadurch in Brand zu stecken, hineingeschleudert worden. Durch diese Mannschaft und Maschinen wurde das Schloß bald erobert. Es gehörte damals dem Edelmann Engel von Haldenberg, welcher den Bürgern und deren Gütern und Unterthanen, mit seinen Helfern und Raubgenossen, wider alles Recht und ohne Schuld unsäglichen Schaden zugefügt. Portner nahm im Namen der Stadt, welcher

welcher nach der Eroberung dieses Schloß zur Schadloshaltung zugesprochen worden, davon Besitz, und erhielte für seine Auslagen I. Pfund Pfennige; für Wein I. Pf. VI. Schill; für Brod VII. Schill und IV. Pfen. Der Rath setzte alsdenn eine kleine Besatzung oder Burghut dahin, und gab sich Mühe, das Schloß mit den Gütern wiederum zu verbessern, verlor es aber nach der Zeit, man weis nicht auf welche Weise. Außer diesen obrigkeitlichen und kriegerischen, machte sich Portner auch auf andere Weise Verdienste um Kirchen und Klöster, denen er aus Andacht oder aus Eitelkeit Gutes that, wie er denn erst zwey Jahre vor seinem Falle [c], nebst seinen beyden Söhnen, Herrn Peter dem Portner, Ritter, und Heinrich dem Portner, einen Hof zu Täfertingen dem St. Martinskloster als ein Geschenk übergeben hatte.

Allein, eben zu der Zeit, da Portner durch die Gnade des Kaisers, durch Würden und Thaten sich auszeichnete, übernahm er sich seines Glückes, nicht nur durch unerträglichen Stolz, sondern auch durch erstaunenden Pracht und Aufwand, der ihm den Verlust seines Vermögens zuzog.

c 1346.

zuzog. Er und seine Söhne begegneten ihren Mitbürgern mit unerhörter Geringschätzung und Verachtung, und der eine derselben, Peter, der noch dazu sich mit erhaltener ritterlicher Würde brüstete, schlug in seiner Hoheit einen unschuldigen Becken hier zu Tode, so daß man gegen ihn, auf die Klage der Anverwandten, die Acht erkannte, und ihn aus der Stadt verwies [d]. Worinn eigentlich sein Aufwand bestanden, melden unsere Chronikschreiber nicht, und glauben genug gesagt zu haben, wenn sie ihn dem Aufwand eines Grafen vergleichen. Vermuthlich bestund er in einer übermäßigen Anzahl von Muntmännern oder von Dienern, von Pferden, Hunden, und gehaltenen Gelagen, wie auch von Pfeifern, Spielleuten und Narren. Der übermäßige, sein Einkommen weit übersteigende Aufwand nöthigte ihn eines Theils Schulden zu machen, und verleitete ihn andern Theils Bestechung oder Rathschatz zu nehmen, und das Recht zu verkaufen. Als Stadtpfleger, bey dem alle Rechtshändel zuerst angebracht wurden, der auch, wenn sie an die Rathgeben kamen, Vortrag und erste Stimme unter solchen hatte, fand sich dazu die beste Gelegenheit. Er that es aber auf die unverschämteste

Weise,

d 1346.

Weise, dann er nahm Bestechung öfters ganz unverborgen von beyden Theilen. Natürlich ist es, daß Portner sich in eine große Schuldenlast versenkte. Sie war um so größer, je größer bey seinen schönen Gütern zuvor sein Kredit gewesen. Hauptsächlich hatten die Juden an ihn große Schuldforderungen. Diese wohnten damals in großer Anzahl in der Stadt selbst, und hatten den größten Theil der Handlung, zumal der Wechselhandlung, in ihrer Gewalt, so daß sich viele reiche Leute unter ihnen fanden, die sich aber auch kein Gewissen machten, Christen zu betrügen und zu übernehmen, und sich dadurch für den Drang, darinn sie leben mußten, und für tägliche Beschimpfungen und Plackereyen, zu rächen. Denn wenn sie schon auch außerordentliche Rechte, z. B. ihren Gottesacker, ihr eigenes Badhaus, ihr Tanzhaus hatten, ein besonderes Insiegel führten, ja sogar in ihren Angelegenheiten zween am Gerichte saßen, so waren sie jedoch, nicht nur bey dem gemeinen Volke, sondern auch bey Vornehmern, besonders bey der Geistlichkeit, welche gegen sie Religionshaß hegete, dergleichen beständig ausgesetzt, und vielfältig wurden in Ansehung ihrer alle Pflichten der Menschlichkeit gänzlich vergessen. Die alten Chronicken wollen behaupten, daß diese

Judenschulden vorzüglich zu Portners Falle die Veranlassung gegeben hätten. Zenk schreibt, Portner habe gemuthmaßet, es wollte der Kaiser Ludwig der IV. die Juden vertilgen, deßwegen habe er von ihnen sehr viel Geld genommen, in der Hoffnung, er werde es nicht mehr bezahlen dörfen; da aber aus solcher Vertilgung nichts worden, sey er darüber verdorben. Dieses wird in das Jahr 1324. gesetzt, in welchem Portner erst zum erstenmal Stadtpfleger wurde. Indessen ist richtig, daß eben diese Judenschulden auf andere Weise zu seinem Verderben gereichten. Er erhielte sich bis nach Kaiser Ludwigs Tode immer in gleichem Ansehen. Vielleicht hatte er noch immer Kredit, vielleicht machte er sich durch die Gnade des Kaisers bey seinen Gläubigern fürchterlich, daß sie es nicht wagten, ihn anzugreifen. Allein, nachdem dieser Kaiser gestorben war, und Karl der IV. die Krone behauptete, verlor er diese Stütze um so mehr, als er ein Anhänger Ludwigs gewesen war, und seine Gläubiger machten sich um so weniger Bedenken, auf ihre Bezahlung mit allem Ernst zu dringen. Das nöthigte ihn endlich zu einem Schritte, der zwar noch erlaubt war, nämlich zum Verkauf seiner Güter, besonders der Herrschaft Wellen-

burg [e], verleitete ihn aber auch zu andern, die seine vorhin erlangte Ehre völlig zu Grunde richteten, und ihn nicht nur zu einem armen Manne machten, sondern auch mit Schimpf und Schande befleckten.

Wenn die Haushaltung eines vorhin reich gewesenen, und zu Pracht und Wohlleben gewöhnten Mannes in Unordnung geräth, so sind gemeiniglich die Folgen davon abscheulich. Man will auf den alten Wegen fortwandeln, macht sich falsche Begriffe von der Ehre, will diese behaupten, und um die Mittel dazu zu erlangen, setzt man Gott, Gewissen, Vaterland und Geschlecht hintan, und erwählt oft die schändlichsten Mittel, in der Absicht, seine Ehre zu erhalten. Das that auch Portner, und zwar auf eine Weise, welche den Sitten seiner Zeiten angemessen war, nämlich in Unruhen und Verwirrungen, unter welchen er hindurch zu schlüpfen sich Hoffnung machte. Er hetzte den Rath gegen die benachbarten von Adel auf, und zog ihm ihre Feindschaft zu, heimlich aber hielt er es mit ihnen, schwur wider die Gesetze seiner Vater-

---

e 1348.

Vaterstadt, welche dergleichen ausdrücklich verbothen, in ihre, der gemeinen Ruhe schädliche Bündnisse, und nahm Theil an dem Raube, den sie von den Bürgern machten. Darüber aber fiel die Stadt in kaiserliche Ungnade, und mußte solches Verbrechen ihres Oberhauptes um so mehr mit einer großen Summe Geldes büßen, als ohnehin Karl der IV. mit Freuden die Gelegenheit ergriff, wo er auf solche Weise an die Städte kommen konnte.

Allein, Portner gieng noch weiter. Kaiser Karl hatte, theils aus Religionshaß, theils aus Raubgierde, ein schreckliches Gericht über die hiesigen Juden beschlossen, nämlich sie alle zu vertilgen. Sie wurden an einem Tage daselbst von der Bürgerschaft, nach dem von dem Kaiser erhaltenen Auftrag, zum Theil verbrannt, zum Theil erschlagen. Man bemächtigte sich ihrer Häuser und Güter, davon einen Theil der Kaiser, und etwas die Stadt sich zueigneten. Dieser Gelegenheit wollte sich Portner bedienen, um eine rechte Verwüstung anzufangen, im Trüben zu fischen, durch Raub sich zu erholen, und sich also aus seinen Bedrängungen heraus zu reissen. An diesem Tage der Unruhen, da er vermuthlich

selbst den Auftrag hatte, gegen die Juden sich mit seinen Leuten zu setzen, oder für die Sicherheit der Stadt Sorge zu tragen, that er gerade das Gegentheil. Er wollte sich der Thore bemächtigen, und die Edelleute, mit denen es abgeredet war, nebst dem Bauersvolk, das er beschickt hatte, hereinlassen, um die Wohnungen, nicht nur der Juden, sondern aller Reichen, zu seinem Vortheil zu plündern und zu verheeren. Es gelang ihm nicht; der Anschlag wurde entdeckt, und ohne Zweifel kam Portner in Gefangenschaft. Die Rathgeben sahen hierauf zur Sicherheit der Stadt für nothwendig an, diesen vormals verdienstvollen, hernach aber höchst gefährlich und schädlichen Mann aus der Stadt und Gegend zu verweisen, und zugleich auch dessen Sohn Heinrich mit in die Strafe einzuschließen, der vermuthlich an dem Auflauf und der Verrätherey großen Antheil gehabt hatte. Sie mußten beyde die Urphede abschwören, und der Stadt eine mit ihren Insiegeln bekräftigte Urkunde ausstellen, daß sie weder in die Stadt, noch in deren Gegend, bis auf drey Meilen um die Stadt, nimmermehr kommen wollten [f], so lange sie leben. Doch man glaubte sich hiebey

noch

---

f 1349.

noch immer nicht sicher genug. Die Rathgeben besorgten, es möchte sich Portner an Kaiser Karln wenden, und eine Fürbitte auswirken; sie kamen ihm also zuvor, und suchten solches abzuwenden, erhielten auch gnädiges Gehör. Der Kaiser machte sich durch eine eigene Urkunde, erst vier Jahre hernach noch verbindlich [g], daß er für den verwiesenen Portner weder selbst jemals bitten, noch zugeben wollte, daß es durch jemand in seinem Namen geschähe; und wofern jemand mit Gewalt wiederum sie in die Stadt bringen und setzen wollte, so sollte derselbe in schwere Ungnade fallen, es wäre denn, daß die Rathgeben selbst darein willigen wollten, ihn wieder aufzunehmen.

Dieses geschah nicht, und vielleicht war auch Portner zu stolz dazu, darum gute Worte zu geben, und wollte lieber im Elend seine Tage endigen. Er war aber zur Zeit seines Falles schon wirklich bey hohem Alter, und allen Muthmaßungen nach, nahe bey siebenzig Jahren. Ungeachtet er in seiner Jugend sich in Waffen hübsch getummelt, so war doch nun die Zeit vorbey, auch fehlten ihm Vermögen, Ansehen und Freunde. Was aus seinem Sohne worden, ist unbekannt,

g 1353.

vermuthlich war er außer Stand, dem Vater zu helfen, und die noch übrigen aus diesem zahlreichen Geschlecht nahmen sich seiner nicht an. Noch eins blieb ihm übrig sich des Hungers zu erwehren, nämlich seine Kenntniß der Landesrechte und Gewohnheiten. Er bediente sich dieses Mittels, sein Leben zu erhalten, und dieser stolze Mann, welcher vormals als Obrister einer ansehnlichen Rathsversammlung, in einer der vornehmsten Städte Deutschlands, Reichen und Armen einer zahlreichen Bürgerschaft Recht gesprochen, in Kriegen rühmlich ihr Anführer gewesen, prächtig gelebet, Herr von großen Gütern und vielen Unterthanen gewesen, sahe sich nun, nach dem Maaße seines vorigen Ansehens gewürdiget, in der tiefen Erniedrigung, einen Fürsprecher der Bauern bey ihren Aemtern und Gerichten abzugeben, und in solcher Erniedrigung ein kummervolles Leben traurig zu enden.

Sebastian Jlsung.

Ein Liebhaber der alten Geschichte wünschet sich sehr gerne in diejenige Zeiten hinein, darinn der Held gelebet, von dessen Thaten er lieset oder schreibet. Er möchte gerne ihn selbst kennen, von Angesicht kennen, auch in Kleinigkeiten handeln sehen; sein gesellschaftliches Leben im Hause mit Weib, Kindern, Dienstbothen betrachten, seine Kleidung, Sitten, Lebensart ausforschen und sich vorstellen, das würde ihm das lehrreichste Vergnügen erwecken. Allein, das ist in der Geschichte des mittlern Zeitalters, wo wenig geschrieben worden, ungemein schwer. Leichter ist es, die Sitten und die Lebensart der Griechen und Römer kennen zu lernen, als unserer Vorfahren aus solchen Jahrhunderten. Die Quellen sind zu selten, zu unrein, daraus solche Nachrichten geschöpft werden könnten; auch sind die Sitten zu rohe, zu ungeschliffen, als daß man mit deren Beschreibung Personen, die feinere Sitten und Lebensart gewohnt sind, auf angenehme Weise unterhalten könnte.

Bey dem allem hatte der Ritterstand, welcher in diesen Zeiten des mittlern Alters blühete, et-

was sehr reizendes. Die Begriffe von Tugend, Ehre und Höflichkeit, die ihm eigen waren, mit den Gesetzen, die sich darauf bezogen, und die ein Ritter zu halten beschwören mußte, haben in der That etwas großes, und gaben dem Manne, der mit solcher Würde geschmücket war, ein treffliches Ansehen, bey Hohen und Niedern. Es gehörte allerdings Geburtsadel und ehrbares Herkommen dazu, um zu dieser Würde fähig zu seyn. Doch dieses allein war nicht hinlänglich, man mußte sich auch durch unsträflichen Wandel und tapfere Thaten dazu geschickt machen, wenn man zu solcher Ehre wirklich gelangen wollte. Es gehörten dazu auch Reisen und Wallfahrten an heilige Orte, Vertheidigung der Unschuld, Rettung der Ehre, Beschützung des Glaubens. Außer dem allgemeinen Ritterstande, wurden von verschiedenen Königen und Großen besondere Ritterorden und Gesellschaften errichtet, welche bey einer nähern Verbindung gleichen Endzweck hatten. Doch waren diejenige, welche in solche Gesellschaften aufgenommen wurden, eben nicht Ritter, obwohlen alle Eigenschaften des Ritterstandes bey ihnen erfindlich seyn mußten. Denn nur ein Ritter konnte wiederum einen andern zum Ritter schlagen, und nicht einmal alle Könige und Für-

sten

sten gelangten zu solcher ritterlicher Würde. Königinnen und Fürstinnen aber konnten ohnehin solche nicht erhalten. Gleichwohl konnten auch Frauen dergleichen Gesellschaften errichten und mittheilen. Diese Gesellschaften hatten ihre eigene Zeichen, welche denen umgehängt wurden, welche darein aufgenommen waren, und machten denen, welche sie trugen, nicht wenig Ehre. Auch dazu wurde gutes Herkommen erfordert, doch scheinet der Beweis verrichteter Kriegsthaten dazu nicht so nöthig, wie zum Ritterstande, gewesen zu seyn.

Eine geschriebene Nachricht eines Mannes, welcher in viele dergleichen Gesellschaften aufgenommen worden, und sich durch Reisen und Thaten sehr hervorgethan, die ich durch die Gewogenheit eines seiner noch in Ehren stehenden Nachkommen erhalten habe, reizt mich, so mangelhaft solche immer ist, dessen Lebensgeschichte zu bearbeiten, und das Bild eines Mannes aufzustellen, welcher sich, so lange er lebte, in ritterlichen Uebungen und Sitten hervorgethan, rechtschaffen und rühmlich gewandelt, den Kaisern und dem Reiche in mancherley Zügen getreu gedienet, in seiner Vaterstadt aber sich als ein ehrbarer guter

Bür-

Bürger bezeiget, wenn er schon am Regimente niemals Theil erhalten hat, noch solches gesuchet haben mag. Dieser Mann ist Sebastian Ilsung. Sein Geschlecht, dessen Ursprung sich in Nebel und Dunkelheit hüllet; ist billig unter die ältesten in Augsburg zu zählen. Er selbst hat eine Beschreibung seiner Familie verfaßt, und darinn aus Urkunden und Denkmalen bewiesen, daß der älteste Bekannte seiner Vorfahren mehr als 200 Jahre vor ihm in Ansehen gelebt, und daß dessen Nachkommen sich theils in obrigkeitlichen, theils in ritterlichen Ehren und Würden hervorgethan haben. Es ist nicht übel zu lesen, was er von seinem und anderer alten Geschlechter Herkommen schreibet, und giebt einen guten Begriff von den Sitten der alten Bürger, wenn er sich in seiner alten Sprache auf folgende Weise ausdrückt:

Hey ist zu merken von dem Herkommen der Burger us den alten stetten als Augspurg und ander alt vnd groß stett der vil send die werden genannt die alte geschlecht die ir fordern von zwaihundert vnd dreihundert Jaren sich irs aigentums gegangen hand, gericht, merk dörffer vnd weyller vnd schloss of dem land gehebt hand, auch große Gestifft getan hant, ir allt fordern vnd ire

wappen

wappen zu schimpf vnd zu ernst gebraucht hand, kaysern vnd königen nachgezogen send, in bottschafft oder reyßweiß, vnd der fordern wohl getan hand vnd das beweissend, mit alleten vrkunden oder Sigel vnnd brieff. ach wer zu sollchen allten geschlechten heurathen vnd sich zu in tend vnnd noch eren gedenken. Dieselbigen all werden genant die erbrigkeit darumb daz sy vnd ir fordern sel lang in großen eren vnnd stand vnnd rechten her send komen, daz haist die erbrigkeit. vnd wirt der antwerkmann schnider, schuster, mezger oder weber sein vir sich selbst vnd darumb daz man die antwerk leut nit nent die erberkeit in daz zu mist. Daz vermaint etlicher im argen, vnd wirt doch nit damit geschmecht, den sein nam vnd geschlecht send nit in selichen eren her kommen noch deren kenbar machen alz die allten Geschlecht die von solichen eren hey send, alz vor geschrieben statt.

Für diese Ehrbarkeit war Ilsung sehr eingenommen, jedoch ohne andere Stände zu verachten. Zwar hielt er für schädlich, wenn der gemeine Handwerksmann mit dem Pöbel eine Stadt regierte, so wie zu seinen Zeiten in Augsburg geschahe; dagegen aber für löblich, wenn die erbrigkeit die Ding ermeßen mit sant ander erbern

Zünff-

Zünfften, nach der Verfassung, welche vor Einführung der Zünfte-Regimentes war, und wie sie nach Abschaffung derselben, meistens wieder hergestellet worden.

Dieser staatskluge und mannhafte Ilsung nun, war Georg Ilsungs Sohn, eines Mannes, der schöne Güter besaß, und in gutem Ansehen lebte, wiewohl sonst wenig von ihm bekannt ist. Vermuthlich lebte auch er, wie seine Vorfahren, von seinen Gütern und Renten, und diente vielleicht Kaisern und Königen oder seiner Vaterstadt in Sold. Diese seine Vorfahren hatten sich nicht nur dadurch, sondern besonders auch durch ihre Frömmigkeit, hervorgethan. Sie stifteten Kirchen, Kapellen, Messen und Processionen, und erwarben sich dadurch viele Ehre bey der Geistlichkeit, welcher dergleichen Stiftungen jederzeit sehr willkommen waren. Sebastian muß von Kindheit an große Neigung zu Reisen und ritterlichen Uebungen gehabt haben, die zu diesen Zeiten unter den ehrbaren Geschlechten, vornehmlich bey dem seinen, sehr beliebt gewesen. Einige wollen, daß er in seiner Jugend mit Herzog Albrecht von Oesterreich eine Fahrt in das gelobte Land gemacht habe. Allein, da Herzog Albrecht

diese

diese Reise bereits im 1395sten Jahr unternommen, Sebastian aber im 1446sten seine Reise nach Spanien gemacht hat, und damals, wo nicht noch ein munterer Jüngling, doch gewiß ein rüstiger und nicht betagter Mann gewesen ist, so läßt sich diese Nachricht nicht wohl auf ihn anwenden. Vielmehr glaube ich, daß derjenige Sebastian Ilsung, welcher die Fahrt in das gelobte Land mit gemacht, ein Bruder von dem Großvater des unsern gewesen, welcher nachmals Bürgermeister wurde, und welchen einer seiner nächsten Anverwandten, wegen einer Erbschaftsirrung, bey einer Hasenbeize auf der Haide zwischen Leuterhofen und Pfersen angegriffen und erschlagen, über welche Begebenheit, die sich 1425. ereignet, noch ein steinernes Denkmal auf gedachter Haide zu sehen ist.

Hingegen ist dieses gewiß, daß Ilsung, sobald er zu männlichen Jahren gekommen, sich in ritterlichen Tugenden hervorgethan, und ein braver Kriegsmann gewesen ist. Zu den Zeiten, da Herzog Albrecht von Oesterreich nach dem Tode seines Schwiegervaters, Kaiser Sigmunds, das Königreich Böhmen in Besitz nahm, und zum römischen König erwählet wurde, entstunden in

Böh-

Böhmen gewaltige Unruhen, die eines Theils von den noch nicht gänzlich gedemüthigten Hußiten ihren Ursprung hatten. Albrecht zog mit einer Reichshülfe gegen sie zu Felde [a], und brachte sie bald zur Ruhe, so, daß ihn ganz Böhmen als König erkannte. Zu dieser Reichshülfe zog nun auch Ilsung auf eigene Kosten, d. i. als ein Freywilliger, nicht um Sold, sondern um Ehre, rüstete sich und etwan einen oder mehrere Knechte, und that dabey dem Kaiser und Reich gute Dienste. Der Kaiser wollte solche Dienste auch mit Ehre belohnen, er gab ihm seine Gesellschaft und Liverey, und diese wurde ihm zu Breßlau von einem Ritter umgehängt.

Es ist unbekannt, ob Ilsung nach dieser Zeit, in den nächsten acht Jahren, noch weiter dem Kaiser und dessen Nachfolger Friederich, oder seiner Vaterstadt Dienste gethan, gleichwie man auch nirgend findet, in welchem Jahre er sich an Clara Honoldin, eines sehr angesehenen Bürgers Tochter verheyrathet hat. Ohne Zweifel ist er während dieser Zeit nicht ruhig gesessen, wenigstens hat er sich mit seinen Gütern und Renten beschäfftiget, und mit ritterlichen Uebungen,

Ste-

a 1439.

Stechen, Jagen, Reiten u. d. gl. ergötzet. Allein, von dem allem gedenkt er in seinen Handschriften nichts. Weitläuftiger ist er dagegen in Beschreibung einer Reise oder Wallfahrt an die heiligen Oerter in Spanien, deren Erzählung manches Sonderbare in Ansehung der Sitten und Gewohnheiten, und der Leichtglaubigkeit seines Zeitalters, wie auch einige nicht unbeträchtliche historische Umstände enthält, und eine nähere Bekanntmachung verdienet. Er trat seine Reise [b] am Montag nach dem Palmsonntag des 1446sten Jahres zu Pferd an, und ritt nach Memmingen. Dort war sein erstes, sich an den Hochmeister des deutschen Ordens zu wenden, von welchem ihm sehr viel Ehre widerfuhr. Dieser Herr gab ihm nicht nur Empfehlungsschreiben, sondern auch einen Priester mit, welcher auf der ganzen Reise sein Dollmetscher war. Zuerst reiste er durch die Schweiz. In diesem Lande wurde er einige Zeit an seiner Reise gehindert. Es war damals darinn große Verbitterung gegen die Oesterreicher. Nun wurde Ilsung für einen solchen angesehen, weil er krause Haare trug, und also wurde

---

b 1446.

wurde er zu Luzern angehalten, und mußte, als man ihn los lies, schwören, sich wiederum zu stellen, von welcher Verpflichtung ihn hernach aber der Rath zu Bern entledigte. Alsdann ritt er nach Genf, und hatte die Ehre, dem Papste Felix V. welcher zuvor unter dem Namen Amadäus der VIII. Herzog zu Savoyen gewesen war, und daselbst sich aufhielte, durch dessen Kämmerling, einem gebohrnen Deutschen, vorgestellt zu werden, und ihm die Füße zu küssen. Dieser empfahl ihn seinem Sohne, den er ehe er nach dem Tode seiner Gemahlinn in den geistlichen Stand getreten erzeuget hatte, dem Herzog Ludwig von Savoyen, welcher ihm, wie er sich immer auszudrücken pfleget, ausnehmend viele Zucht und Ehre erzeigte. Ilsung wurde dessen Gemahlinn, wie auch den Prinzen und deren Gemahlinnen vorgestellt, er knieete vor dem Frauenzimmer nieder, und küßte ihnen die Hände; der Herzog ließ ihn durch zween Ritter dem Gesandten des Dauphins empfehlen, und gab ihm zu seiner Reise einen reitenden Bothen mit seinem Schilde mit, auch hatte er einen Barzesant oder Bedienten, welcher nebenher zu Fuß laufen mußte, und also war seine Gesellschaft der Dollmetsch, der reitende Bothe und der Barzesant.

Unser

Unser Reisender zog also weiter durch Frankreich. Er macht von den Denkwürdigkeiten, besonders von den Heiligthümern, die ihm aufstießen, Beschreibungen, welche wohl heut zu Tage ein wandernder Schneidersgesell besser macht, die aber seinem Zeitalter zuzuschreiben sind. Zumal ist er sehr geschickt in Verdeutschung der Namen der Städte und Länder, die er besuchte, wie davon noch einige Beyspiele vorkommen werden. Er gieng über Toulouse (in seiner Sprache de losan) und Vienne. Dort beschreibt er das Kloster des heiligen Antonius, und die große Wallfahrt dahin, besonders das Ansehen des Hochmeisters darinn: der ist alls mechtig das man allweg kniegen muß wenn man mit im rett. Dort sah er den Körper des heiligen Anton in einem goldenen Sarg liegen, und seinen Arm köstlich eingefaßt, und große Reichthümer, welche dahin gestiftet worden waren. Dieser Hochmeister bewies ihm nun sehr viel Ehr und Zucht. Er schenkte ihm, so lange er da war, alle Morgen und Nachts rothen und weißen Wein. Er ertheilte ihm den St. Antoni Orden und den mit dem Glöcklein, und schrieb ihn in die Brüderschaft ein, mit dem Beding, daß er nach seinem Tode entweder das empfangene Halsband,

 oder

oder ein halb Mark Silber nach Memmingen in den Spital geben soll. Er ließ ihn seinen Pallast sehen, der sehr köstlich gewesen, ja er hätte ihn gerne an seinen Hof gezogen, welches aber Ilsungs Gelegenheit nicht war. Das beste war, daß er ihm Briefe an seine Freunde, besonders die seines Ordens, nach Spanien mitgab, welches die Reise sehr erleichterte. Zu Nismes (Neimus) sah er den großen Tempel, vermuthlich das Amphitheater, von dem er nicht glaubt, daß es Menschen gemacht haben, dann es nit menschlich sey, und macht eine andächtige Beschreibung, wie Kaiser Karl diesen Tempel und die Abgötterey der Heyden zerstört, und wie ihm ein Engel ein Schwert und einen blauen Schild mit drey gel gilen (den drey Lilien des königlich französischen Wappens) in der Schlacht gebracht, damit er einen herrlichen Sieg erhalten. Auch sah er dort die Gräber der christlichen Ritter, die in dieser Schlacht erschlagen worden, welche vermuthlich gleichfalls römische oder gallische Alterthümer gewesen sind, welche zu Ilsungs Zeiten für Gräber christlicher Ritter ausgegeben wurden.

Ferner gieng seine Reise nach Barcellona, der Hauptstadt in Catalonien, die er für die herrlichste

lichste Stadt hält, darein er gekommen war, in welcher viele mächtige Herren wohnten, und große Handlung getrieben würde. Von dort aber gieng er von dem Weg ab, nach einem Kloster, welches er Münsterroth heisset. Es ist kein anderes, als das berühmte Kloster Nuestra Sennora di Montserrate, welches erst kürzlich der Engländer Philipp Thickneß in seiner Reisebeschreibung umständlich abgeschildert hat. Unsers Wallers Nachrichten davon sind aber um so kürzer. Er schreibt nur: da hat yedermann zu essen und zu trinken, wer kommt, vnnd ain Schloß ist auch ainer halben meyl da ob, da sieht man die ainsidler in den Felsen gon. Zu Tortosa fand er die Königinn von Arragonien, Maria, die Gemahlinn Alphons des V., eine Tochter des Königs Heinrich des III. von Castilien. Diese gab ihm ihre Gesellschaft, eine weiße Stol mit einem Kettelein daran auch ein Halsband mit Kenten vnd ein Greif daran, zu Ehren der Himmelskünigin Maria. Sie hieng ihm solche mit eigenen Händen um, und küssete ihn auf die Wange. Sie redete viel mit ihm, hatte viel schöne Jungfrauen, und gab ihm Briefe an ihren Bruder, den König von Spanien. Er meynt, sie sey heilig gewesen.

Die Reise gieng alsdann durch Arragonien, worinn damals noch eine Menge Heyden und Juden wohnten, nach dem Königreich Navarra (Nafren). Dazumal war nur der Prinz Karl von Viana in der Hauptstadt Olite (olel), regierte aber mehr als sein Vater. Er bezeigte sich ungemein gnädig gegen Ilsung, der von einem Herold zu ihm geführet wurde, und gab Befehl, daß er auch seiner Gemahlinn vorgestellet werden sollte. Der Herold zeigte ihm das königliche Schloß, darinn sehr viele vergoldete Kammern waren, so daß Ilsung dergleichen köstliche Gebäude noch nirgend gesehen hatte. Die Gemahlinn dieses Prinzen, Anna, war eine Deutsche, nämlich eine Tochter des Herzogs Adolph von Cleve. Sie war damals auf dem Walle, wo sie der frischen Luft genoß, in einem Zelte oder Tabernackel, als Ilsung zu ihr geführet wurde. Bey ihr waren ihre Jungfrauen und ihr Schwager, Graf Gasto de Foix, dessen Gemahlinn, Eleonora von Navarra, nach dem Tode ihres Bruders, dieses Reiches Königinn wurde. Dieser Graf scherzte mit der Königinn, und muthete ihr zu, mit Ilsung deutsch zu reden, welches ihr schwer fiel, da sie es nicht mehr in Uebung hatte, dennoch that sie es. Der Graf aber trieb den

Scherz weiter, und ließ durch den Dollmetsch Ilsungen zu wissen machen, er möchte, so wie es in seinem Lande gewöhnlich wäre, Abschied nehmen. Das war aber fast schimpflich in Navarra. Dennoch auf Zusprache des Grafen knieete er vor der Königinn nieder, und küßte die Hand. Darauf gieng er zu den Jungfrauen, umarmte sie, und both auch ihnen die Hand, welches ihnen sehr zuwider war. Die Königinn hatte hierauf die Gnade, ihn zu einem Tanze zu laden, welcher auf die Nacht gehalten werden sollte. Allein, es entstunde ein heftiges Donnerwetter, Regen und Wind ließen kein Licht brennen, und an Kutschen war damals noch nicht zu gedenken, er blieb also zu Hause. Aus Navarra reißte er in das große Königreich Spanien, d. i. Kastilien und dessen Hauptstadt Burgos. Dort erfragte er einen alten Bekannten, mit welchem er acht Jahre zuvor nach Böhmen gereiset war. Dieser war vormals zu Basel in der Kanzley gewesen, jeẓt aber in der Nachbarschaft von Burgos, vielleicht zu Palencia, ein Bischof. Er war den Deutschen sehr geneigt, hatte Bekanntschaft mit vielen Fürsten, und hielte sogar einen deutschen Koch. Er gab ihm Briefe an den König von Kastilien, und hätte ihn sehr gerne länger bey sich behalten. Er

lieh ihm auch einen Edelmann und seinen deutschen Koch, und so kam er nach Burgos zurück. Dort traf er einen Landsmann, Herrn Jörgen den Jüngern (vermuthlich auch einen Ilsung) an. Er übergab seine Briefe den Freunden des Bischofs, die ihm ausnehmende Ehre erwiesen, auch ihn allenthalben kostfrey hielten.

Die Beschreibung hat hier eine Lücke. Man findet den Reisenden plötzlich bey einem Erzbischof in Spanien, den er nicht nennet, vermuthlich war es der zu Burgos. Von diesem wurde er mit sehr großen Ehren aufgenommen. Er begleitete den Erzbischof bey einer Procession, gieng unmittelbar hinter ihm, und hatte an jeder Seite einen Ritter. Als er in seine Herberge zurückkam, erhielt er von dem Erzbischof ein Geschenk von sechs Paar Fasanen und Kapaunen, nebst Empfehlungsschreiben zur weitern Reise. Sie gieng auf das Capo finis terrä. Allein, unterwegs wurde ihm sein Knecht krank, so daß er ihn mußte liegen lassen. Er aber verirrte sich auf der elenden Straße, kam an das Meer, und endlich in einen Weiler, wo er großen Hunger auszustehen hatte. Von dort aus zeigte man ihm den Weg, und er kam glücklich zu dem finstern

stern,

stern, aber zu latein heißet es affinius terra, ist zu teusch ain end des erdreichs, da ist ain hoher berg, vnd das groß weld mer stosset auf allen Seiten daran. Er sahe dort unsers Herrn Tritte im harten Felsen, und einen Brunnen, den er gemacht hat, und in den Felsen die Sessel unsers Herrn vnd unserer Frauen, auch Sanct Johannes, Sanct Jacob und Sanct Peter, die er in frommer Einfalt beschreibet, und endlich schließet: und vir den berg hinaus da ist das mer als hoch vnd alles vngestemm, auff zwue Tagreiß, wen der wind dahin schlecht, der kommt nymmermer her wider, vnd hat da off wasser vnd Land ain end. Alle diese Dinge wurden zu der Zeit heilig geglaubt.

Vom finstern Stern begab er sich in das Lager des Königs von Kastilien, damals Heinrich des IV., welcher mit dem König von Navarra Krieg führte. Die Briefe, die er von dem Erzbischof erhalten, und ein Edelmann, den er ihm mitgegeben hatte, verschafften ihm allenthalben Zutritt. Der König schickte einen Herold zu ihm, der ihn unterrichtete, und darauf in des Königs Zelt führte, das sehr köstlich war. Er knieete vor dem König nieder, und kam zum Handkuß.

Dabey übergab er ihm den Brief, welchen er von der Königinn von Arragonien, dessen Schwester, an ihn hatte, und bath ihn um seine Liberey und Gesellschaft, die er auch am gelben und silbernen Band erhielte, und bey dieser Ertheilung, die in Beyseyn des Großmeisters von St. Jacob geschah, waren viele Paucken und Pfeifer. Der Erzbischof von Toledo aber führte ihn hernach durch das Lager, und zeigte ihm die Verschanzungen, und wär der Sturm für sich gangen, schreibt er, darauf ich wartet, so must ich Ritter seyn worden. Ritter war er also, ungeachtet der erhaltenen Gesellschaften und Libereyen, im eigentlichen Verstande noch nicht. Er wollte sich aber dennoch so lange nicht aufhalten, sondern reiste weiter durch Kastilien, sahe die Hauptstadt Leywo (Leon), und eine unbenannte Stadt, darinn die gebratene Hühner lebendig wurden, von welchen wieder belebten Hühnern er noch junge Zucht in der Kirche gesehen; endlich durch Gallizien nach Kompostell, da leit der lieb Herr sant Jacob leibhafftig hinter dem Altar, vnd Sant Jacobs kirch ist vor diesem Zeiten ain großer heidnischer Tempel geweßen. Dort kan jedermann auf der kirche gehen, zu oberst steht ein Kreuz das ist vom Himmel

mel herab gekommen, dahin ist die größeste Farth in der Christenheit, das heilige Grab ausgenommen. Es kommen sehr viele Pilger zu Fuß dahin. Es ist daselbst ein Erzbischof und großer Dom, und wer dahin kommt, ist schuldig zu beichten.

Er begab sich sodann auch nach Santa Maria la Real di Nieva (zu unser Frauen Schiff), und besahe daselbst das größte Wunder, das ihm auf dieser Reise vorgekommen, ein großes steinernes Schiff, und einen steinernen Segelbaum, wohl fünfzehn Klaftern lang dabey, und so schwer, daß ihn zwanzig Ochsen nicht von der Stelle rücken könnten. Wer dahin kompt, und nit in Tod sünd ist, (ich muß gestehen, daß hier der Sinn der Handschrift sehr dunkel ist) der regt den großen Segelbaum der von Stein ist mit seim finger, wer aber ain entlibt hatt oder im ban ist, vnnd das nit genzlich gepessert hatt der kan in nit rieren in kein weg aber Ilsung hat ihn gerührt scheinerlich.

Von dort ritt er wieder nach Kompostell, nahm Urlaub, und schlug sein Wappen in der Kirche auf, wie er auch in der Kapelle zum finstern Stern gethan hatte, und wie von allen

Edeln

Edeln geschah, welche diese heilige Stelle besuchten. Er hatte auch Lust, Portugall, besonders die Städte Lissabon und Porto zu besuchen, weil aber kein königlicher Hof da war, und die Prinzen Peter und Johannes unter der Vormundschaft ihres Oheims, des Herzogs Peter von Coimbra stunden, so unterließ er es. Auch hätte er Granada (Grenat) gerne gesehen, wo dazumal noch ein heydnischer König war. Er schreibt, mit dem großen Gut, das er ausgebe und verschenke, mache er, daß er bisher von den Christen unvertrieben geblieben sey. Die andern Heyden geben ihm jährlich großes Gut, um sie zu schützen. Jedoch wer von Christen zu ihm komme, den lasse man seinen Pallast sehen, und wie er esse, und seine Städte, und niemand widerfahre Böses in seinem Lande. Weil aber damals die Pest in diesem Reiche wüthete, wollte er sich keiner Gefahr aussetzen, und unterließ auch diese Reise, so sehr ihn darnach gelüstete. Er fand also gut, Spanien zu verlassen, nahm aber seinen Rückweg durch andere Städte. Nun wollte er auch nach Paris, und sodann nach England. Allein, sein Geld gieng ihm zusammen, und er wußte keines aufzutreiben. Das bewog ihn, geraden Wegs wieder nach Genf zu gehen. Dort wurde er

aber:

abermals von dem Herzog von Savoyen sehr gnädig aufgenommen. Ilsung mußte ihm umständlich von seiner Reise Nachricht ertheilen, und der Herzog wollte ihn auch zu seinem Diener an seinen Hof aufnehmen. Allein, dafür dankte er. Er schenkte dem Knechte, den ihm der Herzog mitgegeben hatte, und mit dem er wohl zufrieden gewesen war, 10 Kronen und ein Pferd, das 12 Gulden werth gewesen, und kehrte zu den Seinen nach Augsburg zurück, nachdem er in einem halben Jahre gegen 1000 Meilen geritten war. Er schließt seine Beschreibung mit den trostreichen Reimen:

Gott und Sanct Jacob und die hailige hant
mich benaren
Biß ich die Land und küngreich han erfaren.
das war — da man zalt von Christus Gepurt
1446. Jar
ich Sebastian Ilsung.

Das ist die Wundergeschichte von Ilsungs Reise nach St. Jago und zum finstern Stern. Er sah und beobachtete weit mehr, als er schrieb, denn fast jeden Absatz schließt er mit den Worten: hievon wär viel zu sagen, aber um Kürz willen laß ichs an stan. Allem Ansehen nach

war

war er nicht sehr behend in der Feder, auch haben seine Bemerkungen eben kein philosophisches Gepräge, vielmehr sind sie ein Denkmal der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Zeiten. Noch dazu dünket mich die Handschrift nicht in der besten Ordnung, sondern dessen Blätter durcheinander gekommen zu seyn. Es ist übrigens mit trefflichen Gemälden gezieret, so wie sie vom Jahr 1446. leicht zu vermuthen sind. Noch in diesem Jahr, gleich nach seiner Zurückkunft, wird seiner in den Chroniken gedacht. Er hielte nämlich am Gallen-Montag ein Scharf Rennen mit Bartolme Ridlern, von dessen Veranlassung und Ausgang aber sonst nichts gedacht ist.

Nun kommt abermals eine starke Lücke in Ilsungs Leben. Nur so viel ist bekannt, daß er nach der Zeit auch in Italien gewesen ist. In der Beschreibung, nämlich der von ihm erhaltenen Orden und Gesellschaften, meldet er: Item, so hat mich begabt der Groß-Fürst und Herr von Groß-Glogau in den schlesien, der hat mir geben sein Gesellschafft ain sidenband, und beschah in ainer statt, ist nit ferr von Rom. Vermuthlich war er unter den 26 wohlgerüsteten Reitern, welche die Stadt

Augs-

Augsburg unter Anführung Leonhard Langenmantels vom Sparren dem Kaiser Friederich zu seinem Zuge nach Italien zuschickte, als sich derselbe mit der portugiesischen Prinzessinn Eleonora vermählte [c]. Eine wohlthätige Handlung hat seinen Namen in unsern Raths-Protocollen erhalten. Er nahm sich eines armen Knaben an [d], dessen Mutter im Hospital gestorben war, und bath den Rath, ihn auf ein paar Jahre in das Findelhaus aufzunehmen, nahm ihn aber hernach zu sich, ihm eine anständige Erziehung zu geben. Ilsung war ohne anders schon wohl bey Jahren, als ihm durch Markgraf Albrecht von Brandenburg, sonst Achilles oder Ulysses, noch eine solche Gesellschaft oder ein solcher Orden zu Theil wurde, nämlich derjenige, welchen Churfürst Friederich von Brandenburg, Markgraf Albrechts Bruder, gestiftet hatte. Ilsung erwies, den Gesetzen der Gesellschaft gemäß, sein altes Herkommen und Wappen, welches seine Voraltern und er gegen vierthalbhundert Jahre geführet, auch daß er Kaiser Albrechten, in des Reichs Diensten, nach Böhmen, auf seine Kost und Zehrung nachgezogen, daß er sonst in viele

König-

---

c 1451. d 1456.

Königreiche schöne Ritterreisen gemacht, auch daß er bereits mit vielen Gesellschaften und Orden sey beehret worden. Darauf ertheilte ihm der Markgraf den Orden mit Brief und Siegel, durch Conrad Schenken von Schenkenstein, Domherrn zu Augsburg und Eichstätt, und diesem mußte er auf Brief und Siegel schwören, erhielt auch darüber Kundschaft mit Schenkens daran hangendem Siegel [e]. Diese Gesellschaft war zur Ehre der Himmelsköniginn Maria gestiftet, und ihre Artikel waren von dem heiligen Stuhl zu Rom bestättiget. Eine Hauptpflicht war, die Unterhaltung eines zu Ehren der Jungfrau Maria gestifteten Klosters Prämonstratenser-Ordens, in Brandenburg, welchem die Gesellschaft die Nahrung verschaffen, dagegen für alle in der Gesellschaft in allen Messen ein besonderes Gebeth, und viermal des Jahrs Jahrtag und Vigili gehalten werden mußte. Wer die Gesellschaft annahm, mußte sogleich 41 rheinische Gulden in das Kloster zu Brandenburg schicken und erlegen. Er mußte auf eigene Kosten die Liberey machen lassen, gegen eine Mark Silbers schwer, und das Halsband unverdeckt tragen vor unser Frauen Abend und Tag, und alle Sonntage durch das ganze

e 1465.

ganze Jahr. Geschahe es nicht, und es traf ihn ein anderer von der Gesellschaft darüber an, so mußte er eine Goldstrafe erlegen, welche den Armen gegeben wurde. An allen Frauen-Abenden mußte er fasten, und wenn die Gesellschaft Rath oder Versammlung hielt, dabey erscheinen. Er mußte verordnen, daß nach seinem Tode das Halsband von Silber in das Kloster zu Brandenburg komme, und auch sein Wappen dahin geschickt werde, damit sie wissen, was sie seiner Seele zu Hülfe thun sollen. Wenn er aber einen Sohn hatte, der in die Gesellschaft sich begeben wollte, so durfte dieser das Halsband lösen, und durfte dafür nur einen Gulden und die Wappen nach Brandenburg schicken. Wenn er zu eines Marggrafen Begräbniß nach Brandenburg gefordert wurde, so war er verbunden, entweder selbst zu kommen, oder so viel Geld zu schicken, als er ungefähr verzehrt haben würde. Alle Tage mußte er das Salve Regina, Paternoster und Ave Maria bethen, oder armen Leuten 7 Pfennige geben, der heiligen Jungfrau zu Ehren. Seine Ehre war er vor dem Fürsten der Gesellschaft zu verantworten schuldig, und wo er hörte, daß ein Geselle an seiner Ehre angegriffen wurde, so war er verpflichtet, demselben solches anzuzeigen.

Wenn einer aus der Gesellschaft in Armuth gerathen sollte, so war hingegen der Fürst von Brandenburg ihn an seinen Hof zu nehmen verbunden, und wenn er ein Ritter war, so mußte er gehalten werden, selb Dritt zu Roß und ein Knecht mit zweien. Endlich hatte derjenige, vermög päpstlicher Freyheit, einen Ablaß, welcher vom Charfreytag bis auf den Osterabend an des Fürsten Hof seyn und beichten würde.

Nachdem Marggraf Albrecht im Jahr 1471. seinem Herrn Bruder Friederich in der Regierung als Churfürst nachgefolget, bestättigte er diese Gesellschaft, und verschaffte derselben einen Jahrtag in dem Stifte der Stadt Onolzbach im Jahr 1483. Dazumal aber war Sebastian Ilsung schwerlich mehr im Leben; doch ist mir die Zeit des Todes dieses ehrwürdigen Mannes gänzlich unbekannt.

Marx Walter.

Es ist mir nichts angenehmer, als von Zeit zu Zeit in das mittlere Alter unserer Geschichte einen Ausfall zu wagen, und darinn herum zu schwärmen, Sitten, Lebensart und Beschäfftigungen unserer Vorfahren zu betrachten, und selbst ihre Ergötzungen zum Gegenstande meiner Untersuchungen zu machen. Ich finde im XV. Jahrhundert noch sehr viel rohes in den Sitten, hartes und gemeines in der Lebensart, dagegen aber sehr viel Thätigkeit in Geschäfften. Eben diese Thätigkeit ist es, die unsere Stadt groß und angesehen machte, und so vielen Familien unermeßliche Reichthümer verschaffte. Ich habe in manchen Lebensbeschreibungen dieser Gewerbsamkeit gedacht, hier aber ist davon nicht die Rede.

Diese, die ich jetzt vorhabe, hat mehr die Ergötzungen unserer Leute, zumal der reichen und vornehmen, zum Gegenstande, wozu mir Marx Walter, ein Mann, der sich solchen vorzüglich gewidmet, Gelegenheit geben soll. Diese Ergötzungen hatten völlig das Gepräge der rohen Sitten. Alles war damals noch kriegerisch. Der Kaufmann, der Handwerksmann, und noch mehr, der von Gütern und Renten lebte, war Soldat,

mußte mit Waffen versehen seyn, mußte, wenn etwa ein Feind, er möchte mächtig oder etwa nur ein Räuber und Befehder von Adel seyn, sich uns näherte, auf den Nothfall gefaßt seyn, seine Vaterstadt mit gewaffneter Faust zu vertheidigen. Kein Wunder also, wenn dieses auch auf die Ergötzungen Einfluß hatte. Turnieren und Stechen waren es freylich nicht allein. Es gab noch mehrere, die aber alle noch von rohen Sitten Zeugen waren. Es gehörte der Trunk in großen Gesellschaften schon lange unter die täglichen Zeitvertreibe der Männer. Man weis es, daß diesem die ältesten Deutschen, von denen wir Nachricht haben, schon sehr ergeben gewesen, und sich dadurch Vorwürfe ihrer Nachbarn zugezogen. Eben die Neigung zu gesellschaftlichem Trunke blieb auch ihren Nachkommen, die in den mittlern Zeiten lebten, daher errichteten sie sehr gerne Trinkgesellschaften und Trinkstuben, auf welchen die Männer, oft bis zur Ausschweifung, sich zu vergnügen pflegten. Auch Karten- und Würfelspiele, andere Spiele, die nur dem Namen nach noch bekannt sind, dienten vielen zu ihrer Unterhaltung, und auch diesen Glücksspielen, besonders dem Brettspiele, waren die alten Deutschen bis zum Unsinn ergeben, daher findet

man

man in unserm Stadtbuch uralte Gesetze, wodurch die Spielwuth eingeschränkt, und das daraus entstehende Verderben gehemmet wurde. Das Tanzen war in solchem Ansehen, daß man eigene Tanzhäuser erbaute, auf welchen sich Männer und Frauen in möglichster Anzahl zu solennen Tänzen versammelten. Sie wurden beynahe als eine Sache, daran dem gemeinen Wesen viel gelegen wäre, angesehen, denn der Rath pflog eigene Aufsicht darüber, und es war verordnet, daß zween des Raths zugegen seyn, und die Tänze austheilen mußten, wenn große Tänze auf dem Tanzhause angestellet wurden, auch waren meistens beyde Bürgermeister dabey. Diese zwar könnten noch unter die feinern Belustigungen gerechnet werden, doch gehörten solche Tänze eben nicht unter die künstlichen. Man hatte keine Tanzmeister nöthig, sie zu lernen. Ein taktmäßiges Hüpfen und Springen, wie man von Bauern und Pöbel siehet, war die ganze Lustbarkeit, nur daß etwa bessere Auszierung und Beleuchtung der Säle einen Unterschied machte, auch folgeten diese Tänze nur den kriegerischen, den Stechen, Rennen und Schießen, daran allein die Männer Theil nehmen könnten, und die allemal mit sehr großen Feyerlichkeiten vollzogen wurden, die aber oft auch ein blutiges Ende nahmen, und

manchen das Leben kosteten. Das Stechen war vorzüglich eine Belustigung des Adels und ehrbarer Bürger, es gehörte zu den Uebungen des Körpers, und war eine Vorübung zum Kriege. Es ist bekannt, welche große Turniere, bey welchen Könige, Fürsten und der hohe Adel in herrlichster Pracht erschienen, vor Alters in Deutschland, und noch mehr in Frankreich, gehalten worden, welchen Aufwand man dabey machte, was für Vorbereitungen, Ahnen-Proben, Wappen-Besichtigungen dazu gehörten, und welche scharfe Untersuchungen vorgenommen wurden, einen Edelmann tüchtig zu finden, mit der Lanze vom Pferde aus dem Sattel gestoßen zu werden, um Hals oder Bein zur Lust zu brechen.

Allein, dergleichen große Turniere wurden nur sehr selten angestellt, indem der Aufwand zu groß war, den man dazu machen mußte. Weit häufiger waren die Gesellenstechen, die gar oft unter Fürsten, Herren und Edelleuten, auch ehrbaren Bürgern angestellet wurden. Das geschah oft von wenigen, oft nur von zweyen, und ohne sonderbare Zurüstungen und Feyerlichkeiten, doch kamen zuweilen auch sehr viele Benachbarte von Adel und Bürger anderer Städte dabey zusammen. Der dazu gewidmete Platz war in Augsburg der

Fron-

Fronhof, und zuweilen, jedoch seltner, der Weinmarkt. Hier wurden Schranken gemacht, inner welchen die Uebungen vorgenommen wurden. Man machte Verordnungen, zu Erhaltung der Ruhe und Abwendung aller gefährlichen Aufläufe und Streitigkeiten. Der Stadtvogt, die Stadtknechte, und eine ausgesuchte Mannschaft aus den Zünften mußten in Harnischen dabey erscheinen, und hatten ihr besonderes Gerüste. Die Söldner waren zu Pferde dabey, zu Bedeckung und Wache der Bürgermeister. Ferner waren redliche Knechte mit Stangen bestellt, um denen, welche fielen, aufzuhelfen, und die Weinzieher, Sacktrager, Ballenbinder mußten ebenfalls Dienste thun, die Hauptthore wurden stark besetzt, und die kleinern geschlossen. Solche Stechen mit zu machen, und sich dabey hervor zu thun, das war ein Zeichen eines galanten Mannes, der zu leben wußte, und ein sicheres Mittel, sich bey Fürsten und Edelleuten beliebt zu machen. Ein vester Körper gehörte dazu, welchem nicht nur Waffen zu tragen keine Last war, sondern der sich auch darinn behende lenken und wenden könnte, man mußte gut zu Pferde sitzen, es gut zu regieren wissen, mit seiner Lanze geschickt umgehen können, um damit einen tapfern

und sichern Stoß zu führen, im übrigen durfte und konnte dabey der Kopf so leer seyn, als er nur wollte. Stärke des Körpers, und Behändigkeit der Faust gaben hier größere Verdienste als Verstand und Witz.

Vom gleichen Schlage waren nun auch die Pferderennen, die Armbrust- Bogen- und Büchsenschießen, die alle gute körperliche Fertigkeiten erheischten. Sie alle waren, als sie aufkamen, kriegerische Vorübungen und Belustigungen, welche dem Geiste der unruhigen verwirrten Zeiten völlig angemessen waren. Diese Schießübungen erhalten sich noch bis auf unsere Zeiten, jedoch, bey uns wenigstens, ohne allen Nutzen für das gemeine Beste, der ihnen in alten Zeiten nicht gänzlich abzusprechen war. Diese zuletzt genannten sämtlichen Belustigungen wurden mit großen Feyerlichkeiten begleitet, das gemeine Volk, so wie der ehrbare Bürger, nahm Theil daran, und selbst der hohe Adel, Grafen, Fürsten und Könige fanden daran Vergnügen.

Damals waren andere, zumal theatralische Schauspiele, Opern, Ballete, Concerte, noch ganz unbekannte Dinge, und eben so wenig kannte man die Reize anderer schönen Künste und Wissenschaften. Ungeachtet bereits große Reichthümer da

und

und dort zu finden waren, so wußte man sie doch nicht besser, als auf stark besetzte Tische, große Weingefäße, Pferde und Hunde zu verwenden, und das alles mehr nach Bedürfnissen, als nach Geschmack. Die Frauen hatten allein bey Tänzen ihr Vergnügen, oder indem sie die Uebungen, daran sich die Männer ergötzten, mit ansahen, sonst war für sie wenig Freude, wenn sie solche nicht in Besorgung ihrer Wirthschaft fanden. Ungeachtet der Geschäfftigkeit, die in der Stadt herrschte, gab es doch eine ziemliche Anzahl Männer, welche sich weder mit obrigkeitlichen Geschäfften, noch mit der Handlung abgaben, noch weniger sich um Wissenschaften, wo noch alles in größter Finsterniß verborgen lag, bekümmerten. Sie lebten von ihren Gütern, Renten und Gülten, und die Zeit, die sie von deren Besorgung übrig hatten, und die weit, weit mehr war, als sie dazu gebrauchten, vertrieben sie sich mit Jagen, Hetzen, Beizen, mit Besuchung der Trinkgesellschaften, welche man vom Morgen bis in die Nacht haben konnte, und mit Theilnehmung an vorgedachten Belustigungen und ritterlichen Uebungen.

Die Vorurtheile machten, daß man diese Lebensart für edler und ruhmwürdiger hielte, als jede andere, durch welche den Familien und dem gemeinen

Wesen weit größere Vortheile entsprossen. Es war in Friedenszeiten, die Lebensart der meisten Edelleute und sehr vieler ehrbarer Bürger. Sie war es auch der meisten aus dem Walterischen Geschlechte, ehe sie noch gelernet hatten, sich mit Wissenschaften zu beschäfftigen, und damit dem Staate nützliche Dienste zu leisten. Dabey aber waren sie rechtschaffene Männer, welche sowohl Religion als Vaterland aufrichtig liebten, wovon manche Beweise angeführet werden könnten. Ulrich, dessen Vater sich von Donauwörth nach Augsburg gesetzet hatte, war wegen seines schönen Vermögens sowohl, als wegen seiner ehelichen Glückseligkeit, sehr merkwürdig. Dieser ehrwürdige Mann war der einige seines Geschlechtes, welcher während zünftischer Verfassung am Regiment der Stadt Antheil genommen. Er gieng einige Jahre zu Rath, und versah auch das Bauamt, eines der wichtigsten Aemter. Mit Barbara Ridlerinn lebte er sechzig Jahre in der Ehe, hatte mit ihr 8 Söhne und 14 Töchter, das ist 22 Kinder. Von diesen verheyratheten sich vier Söhne und sieben Töchter, alle in die besten und reichsten Familien die hier waren, ja eine selbst über ihren Stand, an einen Freyherrn, den Marschalken Hansen von Biberbach. Das Ehepaar hatte mit und von diesen Kindern, in allem

lem 133 Kinder, Enkel und Urenkel erlebt. Einige Töchter erwählten den geistlichen Stand, und wurden bey St. Katharina eingekleidet. Anna Walterin wurde noch bey Lebzeiten ihres Vaters Priorinn daselbst [a]. Sie ließ das ganze Kloster neu bauen, welches 11600 fl. gekostet, und ihr Vater that hiezu viel Gutes, stiftete sich auch dahin einen Jahrtag und einige Gemälde und gemalte Fensterscheiben. Dieser Ulrich erlebte ein Alter von 86 Jahren [b], und seine Ehegattinn wurde noch ein Jahr älter [c]. Ihr Sohn Ulrich, welcher Nachrichten von seinem Geschlechte hinterlassen, schreibt von ihr: Sie was so alt, daß sie ain Guggin wardt, da ward zu derselbigen Zeit kain Mensch in Augspurg, der weder Guggen noch Guggin gesehen hatte.

Unter diesen vielen Kindern des glücklichen Ehepaares war Marx Walter der sechste Sohn [d]. Dieser ist es, welcher sich durch Stärke und Behendigkeit seines Körpers ausgezeichnet, wiewohl es auch seinen andern Brüdern daran nicht mag gemangelt haben. Es scheinet, daß man bey ihrer Erziehung mag schon hiezu den Grund geleget, und sie mit Reiten, Rennen, Jagen mehr, als mit Büchern,

---

a 1490. b 1505.
c 1507. d 1456.

Büchern, Wissenschaften und Künsten beschäfftiget haben. Indessen lerneten sie doch alle schreiben, so daß sie sich so ganz erträglich schriftlich ausdrücken konnten, welches zu der Zeit und bey der Lebensart, welcher sie gewidmet waren, schon etwas vorzügliches war. Auch Liebe der Religion scheinet ihnen frühezeitig eingeflößet worden zu seyn. Das war aber auch alles, was man an ihre Bildung wandte. Daher zeigten sie sich als Leute von gesundem Verstande, als gute, gerade, rechtschaffene Männer, die vielleicht, woferne man auf ihre Ausbildung mehr gewendet oder hätte wenden können, wirklich große Männer geworden seyn würden.

Schwerlich hat wohl Marx Walter ein anderes Land, als einige Städte in der Nachbarschaft, wo er des Rennens und Stechens halben hingeritten, und einige waldige Gegenden, wo gute Jagden waren, gesehen. Man findet ihn immer in seiner Vaterstadt, und immer zu Kämpfen und Stechen gerüstet. Er war kaum 21 Jahr alt [e], als er sich auf den Kampfplatz wagte, und mit Georg Hofmairen, der in dergleichen Uebungen sich sehr hervorgethan hatte, einen Gang machte. Das geschah von der Zeit an, alle Jahre, so lange er sich stark genug dazu fühlte. Er machte sich bekannt

e 1477.

bekannt durch seine Geschicklichkeit, so daß die von Adel, und selbst fürstliche Personen, sich bestrebten, vorzüglich mit ihm sich zu versuchen. Er hielt sich wohl, und hob manchen aus dem Sattel, der vest darinn zu sitzen glaubte, eine Ehre, die man ihm hoch anrechnete, und die er selbst einmal dem Herzog Christoph von Baiern, zu dessen besten Wohlgefallen, erwiesen [f].

Walter machte ziemlichen Aufwand bey diesen Gefechten. Er hielte sich gute, starke und wohlabgerichtete Pferde, die ihren Reiter mit seinen Waffen tragen könnten, und auf die er sich verlassen durfte. Seine Rüstungen waren gut und zierlich, und so, wie es bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich war, mit Sinnbildern ausgezieret, die eben nicht allemal allzu fein waren. Manchmal fielen sie wohl in das Schmutzige. Sie waren auf die Decken oder Hemden gemalt, welche die Reiter über ihren und der Pferde Rüstungen trugen, und diese Decken waren nicht selten von Seide. Vornehmlich aber mußten Narren bey diesen Belustigungen zur Pracht dienen, und hiezu ließen sich junge Leute von dem besten Herkommen gebrauchen. Man gab ihnen Kleider von verschiedenen abstechenden Farben, die enge um den Leib gemacht

f 1485.

macht waren, und Kappen mit Schellen. Diese Narren liefen, hüpfeten und sprangen, mit lächerlichen Bewegungen und Gebärden, um die Reiter herum, munterten sie auf, trieben die Pferde an, und leisteten, wenn ihrem Herrn ein Unglück begegnete, ihren Beystand. Marx Walter führte bey solchen Gelegenheiten unerhörten Pracht. In einem Turnier g hatte er fünfzehn in einer Farbe gleich gekleidete Narren. Einer davon war sein Wappenmeister, und, so wie der seines Gegners, Georg Hofmairs, zu Pferde, und beyde hatten Sackpfeifen an sich, die sie während dem Kampfe hören ließen. Aus den übrigen zwölfen waren zween, die trugen kleine Narren, auch Kinder der angesehensten Aeltern, reitend auf ihrem Nacken, und machten mit ihnen gleiche poßierliche Sprünge. Dergleichen Aufzug und Aufwand brachte zu der Zeit Ruhm und Ehre, und würde nun mit ganz andern Augen betrachtet werden.

Stärke des Leibes und Kräfte der Faust waren Walters vorzügliche Verdienste, womit er auch Gepränge machte. In einem Rennen h, welches er hier in Augsburg auf dem Fronhof mit Marx Ridlern von München gehalten, führte er einen Spieß von außerordentlicher Größe. Er war so groß,

g 1480. h 1489.

groß, daß ihn sein Wappenmeister auf seinem Rosse nicht auf die Bahn bringen konnte, sondern ihrer zween auf den Schultern, so wie man einen Wiesbaum trägt, tragen mußten. Zuvor, ehe er ihn brauchte, ließ er ihn durch vier der berühmtesten Wappenmeister, die damals im Leben waren, besuchen, d. i. besichtigen, die ihn auch gut und ordentlich fanden. Zwar meynten viel, zumal seine Widertheile, er führte den Spieß durch Kunst und verbothene Vortheile, oder es wäre Betrug dahinter; allein, das war nicht, wohl aber kamen ihm seine Stärke und Fertigkeit und gewisse Vortheile, die ihm niemand wehren durfte, zu statten. Um seinen Gegentheil zu überweisen, führte er nicht nur den Spieß gerade vor sich, sondern nahm noch einen Jungen von 14 Jahren, den er bey sich als Narren hatte, setzte den auf den Spieß, und ritt so über den Fronhof hin und wieder. Es waren eben damals Grafen von Oettingen und andere von hohem Adel bey dem Stechen, bey denen er durch dieses Kunststück sich sehr beliebt machte, und große Ehre erwarb, sie sagten einhellig, daß sie in ihrem Leben keinen größern Spieß nie hätten rennen sehen, für besuchen. Nachdem das Stechen zu Ende war, schlug Walter das Eisen vom Spieß ab, goß eine ganze Maaß Wein in das

Eisen, hinten in das dicke, und trank sie aus, und von den Umstehenden wurde das als eine schöne und lobwürdige That angesehen.

Diese Art von Belustigungen, wozu nur der Adel und die von der ehrbaren Bürgerschaft gelassen wurden, fand doch auch Nachahmung unter dem gemeinen Manne. Zumal liebten die Mezger dergleichen spaßhafte Exercitien. Sie machten sich Bäusche um Brust und Rücken, stopften sie mit Stroh aus, nahmen hölzerne, für die Augen ausgeschnittene Kübel über den Kopf, ritten ohne Sattel, führten anstatt der Spieße stumpfe Stangen, wie ungefähr die Fischer bey ihren Stechen, und ritten so gegeneinander. Das besonderste aber ist, daß hernach die Edelleute es wiederum den Mezgern nachmachten, und so verlarvt gegeneinander ritten, wie Walter selbst [i] auch bey einem Gefechte dieser Art sich trefflich belustiget hat.

Walter trieb indessen diese Uebungen nicht viel länger, als bis in sein 33stes Jahr, zum wenigsten hat er davon nichts aufgezeichnet hinterlassen. So stark und fertig er gewesen, so finde ich doch nicht, daß er oft einen Dank erhalten, welches er von andern öfters angeführet hat. Wiewohl es oft auch

---

i 1481.

auch zweifelhaft gewesen, wem der Dank zuerkannt werden konnte, wie es sich bey demjenigen Stechen ereignet hat, bey welchem unter andern zween Herzoge in Baiern sich ergötzet hatten [k]. Dieser Dank war meistens ein goldener Ring, und wenn es hoch kam, ein mit einer Perlenschnur umwundener Kranz. Besondere Richter mußten entscheiden, wem er gebührte, und durch das vornehmste Frauenzimmer wurde er ertheilet. Doch findet man keine Nachricht, daß in Deutschland bey den Turnieren die Galanterie so weit, wie in Frankreich oder Spanien, getrieben worden, noch weniger, wie sie in alten Ritterbüchern beschrieben ist. Von dergleichen galanten Abentheuern mag Walter noch weit entfernet gewesen seyn. Wohl aber wurde von ihm zum öftern einer aus dem Sattel gehoben. Aber auch ihm selbst widerfuhr zuweilen gleiche Ehre, so daß Beyde, und auch sogar ihre Pferde, gestreckt auf der Erde lagen. Davon giebt er selbst sehr aufrichtige Nachricht, denn es war ihm nicht genug, seine Stechen zu beschreiben, sondern er ließ sie alle malen. Es ist ein Buch von großem Papier, wo auf jedem Blate ein Stechen vorgestellt ist. Die Namen der Reiter, und so auch die Namen der Narren, sind in

 fliegen=

k 1482.

fliegenden Zetteln darüber geschrieben, eine kurze Beschreibung hinten angefüget, und die Begebenheit mit dem großen Spieße ist darunter das Merkwürdigste. Daß die Bilder sehr kunstmäßig und richtig gezeichnet und gemalet sind, läßt sich aus dem Zeitalter beurtheilen. Dieses Buch und eine gleichzeitige Kopie besitzen noch dermalen angesehene weibliche Nachkommen des Walterischen Geschlechtes in Ulm.

Entweder mag das gesetztere Alter, oder die Verheyrathung unsers Walters Ursache gewesen seyn, daß er an solchen Belustigungen keinen Theil mehr nehmen mochte, oder es mag sich der Geschmack daran, so wie Zeiten und Moden sich ändern, gemindert haben. Nach seinem 33sten Jahre findet man von ihm nichts mehr, und überhaupts sehr selten Feyerlichkeiten von dieser Art, sondern vielmehr Schießen, Tänze und andere weniger gefährliche Lustbarkeiten. Er hatte sich in seinem 28sten Jahre verheyrathet [1], und eine Tochter eines sehr reichen Mannes bekommen, sie hatten aber nie Kinder. Vielleicht war sie es, die ihren Mann von dergleichen oft gefährlichen Leibesübungen abhielt. War sie es aber, so war sie

1 1484.

sie auch die Ursache, daß er und die Geschichte seiner Zeiten sonst nichts rühmliches mehr von ihm zu sagen wissen. Er lebte nun, vermuthlich ohne alle andere Geschäffte, von seinen Renten fort, vertrieb sich die Zeit mit Jagen, Reiten und guten Gesellschaften, und ließ die Welt gehen so wie sie geht, ohne sie aufzuhalten oder fortzurücken. Ein einiges meldet er noch von sich, als etwas sehr wichtiges. Er hatte wahrgenommen, daß in der Pfarrkirche zu St. Stephan das hochwürdigste Sacrament nur in einer messingenen Monstranz gehalten worden, aber, wie sich die Walterische Geschlecht-Chronik ausdrückt, aus Anzündung göttlicher Lieb, und Eingebung Gott des heiligen Geistes, bedachte er und nahm es zu Herzen, zuvor Gott dem allmächtigen und demselben hochwürdigisten Sacrament zu Lob, Würde und Ehre, um sein eigen Geld und Gut eine silberne Monstranz, darauf sein Wappen, die fl. 132 Rh. gekostet, machen zu lassen [m]. Das geschah einige Jahre vor seinem Tode, und ist ein Zeichen seiner Hochachtung für Religion und öffentlichen Gottesdienst. Um diese Zeiten starb seine Frau. Da sie keine Kinder hinterließ, machten ihre nächsten Freunde Anspruch auf ihr Vermögen, allein, nach hiesigen

m 1506.

Rechten wurden sie abgewiesen, und ihrem Manne der Besitz desselben bestättiget. Er genoß es noch einige Jahre, folgte ihr aber bald nach [n], und hinterließ sein und ihr Vermögen seinen Brüdern, Schwestern und ihren Kindern.

War dieser Walter schon eben nicht ein Vorbild bürgerlicher Klugheit und Tugend, so war er doch auch kein schlechter Bürger. War seine Neigung zu Leibesübungen schon von keinem gemeinen Nutzen, so war er doch auch weder dem Vaterland noch andern, ja auch nicht seinem Geschlechte schädlich. Nach damaligen Grundsätzen gehört er vielmehr unter dessen rühmlichste Glieder, für uns aber mag seine Lebensbeschreibung eine Abschilderung alter Denkungsart und Sitten heissen, und eben so viel seyn, als Gemälde alter Meister in der Gallerie der größten Künstler, in derer Arbeit zwar Stärke und Fleiß des Pinsels bewundert, Geschmack aber, Ausführung und Kunst gänzlich vermisset werden.

Matthäus

n 1511.

Matthäus Lang.

Kardinal und Erzbischof zu Salzburg.

Um die Mitte des XV. Jahrhunderts lebte hier ein ehrlicher Mann, der hies Hans Lang. Er war von uraltem Geschlechte, das schon im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert in den höchsten Würden und Aemtern bey der Stadt, und im Besitz ansehnlicher Güter gefunden wird, jedoch besaß er selbst nur ein mittelmäßiges Vermögen. Eine Zeitlange war er als einer von Geschlechtern im Rath, hernach aber fand er für besser, der Stadt als Söldner zu dienen. Als solcher war er nicht verbunden in der Stadt zu wohnen, er bezog also, vermuthlich um wohlfeiler leben zu können, seinen Landsitz zu Göggingen, wo er sich mit seiner Ehegattinn Margaretha, die aus dem ebenfalls sehr alten und noch blühenden Geschlechte der Sulzer war, aufhielte. Dieses ehrbare Paar hatte sehr viele Kinder, welches ihnen bey geringem Vermögen sehr beschwerlich war, jedoch erzeugten sie darunter einen Sohn [a], der seinen Aeltern, seinem Vaterlande und seinem Geschlechte Ehre machte, da er durch große Gaben des Verstandes, durch Fleiß und Geschäfftigkeit, sich zu einer Stufe des Ruhmes und der Würden er-

a 1468.

hob, dahin kein anderer reichsstädtischer Bürgerssohn gelanget ist, und sein Geschlecht in Umstände versetzte, daß es eine Stelle unter den ansehnlichsten behaupten konnte. Im Alter wurden die Aeltern durch die Verdienste dieses würdigen Sohnes in bequemere Umstäude gesetzet, da Kaiser Maximilian, ihnen nebst demselben, die Augsburgische Städte-Steuer als ein Gnadengeld anwiese, welches dieser auch nach ihnen bis an seinen Tod genossen hat.

Von Kindheit an zeigte er einen sehr lebhaften feurigen Geist, welcher zu etwas Großem bestimmet war. Er widmete sich den Wissenschaften, besonders aber dem geistlichen Stande, ohne Zweifel weil er glaubte, daß er in demselben zu den höchsten Ehrenstellen gelangen, und seine große Neigung zu wichtigen Geschäfften am leichtesten würde befriedigen können. Richard Bartholinus, sein Kaplan, aber auch ein nicht geringer Schmeichler, rühmt in einem Lobgedichte, auf Langens im Jahr 1515. unternommene Gesandtschaft, dessen von Jugend an gezeigten Scharfsinn, und außerordentliche Neigung zum Studieren, zumal zur Theologie und Sittenlehre und zur Geographie; besonders aber rühmt er seine schon in der Jugend erwiesene ganz unwiderstehliche

liche Beredtsamkeit, die ihn hernach vornehmlich zur Ausführung großer Geschäffte geschickt gemacht hatte. Indessen ist von der Erziehung, den Jugendjahren, den Studien dieses großen Mannes, sehr wenig bekannt. Die Geschichte zeigt ihn sogleich in Geschäfften; nur so viel meldet Herr Mederer in den Annalib. Univ. Ingolstadiensis, daß er zu Ingolstadt seine höhere Studien angefangen [b]; Pater Hansitz aber in seiner Germania sacra, wo er von diesem großen Staatsmann sehr viel zusammengetragen, daß er auf der hohen Schule zu Wien die Wissenschaften mit großem Fortgange erlernet; und ein alter Chronikschreiber Hector Mülich erzählet, daß er durch Beförderung seiner Anverwandten, vermuthlich eines, der auch im geistlichen Stande zu Ansehen gekommen, in die Maynzische Kanzley untergebracht worden, sich in solcher dem Kaiser Friederich dem III. durch seine Geschicklichkeit zu empfehlen Gelegenheit gehabt, und daß dieser ihn zu seinem Geheimschreiber bey der lateinischen Expedition angenommen habe.

Bey dieser Stelle, die er mit großer Geschicklichkeit und Treue versehen, wurde er auch dem kaiser-

b 1485.

kaiserlichen Prinzen Maximilian bekannt, welcher nach Friederichen Kaiser wurde. Dieser Maximilian liebte Langen so sehr, und setzte so großes Vertrauen in seine Geschicklichkeit und Treue, daß nach der Zeit einige Geschichtschreiber auf den ganz ungegründeten Wahn verfielen, Lang wäre ein natürlicher mit einer Langinn erzeugter Sohn des Kaisers gewesen, welches Mährlein aber sich sogleich aus ihrem nahestehenden Alter widerlegen läßt.

Sein Fleiß, seine Geschicklichkeit, seine Treue, und die Verdienste, die er sich bey seinen Geschäfften machte, nebst der ausnehmenden Gnade des Kaisers, halfen ihm bald zu einträglichen und ansehnlichen Stellen sowohl bey Hofe, als in der Kirche. Die erste, die er bey dieser erlangte, war die Probstey Wördsee in Kärnten, wozu hernach die Abtey Vitring in Kärnten, nebst manchen andern Präbenden in Oesterreich, Kärnten und Krain gekommen sind.

Bey jenem stund er als des Kaisers geheimer Rath und Liebling, und hatte schon so viel Ansehen, daß sich Große um seine Freundschaft und Anverwandtschaft bewarben, und seine Schwestern, davon eine unter dem Frauenzimmer der

Kai=

Kaiserinn gewesen, von Grafen und Freyherren zur Ehe gesucht und genommen wurden. Eine derselben, Apollonia wurde schon im Jahr 1498. an Graf Christoph von Lodron vermählet, und nach dessen Tod nahm sie im Jahr 1500. Graf Christoph von Frangipani zur Ehe, der sich im venetianischen Kriege als einer der vornehmsten kaiserlichen Hauptleute hervorgethan hat. Außer diesem muß um solche Zeit der Kaiser ihm und seinem Geschlechte ansehnliche Freyheiten ertheilet haben. Peutinger gedenket in seinen Sermonibus convivalibus, die er 1504. geschrieben, der Insignium militarium, und des Ordinis equestris, die Lang erhalten, wovon das erstere vermuthlich eine Verbesserung und Vermehrung des Wappens, und das zweyte die Ertheilung eines Ritterordens anzeiget. Ingleichem muß es um diese Zeit gewesen seyn, wo er des Bißthums Gurk Administrator worden, da er in eben gedachten Peutingerischen Sermonibus schon so genennet wird.

Nun ereignete sich die Gelegenheit für Langen, eine der ansehnlichsten Würden in dem Hochstifte bey seiner Vaterstadt zu erhalten, bey welcher gleichwohlen Dinge vorfielen, die ihm, woferne sie gegründet sind, von seinen angebohrnen Mitbürgern,

bürgern, besonders denen von Geschlechtern, nicht zum besten ausgelegt werden können. Es wurde nämlich die Domprobstey zu Augsburg erlediget. Dazu hatte Matthäus nicht nur selbst große Lust, sondern es unterstützten ihn auch der Kaiser und Herzog Georg von Baiern, welcher nicht nur auf ihn, sondern auch auf seine schöne Schwester, die unter der Kaiserinn Frauenzimmer gewesen, ungemein viel gehalten. Der vorige Domprobst, welchen die Geschichtschreiber Khamm, Stengel, Gasser und Werlich verschiedentlich, und zwar die eine Herzog Johannes von Bairen, welcher im gelobten Lande auf einer Wallfahrt gestorben, andere Bernhard Sabellus, und ander Erchto, Truchsäs von Höfingen angeben, war abgegangen, und seine Stelle sollte durch den Papst ersetzt werden, als welcher bisher allein das Recht dazu hatte, und Gasser behauptet, daß Lang diese Stelle von seinem Vorfahren, dem Kardinal von Sabellis, mit Nachsicht und Einwilligung des Papstes, für ungefähr 1600 Goldgulden erkauft habe. Nun war eben damals Reichstag in Augsburg, auf welchem neben dem Kaiser sehr viele Churfürsten und Fürsten versammelt waren, und auf welchem sich auch ein päpstlicher Legat, der Kardinal des Titels von St. Severin Vi-

scontē

scente von Mailand eingefunden hatte. An diesen wendete sich Lang, und erhielte durch die Empfehlungen des Kaisers und der Churfürsten sehr bald die Gewährung seiner Bitte, ihm zum Besitze der von dem Papste erkauften oder auf andere Weise ihm versprochene Stelle behülflich zu seyn, so daß ihm darüber auch gar bald schriftliche Urkunde ertheliet wurde [c].

Als der Dechant und das Kapitel des hohen Domstiftes von diesem Vorgange Nachricht erhielten, entstunde unter ihnen nicht geringer Verdruß darüber. Sie sahen es als eine Verletzung derjenigen Freyheiten an, welche sie vor noch nicht allzu langer Zeit von dem Papst erhalten hatten. Von den ältesten Zeiten der Stiftung des hiesigen Bißthums und Kapitels, wurden die Canonicate meistentheils Herren von Adel ertheilet, doch waren die Geschlechter und andere Bürgerssöhne davon nicht ausgeschlossen. Indessen waren jene weit stärker an der Zahl, auch für die Stadt und Bürgerschaft nicht zum besten gesinnet, und schon lange her war es ungemein selten, daß ein Bürgerssohn in das hiesige Hochstift aufgenommen wurde, ja es will behauptet werden,

c 1500.

werden, daß sogar schon im XIII. und XIV. Jahrhundert Statuta errichtet worden seyen, welche allen Bürgerssöhnen den Zugang abgeschnitten haben. Sicher ist es, daß solches 1474. geschehen, und daß Papst Sixt der IV. diese den Bürgern höchst nachtheilige Ausschließung durch eine Bulle bestättiget. Darüber entstunde ein sehr weitläuftiger Proceß, welcher viele Jahre daurte. Es nahmen sich sogar Kaiser und Reich der Sache an, man suchte sie gütlich zu vergleichen, machte deßwegen verschiedene Vorschläge, allein, sie zerfielen fruchtlos, und es gerieth unter den streitenden Partheyen zu immer größerer Verbitterung. Sie war noch eben sehr groß, und die Sache nichts weniger als entschieden, da sich diese Begebenheit mit Langen ereignete. Das Kapitel pochte auf die erhaltene Freyheit. Man stellte dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten vor, daß, wenn diese gebrochen würde, so würden sich noch mehrere Bürgerssöhne einschleichen und eindringen, das Hochstift würde dadurch unter das Joch der Bürgerschaft gerathen, und von ihr unterdrückt werden, und dergleichen mehr. Allein, der Kaiser kehrte sich nicht daran. Er hatte sich einmal vorgenommen, seinen Liebling zu Erhaltung dieser Stelle zu unterstützen: demnach

nach gab er den Abgeordneten des Kapitels zur Antwort: Wäre Lang zu seinen und des Reichs Sachen ihm nutz und gut, so würde er auch ihnen zu einem Domprobst nicht übel anstehen. Er müsse es bleiben, um so mehr, da ihn der päpstliche Legat dazu für tauglich gehalten und mit dieser Würde begabet habe.

Am Palmabend des folgenden Jahres [d] also, da in der Domkirche Hochamt gehalten wurde, erschienen die Herzoge Albrecht von Sachsen, Georg von Baiern, Erich von Braunschweig und Magnus von Mecklenburg, nebst dem Kaplan des Kaisers Sebastian, Schulhalter von Memmingen, der Langen bey der Hand führte, welcher in einem weisen Chorrocke gekleidet war. Er stellte sich zwischen die Fürsten und eine große Menge Grafen und Edelleute, von der sie umgeben waren. Die Domherren geriethen darüber in Entrüstung, so daß sie alle aus der Kirche liefen und laut über dieses Verfahren schrieen und protestirten. Es schrie sogar einer von Schellenberg mit lauter Stimme, sonst wäre dieses Stift ein Spital des armen Adels, doch nun wäre

d 1501.

wäre es auch für Bürger zu Augsburg gefreyet worden. Man ließ Notarien auftretten, und öffentlich gegen diese Handlung protestiren. Allein, die Fürsten kehrten sich wenig daran. Sobald das Hochamt vollendet war, setzten sie Langen auf den Altar, und führten ihn hernach in die Probstey, die ganze Handlung aber wurde durch den päpstlichen Legaten, und nachmals durch den Papst selbsten bestättiget [e].

So sehr Lang nach Ehre und Einkommen begierig war, so gut sahe er ein, daß durch die Abneigung der Kapitularen, die er sich durch solches, ihrer Auslegung nach, gewaltsames Eindringen zu Feinden gemacht hatte, weder seine Ruhe, noch das Beste des Kapitels, dessen Glied er nun worden war, könnte befördert werden. Er trachtete demnach selbst nach einem Wege, es wieder zu gewinnen, und both gerne die Hände zu einem Vergleiche. Er brachte es dahin, daß der Kaiser sich ins Mittel schlug, welcher durch den Churfürst Berchtold zu Mainz, den Herzog Georgen von Baiern, den Grafen Eitel Friederich von Zollern, und den kaiserlichen Rath D. Heinrich Haiden zwischen den Partheyen gütlich handeln ließ,

e 1503.

ließ, die so glücklich waren, noch in diesem Jahre einen Vertrag zu Stande zu bringen.

Der vornehmste Punkt dieses Vertrags war, bey dem Papst zu erlangen, daß hinfür, so oft die Probstey erlediget würde, es wäre in den Monaten des Papstes oder des Kapitels, alleine dieses befugt seyn solle, eine gefällige Person zu erwählen, welche sodann von dem Stuhl zu Rom bestättiget werden sollte, und darein sollten die Kardinäle im Consistorium einwilligen, auch insgesamt die Bulle unterschreiben. Er enthält aber noch viel mehrere, darinn die Rechte des Domprostes und des Kapitels umständlich auseinander gesetzt wurden, jedoch ist von Ausschließung der Bürgerssöhne nichts darinn enthalten. Der neue Domprobst hatte sich sogar anheischig gemacht, wofern er über den zuvor angeführten Punkt, wegen der Wahl eines Probstes die päpstliche Einwilligung und Bestättigung auszuwirken nicht vermögen sollte, von der erlangten Würde abzustehen, und alleine mit einem jährlichen Gehalt sich zu begnügen: es schlug ihm aber nicht fehl. Der Papst, der seine Vielvermögenheit bey dem Kaiser erkannte, sah aus politischen Ursachen für gut an, ihm zu willfahren, da er wußte,

daß er ihn bey dem Kaiser wohl gebrauchen konnte; Probst und Kapitel wurden also gute Freunde. Er baute auch die Probstey, an welcher noch sein Wappen in Stein gehauen zu sehen ist, und obwohlen nochmals Irrungen zwischen ihm und dem Kapitel entstunden, so wurden sie doch bald beygelegt. Was ihm in Ansehung seiner Mitbürger zur Last gelegt wird, hat zwar sehr viele Wahrscheinlichkeit, ist aber so erwiesen nicht. Vielmehr scheint es, er habe es sich zur Ehre gerechnet, hiesiger Bürger zu seyn, denn er unterschrieb die Verträge, die er mit dem Kapitel errichtet hatte, in eben dieser Qualität, und zwar den erstern zur linken Hand des päpstlichen Legaten de Rosella, über Herzog Albrecht von Sachsen, und Herzog Magnus von Mecklenburg, mit den Worten: Matthäus Lang, Burger und Domprobst zu Augsburg. Er schämte sich also seines Herkommens nicht, und that sich vielmehr etwas zu gut darauf. Nicht lange nach diesem erhielte Lang auch die Probstey zu Kostanz.

Aber nicht nur in Kirchen- und Staatsgeschäfften, sondern selbst im Kriege ließ sich der Probst und Kandidat des Bißthumes, so wie man zu derselben Zeit von mehrern seines Standes weis, gebrauchen. Denn in dem baierischen

schen Erbfolge-Krieg [f], als Maximilian dem Herzog Albrecht zu Hülfe kam, und bey Regensburg einen 4000 Mann starken Haufen Böhmen, die in Baiern eingefallen waren, aus dem Felde schlug, war auch er dabey, und versuchte, gewaffnet zu Pferde, in Begleitung der Seinen, was sein tapferer Arm im blutigen Gefechte vermochte. Man wird auch in den folgenden Zeiten finden, daß er den Harnisch zu tragen, und sich gewaffnet zu zeigen nicht verschmähet.

Bald hernach findet man ihn in Reichsgeschäfften von dem Kaiser auf dem Reichstag zu Kölln gebraucht [g], da er sich Mühe gab, die zwischen dem Pfalzgrafen Rupert, und Herzog Albrecht von Niederbaiern, über die Erbschaft Herzog Georg des Reichen entstandene Irrungen beyzulegen. In eben diesem Jahre, wiewohl von einigen 6 Jahre später angegeben werden, erhielte er das Bißthum Gurk, welches dem Erzstifte Salzburg unterworfen, und von welchem er schon einige Jahre her Administrator gewesen war. Er kam daselbst an die Stelle des Kardinals Raimondo di Peralto, und wurde von dem Kaiser gesetzet, da das Haus Oesterreich zweymal nacheinander, und sodann erst das drittemal

f 1504. g 1505.

temal das Erzstift Salzburg solche Würde zu vergeben berechtiget ist.

Nachdem er nun schon dazumal an Ehre und Einkommen ungemein zugenommen, erkaufte er von einem hiesigen Bürger, Anton Lauinger, das Schloß und die Herrschaft Wellenburg, und ließ ersteres, welches seit mehr als 100 Jahren wüste gelegen war, wiederum erbauen. Er erhielte hernach auch vom Kaiser, nebst Bestättigung des Adels, für sich und seine Brüder die Freyheit, sich Langen von Wellenburg zu schreiben; die Verwaltung dieser Herrschaft aber überließ er seinem Bruder Lucas, welcher nach seinem Tode auch dieselbe erblich erhalten hat. Nach der Zeit stiftete er die nahe dabey gelegene Kapelle der heiligen Radiana [h], von der er ein eifriger Verehrer war, und in der Domkirche ließ er für seine Aeltern und deren Nachkommen eine Begräbnißkapelle erbauen [i], und erstern ein Ehrendenkmal darinn errichten. Nicht weniger that er sich als Stifter nnd sehr großer Wohlthäter des Predigerklosters zu Augsburg hervor. Die Domprobstey behielt er so lange bey, bis er zum Erzbischofe zu Salzburg erwählet

h 1521. i 1513.

wählet wurde, und ließ solche, [da er größtentheils abwesend war, durch einen, mit Namen Hans Wolf, verwalten.

Indessen nahm die Wichtigkeit seiner Geschäffte immer mehr zu. Bisher war er von dem Kaiser, welcher jezt wichtige Dinge vorhatte, und sich zu einem Zuge nach Italien rüstete, darüber auf dem zu Kostanz gehaltenen Reichstage berathschlaget wurde [k], meistens nur im Kabinete geübet worden, nun aber vertraute man ihm auch öffentliche Handlungen an, gebrauchte ihn zu Gesandschaften und Staatsunterhandlungen, und er sezte sich durch Verstand und Lebensart bey den größten der damals lebenden gekrönten Häuptern in ausnehmende Achtung, erwarb sich ihre Gewogenheit, und war in den meisten seiner Unternehmungen besonders glücklich, aber eben daher bey dem Kaiser, dessen Ansehen und Ehre er mit trefflichem Anstande zu behaupten wußte, in den größten Gnaden.

Die erste der öffentlichen Handlungen, bey welcher er auftrat, war zu Trient, als Maximilian nach der Lombardey reiste [l], zuvor aber eröffnen ließ, daß man ihn nicht, wie bisher ge-

 schehen,

k 1507. l 1508.

schehen, Römischer König, sondern Kaiser nennen und schreiben solle. Damals mußte Lang, welchen er, nach Hansitzens Vorgeben, schon im vorigen Jahre zum Reichsverweser in Italien ernennet hatte, das kaiserliche Ausschreiben öffentlich von der Kanzel ablesen. Die Handlung ist nicht wichtig, und allein als die erste, dabey seiner in Staatsangelegenheiten gedacht wird, zu bemerken.

Weit wichtiger ist diejenige, die ihm noch in eben diesem Jahre aufgetragen wurde, nämlich seine Absendung nach Kamerich an die Königinn Margaretha, des Kaisers Tochter, Statthalterinn in den Niederlanden, und an den König in Frankreich.

Es waren zu dieser Zeit die größern Mächte von Europa gegen den Freystaat Venedig äußerst aufgebracht; er hatte sich durch Handlung und glückliche Kriege zu einem fürchterlichen Ansehen erhoben, und man glaubte, er gienge damit um, sich der Herrschaft von ganz Italien zu bemächtigen. Die Höfe wurden darüber aufmerksam, und faßten den Vorsatz, den Uebermuth des Freystaates zu bestrafen, und denselben zu demüthigen. Der Kaiser, der am meisten entrüstet war, Papst Julius der II., der am stärksten besorgt zu seyn Ursache hatte, der König in Spa-

nien

nien und der von Frankreich, nebst den Herzogen von Mantua und Modena, welche nicht geringere Gründe hatten, beschlossen, ein Bündniß zu errichten, und dieser fürchterlichen Nebenbuhlerinn mit vereinigten Kräften zu Leibe zu gehen. Sie wollten deßwegen zu Kamerich oder Cambrey in den Niederlanden unter einem andern Vorwande zusammentretten, um sich darüber zu berathschlagen. Maximilian bevollmächtigte dazu seine Tochter, die Erzherzoginn Margaretha, die er zur Statthalterinn in den Niederlanden gesetzet hatte, und gab ihr Langen als Rath und Beystand zu. Zuvor aber, ehe es zum Congreß gekommen, gab sich Maximilian alle Mühe, die Bundsgenossen auf seine Seite zu bringen, und sie den Venetianern zu entziehen. Er hatte sich anfangs mit diesen allein in Kriege eingelassen, und erkannte gar wohl, daß er ihnen nicht gewachsen wäre, um so mehr, da sie an Ludwig dem XII. von Frankreich bisher einen Bundsgenossen hatten, welcher sie mächtig unterstützen konnte. Diesen von ihnen zu trennen hielt er für nothwendig, und Lang, der es eben so ansah, nahm es auf sich, seine Absichten auszuführen, und die Gesandtschaft nach Frankreich zu übernehmen. Der Kaiser willigte darein. Lang

 schrieb

schrieb also an den König, und bath um sicher Geleite für sich und sein Gefolge, da er als Gesandter des Kaisers Dinge anzubringen hätte, daran der Krone Frankreich sehr viel gelegen wäre. Man versprach nicht nur dieses, sondern auch, ihm einen Gesandten entgegen zu schicken, welcher ihn nach Paris einführen sollte. Lang reiste also in Begleitung von dreyßig Pferden aus den Niederlanden nach Frankreich. Zu Valenciennes erwarteten ihn die Herren von Vertiis, Longueville und Very als königliche Gesandten, und brachten ihn nach Paris zum Könige, wo er sehr gnädig aufgenommen und bewirthet wurde. Dort führte er seine Unterhandlung mit großer Geschicklichkeit. Er versprach dem Könige die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand von dem Kaiser, und den ruhigen Besitz desselben auf Lebens lange, nebst Herbeyschaffung der durch die Venetianer abgerissenen Stücke; wußte ihn gegen diese aufzubringen, und ihn zu bereden, das schon vormals mit dem Kaiser gegen sie geschlossene Bündniß zu erneuern, und sich anheischig zu machen, auch die Könige von Spanien und England, die gleichfalls gegen Venedig aufgebracht zu seyn Ursache hatten, zu gleichem Bündnisse gegen sie zu bewegen. Der König schickte die vorgenannten

Herren also, seine Gesandten, mit dem kaiserlichen Abgesandten zurück, beschenkte diesen mit einer 1500 Kronen werthen Credenz, schlug seinen Hofmeister, einen von Schenkenstein, und andere von Adel, die er bey sich hatte, zu Rittern, verehrte jedem eine Schaube von Sammet und eine goldene Kette von 300 Kronen, und ließ sie insgesamt bis Kamerich kostfrey halten.

Die Gesandtschaften kamen also daselbst zusammen, und zwar die Königinn Margaretha im Namen des Kaisers, und von Seiten Frankreich der Kardinal von Roan. Nach genugsamer Verabredung wurde Spanien hernach schriftlich eingeladen, welches sich auch aus eigenen Ursachen dem Bündnisse beyzutreten entschloß. Der Papst, welcher den Eintritt eines kaiserlichen Kriegsheeres und die anwachsende Macht des Hauses Oesterreich in Italien sehr ungerne sahe, wankte indessen, und wollte es lieber mit Venedig halten, woferne dieser Staat die Forderungen eingegangen hätte, die er an denselben machte; da sich aber dieser nicht dazu verstunde, trat er ebenfalls dem Bündniß bey; und das geschah auch von den mächtigsten italiänischen Fürsten, welche sich zu Venedig wenig gutes versahen.

Also

Also wurde durch die Geschicklichkeit des kaiserlichen Gesandten Langen, indem er den König in Frankreich zu gewinnen gewußt hatte, ein mächtiges Bündniß geschlossen, welches einem der reichsten Staaten den Untergang drohete. Es würden auch die Absichten gewiß nicht fehlgeschlagen haben, woferne die beschworne Eintracht von längerer Dauer gewesen wäre, und die Verbündeten die Maaßregeln befolget hätten, welche der Kaiser und dessen Minister vestgesetzet hatten. Allein, die nach einiger Zeit unter ihnen ausgebrochene Uneinigkeit und Mißverständnisse, und die Saatskunst der Venetianer, gaben der Sache eine ganz andere Wendung, so, daß diesen das Ende des gefährlichen Krieges rühmlich und auch einigermaßen vortheilhaft wurde.

Bald anfangs [m] erfochten die Franzosen einen herrlichen Sieg bey Giera d'Adda über die Kriegsmacht des Freystaates, welcher bey den Bundsgenossen große Freude verursachte. Der Kaiser fand für wohlanständig, dem Könige dazu durch eine eigene Gesandtschaft glückwünschen zu lassen. Auch dazu wurde Lang auserse-

m 1509.

ersehen. Er begab sich also nach Cremona, wo der König stund, daselbst dieses Geschäffte zu verrichten. Jedoch nicht der Glückwunsch allein war die Ursache seiner Absendung. Eines Theils mußte er den König bey guter Laune für den Kaiser zu erhalten suchen, da dieser durch Geldmangel verhindert wurde, sein Versprechen zu erfüllen, und mit gleichem Nachdruck gegen Venedig zu handlen; theils mußte er auch sich beschweren, daß Ludwig im Veronesischen manche Plätze weggenommen, die ihm nicht gebührten; allein, damit fand er wenig Gehör. Uebrigens aber nahm er alle Städte auf dem vesten Lande, welche die Feinde verlassen hatten, Tervis ausgenommen, in kaiserlichen Gehorsam.

Von den Bundsgenossen war der Papst der erste, welcher, da er seinen Vortheil ersahe, auch die in Italien überhandnehmende Macht des Königs in Frankreich besorgte, von dem Bündniß wieder abtrat. Er erlaubte nicht nur den Venetianern, wider den Bund zu Cambray, Gesandten nach Rom zu schicken, sondern drang auch in sie, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, both sich zum Mittler an, schrieb auch selbst schon an den Bischof von Gurk, und führte weitläuftig

gegen

gegen ihn die Vortheile aus, welche dem Kaiser zugehen würden, wenn er sich mit der Republik vergliche, fand aber damit kein Gehör. Niemand war darüber mehr erbittert, als König Ludwig von Frankreich. Er rüstete sich nicht nur zum Kriege wider den Papst, sondern ließ auch zu Tours eine Provinzial-Kirchenversammlung halten, auf welcher die Bischöfe und Prälaten nicht nur dem Papst allen Gehorsam aufzusagen beschloßen, sondern sich auch auf eine allgemeine Kirchenversammlung beruften, und den Papst seiner Würde unwürdig erkennten.

Maximilian war zwar weder mit diesem, noch mit dem übrigen Bezeigen des Königs gänzlich zufrieden. Allein, wenn er den Krieg gegen Venedig fortsetzen wollte, mußte er ihn schonen, und mit ihm in Bündniß bleiben. Um solches um so vester zu knüpfen, wurde der Bischof von Gurk nach Tours geschickt, der Synode beyzuwohnen, und zugleich mit dem König wegen Fortsetzung des Krieges neue Maaßregeln zu treffen. Dieser war sehr glücklich in seiner Unterhandlung. Wenigstens versprach der König so viel, daß wenn es in Erfüllung gekommen wäre, der Kaiser die Herrschaft über Rom und über den größten Theil

von Italien erhalten haben würde. Damals besorgte der Bischof den Nutzen des Kaisers mit so großer Treue, und mit so besonderer Geschicklichkeit, und machte sich auch so beliebt bey dem König und dessen Hofe, daß ihm diese Unterhandlung zu vorzüglicher Ehre gereichet. Zu der angestellten Synode selbst kam er zwar zu spät, dann bey seiner Ankunft gieng sie bereits auseinander. Indessen stattete er dem Kaiser von deren Schlüssen Bericht ab, welche dessen Beyfall fanden. Der Gesandte verabredete auch über dieses verschiedenes mit dem Könige, zumal wegen Haltung einer allgemeinen Kirchenversammlung, die dem Papst wenig Vortheile verschafft haben würde. Sobald der Bischof von seiner Gesandtschaft zu dem Kaiser, welcher sich dazumal zu Freyburg im Brisgau aufhielte, zurück gekommen, machte er auch zu einer Kirchenversammlung die Anstalt, und ließ ein Edict ergehen, dadurch solches zu Pisa zusammen berufen werden sollte, wie zu gleicher Zeit auch von dem König in Frankreich geschah: doch war es wohl damit kein ganzer Ernst.

Dem Papst war bey Erneuerung dieses Bündnisses nicht gar zum besten zu Muthe. Auch der

König

König in Spanien war nicht wohl darauf zu sprechen, vielmehr gab dieser sich Mühe, den Kaiser mit Venedig, und den König in Frankreich mit dem Papste wiederum auszusöhnen. Spanien gab dem Kaiser gute Worte, und dieser, der sich kurz vorher mit Frankreich so genau verbunden hatte, ließ sich bereden, sich in Friedenshandlungen einzulassen, und eine Gesandtschaft zu diesem Geschäffte nach Italien abzuschicken. Er brachte es auch an Frankreich, welches dazu sich nicht geneigt wollte finden lassen, da es aus einer Versöhnung des Kaisers mit dem römischen Hofe sich wenig vortheilhaftes für seinen Nutzen versprechen konnte; endlich aber doch zum Scheine darein willigte.

Zu dieser Gesandtschaft wurde abermals der Bischof von Gurk ausersehen. Dergleichen Aufträge waren ihm überaus angenehm. Er liebte Pracht und Aufwand, und glaubte seinem Herrn um so mehr Ehre zu erwerben, je prächtiger er sich als dessen Gesandter zeigte, und diesesmal erschien er nicht als ein bloßer Gesandter, sondern sogar in der Würde eines kaiserlichen Statthalters in Italien, die ihm der Kaiser ertheilet hatte. Er rüstete sich in seiner Vaterstadt zu diesem Auftrag. Er nahm ein ansehnliches

Ge-

Gefolge mit sich, das bis auf 100 Pferde stark war. Bey diesem Gefolge waren Graf Martin von Oettingen, Hans Schenk von Schenkenstein, Hans Lang, des Bischofs Bruder, verschiedene Domherren, und verschiedene der reichsten und angesehensten Bürger zu Augsburg, besonders Raimund Fugger, Ulrich Illsung, Hartmann Sulzer, des Bischofs Vetter, und Ulrich Jung, der Arzeney Doctor. Mit diesem Zuge gieng er von Augsburg ab, und traf zu Mantua mit dem spanischen Bothschafter Petro Urrea, und dem französischen, dem Erzbischof von Paris, wegen der Friedenshandlung zusammen.

Der Papst beschickte diesen Congreß nicht, denn er wollte dermalen nicht mit allen Mächten zu thun haben, sondern versuchen, ob er sie nicht trennen, und allein den Kaiser auf seine Seite bringen könne. In dieser Absicht ließ er den Kaiser ersuchen, seinen Statthalter und Gesandten, den Bischof von Gurk, anzuweisen, sich zu ihm nach Bologna allein zu begeben, dahin sich der Papst wegen gesunder Lage und Bequemlichkeit des Orts vorsetzlich verfüget hatte. Der Bischof wollte durchaus nicht daran, und nahm zur Entschuldigung, daß auf solchen Fall ohne anders

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

auch der französische Bothschafter dahin würde kommen wollen. Allein, der spanische Bothschafter, welcher mehr auf päpstlicher Seite war, ließ nicht nach zu bitten und ihm zuzusprechen, bis er endlich dareinwilligte. Lang, der Gesandte des Kaisers, gieng also nach Bologna, und wurde mit ganz außerordentlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Dem Papst war sehr darum zu thun, den Kaiser mit Venedig zu versöhnen, und zugleich von Frankreich abwendig zu machen, daher gab er sich alle mögliche Mühe, dessen Bothschafter zu gewinnen. Er both ihm damals schon den Kardinalshut, das Patriarchat zu Aquilea, und andere geistliche Pfründen an, woferne er bey dem Kaiser zuwegebringen würde, diejenige Bedingungen des Friedens einzugehen, die er vorschlug. Allein, sie waren zu schlecht und zu unrühmlich für den Kaiser, und der Bischof, so sehr es ihm um Ehre, und bey seiner Neigung zum Aufwand um Einkommen zu thun war, zu treu, um sich durch Bestechung zu einem Verräther an seinem guten Herrn gebrauchen zu lassen; er gieng also durchaus nichts Nachtheiliges ein, und blieb standhaft bey dem mit Frankreich geschlossenen Bunde, so sehr man sich Mühe gab, ihn davon abzubringen. Bey seiner Ankunft in

Bologna erblickte er sogleich unter andern Gesandten den von Venedig. Er sah ihn mit zürnenden Blicken an, und sprach stolz zu ihm: Er wunderte sich über die Verwegenheit, die er zeigte, sich vor ihm sehen zu lassen, da seine Herren geschworne Feinde des Kaisers wären. Als er vor den Papst geführet wurde, der in seinem Pallaste von allen Kardinälen und dem ganzen Hofstaat umgeben, ihm Gehör ertheilte, sprach er mit sehr wenigen Worten, und erklärte, daß der Kaiser, sein Herr, ihn nach Italien geschickt hätte, um durch Unterhandlung lieber, als durch blutige Kriege, das Seinige, was ihm gehörte, zu erhalten, daß aber alles fruchtlos seyn würde, woferne die von Venedig nicht entschlossen wären, alles wiederum abzutreten, was sie dem Hause Oesterreich abgenommen hätten. Bey dieser Erklärung blieb er vest, auch in der geheimen Unterredung, welche der Papst mit ihm hielte. Ja, als am folgenden Tage der Papst drey Kardinäle mit ihm zu handeln bevollmächtigte, erschien er nicht selbst, sondern schickte drey Edelleute, weil er glaubte, es wäre seiner Würde entgegen, mit andern, als mit dem Papst selbst, zu dem er abgesandt worden wäre, zu handeln. Nachgehends ließ er zwar in seinen Forderungen gegen Venedig nach, allein,

das Ansinnen des Papstes, welches auf Vertreibung der Franzosen abzielte, machte die ganze Unterhandlung rückgängig. Der Bischof war entweder selbst für Frankreich zu gut gesinnt, oder hatte ausdrücklich Befehl, in keinem Stücke nachzugeben. Er brach demnach ab, begab sich von Bologna zurück, und nach Mailand. Den Papst reuete zwar hernach die ihm gemachte Begegnung, besonders, daß er sich in Ansehung seiner Gesinnung gegen Frankreich so weit herausgelassen hatte, er schickte ihm den schottischen Gesandten nach, und ließ ihn wieder zurückzukommen ersuchen, allein, er war dazu nicht zu bewegen, um so weniger, als er vom Papst Handlungen erfahren müssen, welche ihn nicht wenig gegen denselben eingenommen hatten. Aus dieser Erzählung bemerkt man, daß er nicht eben so gefällig entlassen, wie angenommen wurde, so daß auch die päpstlichgesinnten Geschichtschreiber ihn als einen eitlen, stolzen und übermüthigen Mann abgeschildert haben. Nach seiner Zurückkunft besprach er sich sogleich mit den spanischen Gesandten, und brachte auch diese gegen den Papst auf, so daß die spanischen Völker von den päpstlichen hinweg, und nach Neapolis zurückgezogen wurden.

Der Krieg gegen Venedig, und gegen den Papst, wurde nun mit ziemlichem Nachdruck geführet. Der kaiserliche Statthalter hatte seinen Aufenthalt in Verona, und ermahnte von dort aus die kaiserlichen Obristen, die Feinde anzugreifen. Diese litten da und dorten beträchtliche Niederlagen, und verschiedene Städte wurden ihnen abgenommen. Gegen den Papst suchte man Waffen der Kirche hervor. Neun Kardinäle, welche widrig gegen ihn gesinnt waren, schrieben unter dem Vorwand der nöthigen, von ihm zwar versprochenen, aber nie unternommenen Kirchenverbesserung, ein Concilium zu Pisa aus. Sie wurden zwar darüber in Bann gethan, auch ihrer Ehren und Aemter entsetzet, und der Papst selbst schrieb eine Kirchenversammlung nach Rom aus, indessen kam doch das gegen ihn ausgeschriebene gleichfalls zu Stande, wiewohl es Maximilian, der es nie mit dem Papst gänzlich verderben wollte, nicht beschickte. Zwar war er anfangs nicht ganz abgeneigt, die deutsche Kirche von dem Papste unabhängig zu machen, und veranstaltete deßwegen zu Augsburg, zu Trier und zu Kölln verschiedene Zusammenkünfte der Bischöfe und anderer Geistlichen [n]. Allein, diese

n 1512.

waren dem päpstlichen Stuhle zu sehr ergeben, um darein zu willigen, und selbst Lang, welcher diese Trennung zu bewirken dem König in Frank- versprochen hatte, gebrauchte nur die verneinende Entschließungen der Zusammenkünfte, daran er heimlich selbst gearbeitet hatte, zu Scheingründen, warum das Concilium zu Pisa von dem Kaiser nicht beschickt werden könnte.

Eben zu der Zeit breitete sich allenthalben die Nachricht aus, Papst Julius der II. läge an einer gefährlichen Krankheit darnieder, so daß zu seinem Aufkommen keine Hoffnung wäre. Diese Nachricht brachte Maximilian auf einen Gedanken, der das Ansehen des Abentheuerlichen hat, von diesem Herrn aber leicht zu glauben ist, da er sich in mehrern Fällen dazu geneigt zeigte. Er gerieth nämlich darauf, ob er nicht selbst Papst werden könnte, und wollte sich auf solchen Fall entschließen, die Kaiserwürde seinem Enkel Karl, dem Infanten von Spanien abzutreten. Wirklich war es sein eifriger Ernst. Er gebrauchte auch hier seinen Liebling, den Bischof von Gurk, und schickte ihn mit etlich hunderttausend Kronen nach Rom, um die mächtigsten der Kardinäle zu gewinnen, daß sie ihn zum Papst erwählen möch-

ten.

ten. Allein, Julius, welcher wohl krank gewesen, doch nicht gefährlich darnieder gelegen, vereitelte das Vorhaben durch seine Genesung.

Das Concilium zu Rom hatte seinen Fortgang, und man gab sich von neuem Mühe, den Kaiser von Frankreich zu trennen. Endlich gelang es auch, und Frankreich gab dazu selbst die Gelegenheit, da es sich eben nicht so wohlgesinnt für die Sache des Kaisers bezeigte, als dieser billig verlangen konnte. Maximilian schloß demnach einen Stillstand mit Venedig, und rufte seine Völker von dem französischen Kriegsheer ab, worüber dessen Angelegenheiten nicht in die besten Umstände kamen. Das gab nun abermals zu einem Congreß Gelegenheit, welcher zu Mantua von allen kriegführenden Mächten zu eröffnen beschlossen wurde, und wohin der Kaiser abermals den Bischof von Gurk abschickte, der damals sich bey ihm zu Kölln aufhielte. Er gab ihm Vollmacht, nicht nur nach Mantua zu gehen, um seine Angelegenheiten bey dem Congreß zu besorgen, sondern sich auch nach Rom zu begeben, dem Lateranensischen Concilium beyzutreten, und sich auch in weitere Unterhandlungen mit dem Papst einzulassen. Als er in Italien ankam, wurde

ihm von den Franzosen Legnano eingeräumt, welches er sogleich mit deutschen Völkern besetzte.

Damals wurde hauptsächlich wegen Mailand, Modena und Reggio, wie auch mit den Eidgenossen in der Schweiz gehandelt, welche mit dem Papste sich in ein Bündniß eingelassen hatten. Ihre Freundschaft wurde auch von Frankreich und Venedig gesucht, sie blieben aber ihren ersten Bundsgenossen getreu, und zeigten sich willfährig für die Absichten des Kaisers, die ihnen von dem Bischof eröffnet wurden.

Von Mantua reiste der Bischof theils auf kaiserlichen Befehl, theils auf päpstliche Einladung, nach Rom zum Papste, um den Vertrag zwischen dem Kaiser und demselben, wie auch mit Venedig zu Stande zu bringen. Obwohl er im vorigen Jahre nicht mit der besten Zufriedenheit des Papstes sich von ihm entfernt hatte, so war doch jetzt seine Zurückkunft so angenehm, daß er mit den größten Freuden und Ehrenbezeigungen aufgenommen worden. Ein Augenzeuge, Johann Pierius Valerianus hat den Einzug, den er gehalten, umständlich beschrieben, und in der That war er so prächtig, daß kaum gekrönte Häupter sich rühmen können, mit mehrern Ehren empfan-

empfangen worden zu seyn. Auch die von Venedig ließen ihn durch ihren Gesandten nach Rom begleiten, und erwiesen ihm Ehre, so daß es das Ansehen hatte, es würde nun der Friede in Italien bald hergestellet werden können, wozu neben dem Papst auch der Kaiser und dessen Gesandter geneigt waren, und dafür sie sich alle Mühe gaben. Allein, die von Venedig blieben immer vest auf denjenigen Bedingungen, welche sie schon ehemals vorgeschlagen hatten, und also kam der Friede mit ihnen nicht zu Stande.

Hingegen wurde mit dem Papst ein Bündniß geschlossen, dadurch man ihn von neuem von Venedig abwendig machte, und dem Scheine nach geschah jetzt die Stiftung einer sehr guten Freundschaft zwischen ihm und dem Kaiser.

Noch dazumal gieng Maximilian mit den eiteln Gedanken um, Papst zu werden. Julius war alt und krank, und man sahe voraus, daß er nicht lange mehr leben würde. Der Bischof von Gurk erhielte demnach den geheimen Auftrag von dem Kaiser, den Papst bey dieser Gelegenheit dahin zu vermögen, daß er ihn zu seinem Coadjutor annehmen möchte. Er verließ sich dabey auf ein ihm von dem König in Spanien Ferdinand

gethanes Versprechen, und auf die Wirkung der Summen, die er unter die Kardinäle vertheilen wollte. Er schmeichelte sich wirklich mit großen Hoffnungen, und der Bischof that mit aller politischen Klugheit das Ansinnen an den Papst. Dieser stellte sogleich alle Schwierigkeiten vor, doch erlaubte er ihm, deßwegen die Kardinäle selbst anzugehen. Einige ließen sich gewinnen, der Papst aber weigerte sich mit aller Standhaftigkeit. Die Unterhandlung zerschlug sich fruchtlos, und der Bischof verließ Rom, ohne des Kaisers Wunsch erfüllt zu sehen.

Nach einigen soll Matthäus Bischof von Gurk, schon damals den Kardinalshut von dem Papst erhalten haben; es ist aber erweislicher, daß ihm solcher erst von dessen Nachfolger ertheilt worden. Allem Vermuthen nach wurde er von Julius dem II. zwar ernennet, von Leo dem X. aber erst wirklich mit der Würde begabet, daher ihn auch Platina unter diejenige setzet, welche Julius zu solcher Würde erhoben hat.

Hierauf begab sich Lang nach Mailand. Vermög des mit dem Papst getroffenen Vergleiches setzte er den vertrieben geweßten Herzog Maximilian Sforza, im Namen des Kaisers, in den

Besitz des Herzogthums, und ertheilte ihm darüber die Belehnung, sodann aber reiste er nach Deutschland zum Kaiser zurück.

Nun starb Papst Julius der II. ° und an dessen Stelle wurde Leo der X. aus dem Hause der Mediceer erwählet, dem Kaiser aber war die ehemals zu dieser Würde bezeigte Lust vergangen. Der neue Papst bestättigte zwar die von seinem Vorfahren mit dem Kaiser geschlossene Bündnisse, doch gab er sich nachgehends Mühe, den Frieden in Italien wiederum herzustellen, und eine Aussöhnung mit Venedig zu Stande zu bringen. König Ludwig vertrug sich nun auch mit dem Papst, hob das wider ihn angestellte Concilium wieder auf, und untergab von neuem die französische Kirche dem päpstlichen Gehorsam. Auch machte er Friede mit Venedig, ohne den Kaiser mit darein zu ziehen, er bemächtigte sich wiederum des Herzogthums Mailand, und vertrieb daraus den Herzog Maximilian Sforzia, den der kaiserliche Statthalter, der Bischof von Gurk, erst im vorigen Jahre eingesetzt hatte. Die Venetianer griffen bey diesen Umständen wiederum um sich. Sie eroberten Padua nebst andern Orten, und

° 1513.

und obwohlen sie und ihre Bundsgenossen eine Niederlage erlitten, so behaupteten sie sich doch an diesem Orte.

Damals kam der Bischof von Gurk wiederum aus Deutschland zurück, und in das spanische Lager. Dahin führte er selbst ein Corps deutscher Reiter, und gab den Rath, die Stadt Padua zu belagern, um solche den Venetianern wiederum zu entreissen. Man folgte ihm auch, rückte gegen die Stadt an, und machte alle nöthige Anstalten, so sehr es auch, nicht nur an Mannschaft, sondern auch an übrigen Bedürfnissen, zu einer Belagerung gebrach. Der Erfolg war, wie man bey solchen Umständen vermuthen konnte; man mußte nach ziemlichem Verlust abziehen, und der Bischof, welcher an diesem fehlgeschlagenen Versuche Schuld gewesen, mußte nach seiner Erfahrung selbst gestehen, daß Staatsunterhandlungen und Kriegsthaten verschiedene Dinge wären, und daß er sich auf letztere sehr wenig verstünde.

Nun gieng der Krieg gegen Venedig und Frankreich fort, um so mehr, da auch England sich mit dem Kaiser in ein Bündniß eingelassen hatte. Der Bischof aber sollte sich nun nach Rom begeben, um dem neuen Papste im Namen des Kaisers

die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu machen. Sobald Leo davon Nachricht erhielt, trachtete er darnach, diesen Liebling des Kaisers, den er zum Freunde behalten wollte, zu gewinnen; er schickte ihm also den Kardinalshut entgegen. Lang behauptete auch hier seine und seines Absenders Würde. Er nahm ihn von den Gesandten nicht an, sondern wollte ihn allein aus den Händen des Papstes empfangen; und das geschah auch, nachdem er zu Rom angekommen war, und sein Geschäffte verrichtet hatte. Er erhielte den Titel: S. R. E. Diaconus Cardinalis Sancti Angeli in foro piscium & ejusdem tituli presbyteri, und dabey schrieb er sich auch dazumal: Locum tenens generalis & Procurator serenissimi & excellentissimi Domini D. Maximiliani Romanorum Imper. semper Augusti. Höher konnte er an kirchlichen und weltlichen Würden nun kaum mehr steigen, wohl aber konnten ihm mehrere mit reichlichem Einkommen zu Theil werden, und dergleichen schlug er gewiß nicht aus, wenn er dazu sich Hoffnung machen konnte.

Er hatte sich um diese Zeit bey den Domherren zu Salzburg Verdienste gemacht, und dadurch sich ihre Freundschaft erworben. Bisher waren

sie

sie Canonici regulares St. Augustini, sie wünschten aber lange von solchem Zwang befreyet zu werden, und wendeten sich nun an den vielvermögenden Bischof von Gurk. Dieser brachte ihr Verlangen bey dem Papst an, und war auch diesesmal so glücklich, dasjenige, was er suchte, zu erhalten. Sie wurden also Canonici seculares, und fanden sich wegen dieser ihnen ausgewirkten Freyheit verpflichtet, sich erkenntlich gegen den Bischof, der ihnen dazu behülflich gewesen, zu erweisen. Eben damals war ihr Erzbischof, Leonhard von Keutschach, alt und schwach, und daher waren sie darauf bedacht, ihm einen Coadjutor an die Seite zu setzen. Das war nun die schönste Gelegenheit, dem Bischof von Gurk, obwohlen er zuvor nicht aus ihren Mitteln, nämlich kein Salzburgischer Canonicus gewesen, ihre dankbare Zuneigung mit der That zu erzeigen. Sie betrieben es also selbst bey dem Papste, daß er den Bischof von Gurk zum Coadjutor ihres Erzbischofes ernennen möchte, begaben sich, ihm zu Gunsten, der freyen Wahl, die ihnen zugestanden wäre, und als er von Rom zurückkam, empfiengen sie ihn nicht nur mit den größten Ehrenbezeigungen, sondern verehrten ihm auch für seine Mühe den Sitz Mühldorf mit Jagden, Fischereyen und allen

dazu gehörigen Rechten. Damals waren nur 9 Domherrenstellen zu Salzburg. Der Kardinal hatte aber von dem Papst das Recht erlangt, zwey allein, und jeder der 9 Domherren einen, 4 aber gemeinschaftlich zu ernennen, so daß ihre Anzahl auf 24 vermehret wurde. Die Wappen dieser 24 Herren sind noch in dem Kapitelhause zu Salzburg zu sehen, des Kardinals aber wurde zum Angedenken und zur Dankbarkeit in deren Mitte aufgestellet. Obwohlen sich nun der Erzbischof Leonhard sehr dagegen setzte, so blieb es dennoch dabey, der Kardinal Matthäus Lang hatte die Hoffnung, Leonhards Nachfolger zu werden.

Besser gelang es diesem, welcher dem Kardinal gar nicht geneigt war, als derselbe, dem in der That nie genug werden konnte, da er zu dem großen Aufwande, den er machte, nie genug hatte, das uralte Kloster St. Peter zu Salzburg, nachdem der Abt Wolfgang gestorben war, an sich zu ziehen, und als eine Comende zu genießen trachtete. Darwider setzte sich der Erzbischof Bernhard mit standhaftem Nachdruck. Er begab sich selbst in das Kloster, und gieng nicht eher heraus, bis die Mönche einen neuen Abt erwählet hatten.

Bald nachdem Lang die Kardinals- und Coadjutors-Würde erhalten hatte p, kam er zu einem der wichtigsten und glorreichesten Geschäffte, dadurch dem Erzhause Oesterreich ein großer Zuwachs an Macht und Ländern zukam, die es größtentheils der Geschicklichkeit des Kardinals in Unterhandlungen zu danken hat. Der Kaiser sahe damals für gut an, mit den Königen Uladislaus dem II. in Ungarn und Böhmen, und dem Könige Sigmund in Polen, zusammen zu treten, um ein gutes Vernehmen unter sich zu stiften, und sich wegen des Kriegs mit den Türken zu berathschlagen, deren Zurücktreibung aus Europa vornehmlich dem Papst sehr am Herzen lag. Diesen hatte das Wachsthum der türkischen Macht, zumal deren Siege über die Perser, sehr in Schrecken gesetzet, weil er besorgte, sie möchten nunmehro mit ungeheuren Heeren in Ungarn und Polen einfallen, und der gesammten Christenheit unersetzlichen Schaden zufügen. Ein Bündniß unter den größten Mächten des christlichen Europa schien höchst nöthig zu seyn, dem zu besorgenden Strome ihrer Waffen Einhalt zu thun; dieses aber zu Stande zu bringen, däuchte ihm niemand geschickter als Lang zu seyn. Er hatte deßwegen viel

p 1515.

viel mit ihm bereits verabredet, als er sich bey ihm zu Rom befand, und nun ermunterte er ihn in vielen Briefen, daran zu arbeiten. Der Kardinal hatte große, vielleicht abentheuerliche und unausführliche Anschläge im Kopf. Seiner Meynung nach sollte ein allgemeiner Kreuzzug von ganz Europa gegen den Feind des christlichen Namens eröffnet werden. Der Kaiser sollte durch Ungarn mit den deutschen, ungarischen und polnischen Völkern in Bosnien, Mösien und Thracien einfallen, und Konstantinopel zu Land einschließen. Die Franzosen sollten mit den Italiänern, Venetianern und Schweizern nach Griechenland übersetzen, und der Papst sollte mit Spanien, Portugall und England eine Flotte ausrüsten, und Konstantinopel zu Wasser belagern. Dem Kaiser gefiel der Vorschlag ganz ausnehmend. Er beschloß, mit den ihm benachbarten Königen zuerst ein Bündniß zu schließen; und das gelung auch durch den Eifer seines Lieblings. Das übrige wurde damals nicht betrieben, weil man vermuthlich sehr große Schwierigkeiten bey diesen weitläuftigen Entwürfen eingesehen. Es suchte aber auch der Kaiser bey dieser wichtigen Zusammenkunft, die Nachfolge in Böhmen und Ungarn auf das Haus Oesterreich zu bringen.

Sigmund hatte einen Sohn, Ludwig, und eine Tochter, Anna. Jener sollte an die Prinzessinn Maria, des Kaisers Enklinn, und diese an einen der Enkelsöhne vermählet werden. Beyde waren noch sehr jung, doch gab diese gedoppelte Vermählung zu künftiger Erbfolge Gelegenheit. Die Sache mußte zuvor durch Tractaten eingeleitet werden, wozu der Kaiser den Kardinal von Gurk abermalen am geschicktesten fand. Er bevollmächtigte ihn demnach zu diesem Geschäffte, welches zu Preßburg angestellt werden sollte, dahin sich die beede Könige mit ausnehmend prächtigem und zahlreichem Gefolge ihres Adels verfügten. Der kaiserliche Gesandte kam nach Wien, und machte dort Anstalt zu Vollziehung seines Auftrages. Zu Neustadt wurde Landtag mit den Ständen gehalten, um mit ihnen zu verabreden, mit welchem Aufwand in Gefolge und Livree sie dem Kaiser zu Ehren bey der Zusammenkunft der Könige erscheinen wollten. Sodann begab er sich zu Schiffe, und fuhr nach Preßburg hinunter. Bey seiner Ankunft fand er die Ufer der Donau mit einer so großen Menge Volkes besetzt, daß er kaum zu Pferde steigen und seinen Einzug halten konnte. Er war in seinem Kardinalkleide, und wurde von dem Erzbischofe

Gregor

Gregor von Colocza, dem königlichen Prinzen Ludwig und dem ungarischen Reichskanzler Grafen von Frangipan empfangen. Der Erzbischof bewillkommte ihn mit einer wohlgesetzten Rede, welche von ihm auf gleiche Weise beantwortet wurde; hierauf wurde er von diesen dreyen Herren und einem Gefolge fast aller ungarischer und polnischer Minister und Räthe, Bischöfe und großen Adels, die ihm von den Königen waren entgegen geschickt worden, und unter beständigem Schalle der Trompeten in die Stadt und in seine Herberge geführet. Den folgenden Tag empfieng er den Erzbischof von Gran, Kardinal Thomas, der als päpstlicher Legat bey dieser Zusammenkunft erschien, und seinen Einzug mit gleicher Pracht hielte, und hatte unter andern nicht nur den gesamten aus Oesterreich und Steyermark mitgebrachten Adel, sondern auch die Klerisey aus Preßburg, die dem Kardinal Thomas als ungarischen Primaten entgegen zog, bey sich. Sogleich den folgenden Tag war Rathsversammlung in dem Quartier des ungarischen Königes, bey welcher mehr als 500 Personen gegenwärtig waren. Hier legte der Kardinal sein kaiserliches Credenzschreiben vor, und eröffnete in einer langen Rede die Ursache seiner Ankunft, und diese

Rede beantwortete der Kardinal von Gran auf gleiche Weise. Den folgenden Tag machte er dem Könige seinen Besuch. Dieser gieng ihm bis auf die Gasse entgegen, empfieng ihn mit größter Freundschaft, und führte ihn mit etlichen Räthen in sein Kabinet. Zusammenkünfte, Lustbarkeiten und Feyerlichkeiten wechselten damals miteinander ab. Bey einer der letztern wurden von dem Könige verschiedene von Adel aus des Kardinals von Gurk Gefolge, und darunter auch dessen Bruder, Johannes Lang, zu Rittern geschlagen. In den erstern wurde vorläufig vestgesetzet, wie es mit beyden Vermählungen sellte gehalten werden, und der kaiserliche Gesandte, welchen die Könige herrlich beschenkten, begab sich sodann nach Wien zurück, um weitere Anstalten daselbst vorzukehren.

Damals befand sich der Kaiser auf dem zu Augsburg gehaltenen Reichstag. Der Kardinal schickte schleunig zween Räthe dahin ab, um theils das Vorgegangene zu berichten, theils weitere Befehle einzuholen. Die Befehle giengen dahin, daß der Gesandte die Handlung so, wie sie angefangen worden, fortsetzen, im übrigen aber bis zu eigner Ankunft des Kaisers nichts abschlie-

ßen

ßen sollte. Der Kardinal begab sich also in Begleitung sechs kaiserlicher Räthe aufs neue von Wien nach Preßburg. Bey seiner Ankunft wurde er abermals durch den Kardinal von Gran mit möglichster Pracht eingeholet und empfangen. Die Tractaten wurden sogleich wiederum vorgenommen, und kamen nach wenigen Tagen zu Stande. Man fertigte darüber eine Urkunde, welche beyde Könige unterschrieben und besiegelten, und diese Urkunde wurde bey einer angestellten Versammlung der Könige, der Kardinäle und der Räthe, öffentlich abgelesen, und in Erwartung der kaiserlichen Bestättigung durch allgemeinen Beyfall begnehmiget.

Der Kardinal, der bey den Königen nicht nur als Gesandter des Kaisers in großem Ansehen stund, sondern auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften beliebt war, reiste alsdann nach prächtiger Bewirthung und erhaltenen vielen Freundschaftsbezeigungen wiederum nach Wien, und sodann nach Augsburg, um dem Kaiser den Schluß dieses wichtigen Geschäfftes selbst hinterbringen zu können.

Von dieser Unterhandlung hatte Lang nicht wenig Ehre. Ein gleichzeitiger Dichter, Johann

Dantiscus, hat ein Lobgedicht bey Herausgabe der von Riccardus Bartolinus von Perusa verfaßten Beschreibung der Reise des Kardinals gemacht, daraus ich folgende Zeilen anzuführen mich nicht enthalten kann:

— Merito laudes uni huic (dem Kardinal)
sunt undique dandæ
Omnis nam fuerat fons & origo boni.
Solus hic inflexit sensus regumque potentum
Pectora, multorum cordaque dura virum.
Christicolis solus divino numine fultus
In terris pacem post sera bella dedit.
Huic ætas debet præsens & postera multum
Tempore quod parvo, commoda magna
tulit,
Per quæ nunc noster recte componitur orbis
Ex omni cedit parteque Martis ore &c.

Maximilian hatte sich indessen vorbereitet, bey der angestellten Zusammenkunft mit zween mächtigen benachbarten Königen in aller, einem römischen deutschen Kaiser würdigen Pracht erscheinen zu können, und vornehmlich von dem Reiche und dem schwäbischen Bunde eine ansehnliche Begleitung ausgewirkt. Dazu schlugen sich sehr viele freywillige, besonders von rei-

chen

chen Geschlechtern aus Augsburg, Nürnberg, Ulm, Kostanz und aus andern Städten, nicht weniger viele Grafen und von Adel. Bis diese Zurüstungen zu Stande kamen, wurde beynahe den Königen die Zeit zu lange, obwohlen sie der Kardinal durch Briefe zum öftern zu besänftigen gesucht hatte. Endlich reiste der Kaiser nach Wien, und erhielte dort von ihnen eine ansehnliche Gesandtschaft. Der Kaiser wollte die Könige dahin einladen, allein, um den großen Ceremonien auszuweichen, beschloß man zuvor auf freyem Felde bey Trautmannsdorf zusammen zu kommen und sich zu besprechen. Auch hier war der Kardinal von Gurk derjenige, welcher die Anordnung der Züge zu besorgen hatte. Was weiter darauf erfolgte, gehört nicht hieher. Genug, daß die Könige mit dem Kaiser in größter Freundschaft zusammen kamen, und das Bündniß und die verabredeten Vermählungen bestättigten; daß hernach diese Könige selbst, nachdem sie der Kardinal mit vieler Mühe dazu überredet hatte, nach Wien kamen, wo die Trauungshandlungen vor sich giengen, und wo sich der Kaiser selbst im Namen eines seiner beyden Enkelsöhne der Prinzessinn Anna, die erst 12 Jahre alt gewesen, antrauen lassen; daß 6 Jahre her-

nach der Erzherzog Ferdinand solche zur Gemahlinn erhalten; und daß, nachdem ihr Bruder König Ludwig von Ungarn in der unglücklichen Schlacht bey Mohacz sehr jung um das Leben gekommen, diese Prinzessinn als dessen einige Erbinn, die Königreiche Ungarn und Böhmen ihrem Gemahl zugebracht hat, welche seitdem auf dem Erzherzoglich-Oesterreichischen Hause, zwar nicht in gänzlicher Ruhe, jedoch ohne langwierige Unterbrechung geblieben sind. Den Kaiser soll diese Zusammenkunft mit diesen Königen mehr denn 150000 Gulden gekostet haben; allein, deren Folgen waren so wichtig, daß dieser Aufwand gar gerne verschmerzet werden konnte.

Von den Geschäfften größerer Wichtigkeit, die dem Kardinal von Gurk durch den Kaiser Maximilian den I. aufgetragen worden, war dieses das letzte. Denn öfters findet man ihn zwar noch dem Kaiser als Liebling zur Seite, doch da dessen letzten Lebensjahre ruhiger waren, so gab es auch weniger Gelegenheit, als in den mittlern Zeiten seiner Regierung, sich in großen Angelegenheiten der Staaten hervorzuthun. Eine der wichtigsten Handlungen ist diejenige, wegen der Acht, darein Herzog Ulrich von Würtemberg auf die Klage Ludwigs von Hutten gefallen war.

Diesem Herzog war der Kardinal sehr gewogen, und wünschte die Sache gütlich geendiget zu sehen. So sehr der Kaiser gegen ihn aufgebracht gewesen, so wußte der Kardinal es dennoch einzuleiten, daß er ihm erlaubte, gleichsam für sich, und ohne Wissen des Kaisers, sich in Unterhandlungen mit den Würtembergischen Ständen, und auch mit denen von Hutten einzulassen. Der Kaiser willigte auch darein, daß er sich mit dem Herzog persönlich unterreden durfte, welches zu Blaubeuren geschah. Nach langer und beschwerlicher Unterhandlung kam der Vergleich zu Stande [q], wurde von dem Kaiser bestättiget, und Herzog Ulrich wiederum zu Gnaden angenommen. Allein, sogleich im folgenden Jahre [r] wurde der Kaiser gegen eben diesen Herzog Ulrich von neuem aufgebracht, so, daß er sogar des Reichs Hülfe gegen ihn aufforderte. Doch auch damals nahm der Kardinal sich seiner an, und suchte den Kaiser zu besänftigen. Er trat abermals, nebst noch ein paar kaiserlichen Räthen, mit den Abgeordneten der Würtembergischen Landschaft, zu Zusmarshausen, zwischen Augsburg und Ulm, in Unterhandlung, und es kam so weit, daß die Sache liegen blieb, und der Tod des Kaisers seiner Ungnade Schranken setzte.

q 1516. r 1517.

Bey den Unterhandlungen wegen des Friedens, der mit Venedig geschlossen wurde, kommt Lang nicht mehr vor, so sehr er zuvor in den Kriegsangelegenheiten gebraucht worden. War der Krieg mit diesem Freystaate schon nicht ganz fruchtlos für den Kaiser, so war doch der Friede für jenen rühmlicher, nachdem er sich durch die Bündnisse der größten Mächte der Gefahr einer gänzlichen Zerstörung ausgesetzt gesehen, solche aber durch Muth und Klugheit abzuwenden gewußt hatte. Mehr aber beschäfftigte noch den Kardinal das in Vorschlag gebrachte Bündniß gegen die Türken, zu welchem er nun auch im Namen des Kaisers die Stände des Reichs zu bewegen suchen sollte. Nach verschiedenen gemachten Vorbereitungen sie dazu willig zu machen, sollte es auf dem Reichstage zu Augsburg [s] zur Richtigkeit gebracht werden. Da aber die andere Mächte Europens zauderten, so hielten auch diese mit ihrer Verbindung zurück. Auch gebrauchte dazumal der Kaiser den Kardinal in Unterhandlungen mit den Churfürsten, um seinen Enkel Karln den Weg zum Kaiserthum zu bahnen, die ihm meistens gute Hoffnung machten. Endlich gab sich schon auf diesem Reichstage der Kardinal

s 1518.

dinal sehr viele Mühe, die von Luthern vorgenommene Religionsverbesserung zu unterdrücken, und an dem Kaiser, welchem Luthers Bestrebungen nicht ganz mißfielen, zu arbeiten, den Papst zu erwecken, um sich deren Fortgang mit aller Macht zu widersetzen.

Allein, sogleich zu Anfang des folgenden Jahres t starb sein großer Gönner und Beförderer, Kaiser Maximilian der I. Es war zu Wels in Oesterreich, wo ihn eine tödtliche Krankheit überfiel, und wo er auch verschied. Auf seinem Krankenlager wünschte er noch sehnlich den Kardinal, seinen Liebling zu sprechen, welcher sich auf der ihm von dem Kapitel zu Salzburg für seine Verdienste geschenkten Herrschaft Mühldorf befand: allein, Neid und Mißgunst der Hofleute, die heimlich schon lange gegen diesen glimmeten, und jetzt hervorzubrechen Gelegenheit zu erblicken glaubten, legten Hindernisse in den Weg, daß er nicht dazu gelangen konnte, so daß der Kaiser nach öfters bezeugtem Verlangen darüber starb, und der Kardinal, der endlich berufen worden, ihn nicht mehr sprechen konnte. In der That kann nicht leicht ein Liebling eines Großen sich grö-

t 1519.

größerer Gnade seines Gönners rühmen, als Mathäus Lang von Maximilian es konnte. Er wurde von ihm nicht nur hochgehalten, sondern wirklich geliebt. Auf keinen andern Diener setzte der Kaiser größeres Vertrauen, als auf diesen, und daher giengen durch ihn die wichtigsten Geschäffte. Man weis, daß die von hohem Adel an des Kaisers Hofe öfters darüber scheel gesehen, wenn derselbe Langen, einen Mann, den sie an Herkunft weit unter sich und als einen Pfaffen und Schreiber, wie sie ihn nannten, verächtlich hielten, zu den wichtigsten Geschäfften gebraucht und vorgezogen, ja daß sie sogar dem Kaiser deßwegen Vorwürfe gemacht haben. Er antwortete ihnen aber darauf sehr freymüthig: Warum thut ihr nicht was eure Schuldigkeit wäre? Ich habe einen fleißigen und geschickten Mann nöthig, der mir meine Geschäffte verrichtet, ihr aber flieht dergleichen Dienste, deßwegen habe ich einen Schreiber auswählen müssen, der sie mir verrichtet. Wenns der Adel nicht thun will, so muß es der Schreiber und Pfaffe thun; Ritter und Edelleute machen, das kann ich: Männer aber machen, welche zur Regierung geschickt sind, und welche des Reiches Last und Arbeit tragen, das kann ich nicht. Denn wahrlich regieren ist

das

das schwerste Geschäffte. Es wurde aber Lang auch reichlich vom Kaiser belohnet, und mit Schätzen, Ehren und Würden überhäufet. Bey dem allem wollten erstere nicht immer zureichen. Der Kardinal war durchaus kein guter Haushälter, und je mehr er einzunehmen hatte, je mehr wurde auch ausgegeben. Sein Hang zum Aufwand, den er theils um den Kaiser, seinen Herrn, theils um sich selbst zu ehren, vorzüglich bey den ihm aufgetragenen Gesandtschaften machte, kostete den Kaiser sehr große Summen, und dieser hatte daher nicht unrecht, als er einsmal im Scherze sich herausließ, daß er diesen Kaplan nicht ausfüllen, d. i. ihm nie genug Geld verschaffen könnte, so wie sein Vorfahr, der sparsame Erzbischof Leonhard von Salzburg, nicht auszusäckeln wäre. Zum Unglück war der Kaiser selbst zu freygebig, und wußte nicht zum besten hauszuhalten, daher gebrach es unter seiner Regierung sehr oft an Gelde, wodurch manche gute Handlungen gehindert wurden. Der Kardinal zeigte sich bey solchen Gelegenheiten in Kleidung, Gefolge, Tafel und anderer Rüstung in einem fürstlichen Staate. Er war auch ein Liebhaber von Wissenschaften und Künsten, schützte und unterstützte gelehrte Männer, dergleichen sich zu seinen

Zeiten

Zeiten, auch durch ihn aufgemuntert und befördert, an verschiedenen Orten hervorzuthun anfiengen. Conrad Peutinger, sein gelehrter Landsmann, rühmt das alles von ihm in den Tischgesprächen, die er in Langens Gesellschaft gehalten, und hernach in einem an denselben gerichteten Schreiben weiter ausgeführet hatte. Er erhebt darinn vorzüglich seine große Leutseligkeit, womit er jedermann, besonders Gelehrte, aufgenommen, begleitet, unterhalten, sogar ihnen entgegen gegangen. Er schreibt, sie wären ihm zur Seite gehangen, und er wäre mitten unter ihnen, so wie ihres gleichen gewesen; besonders liebte er die Kenntniß der Alterthümer, davon er Schätze sammelte, die er zum Theil auf das von ihm erbaute Schloß Wellenburg bringen lassen. Auch liebte er die Musik, und suchte diese Kunst empor zu bringen, lauter Dinge, die ihm zwar Ehre machen, aber der Vermehrung seines Eigenthums nicht zum Vortheil gereichten.

Ueberhaupts neigte sich Lang nicht nur zum Ehrgeizigen, sondern auch zum wollüstigen Aufwand. Hector Mülich erzählet in seiner Chronik vielerley Mummereyen, die er in Augsburg angestellt, und wobey er sich fast läppisch, wider die

Ehre

Ehre seiner Würde, bezeiget hat. Allein, man findet mehrere Beweise, daß ihm der geistliche Stand nicht so sehr am Herzen lag, und so groß seine Verdienste als Staatsmann gewesen, so wenig gutes weis man von ihm, außer seiner Unterstützung der Hierarchie und äußerlichen Uebungen in Fasten, Exercitien u. d. gl. für die Religion zu rühmen, so sehr auch Hansitz seine Frömmigkeit zu preisen sich angelegen seyn läßt.

Seiner Vaterstadt und seinen angebohrnen Mitbürgern war er sehr geneigt, und gebrauchte das Vertrauen, welches der Kaiser in ihn setzte, zu ihrem Vortheil. Nur bleibt ihm der Vorwurf in Ansehung der Ausschließung von dem Hochstift zur Last, dessen oben gedacht ist. Sonst aber mag man des Kaisers große Gnade für unsere Stadt auch ihm mit zu danken haben. Er kam im Gefolge des Kaisers gar oft hieher, und hielte sich lange auf. Auch erkannte der Rath, wie viel man von diesem Bürgerssohne Ehre hatte, daher wurde er verschiedenemal mit ansehnlichem Gepränge eingeholet und beschenket.

Nur wenige Monate nach Maximilians Tode starb der Erzbischof Leonhard von Salzburg, welchem der Kardinal von Gurk als längst

erwähl

erwählter Coadjutor auf der Stelle nachfolgte. Dadurch erhielt er nicht nur einen sehr ansehnlichen Zuwachs an Ehren und Würden der Kirche, sondern wurde auch regierender Fürst, und Herr eines nicht unansehnlichen Landes. Nun eröffnete sich also für ihn eine neue Laufbahn, sich hervorzuthun. Die Herzoge Wilhelm und Ludwig in Baiern sahen diese Nachfolge nicht gleichgültig an, indem sie solche lieber ihrem Bruder, Herzog Ernsten, gegönnet hätten; allein, die Versuche, welche sie dagegen machten, waren vergebens, und der Kardinal behauptete seine Rechte. Er konnte damals, durch die Wichtigkeit der österreichischen und Reichs-Staatsangelegenheiten gehindert, nicht sogleich von seinem Erzbißthume Besitz nehmen. Daher bath er den Augsburgischen Bischof Christoph, solches in seinem Namen zu thun, bis er zwey Monate hernach, dazu selbst gelangen konnte.

Der Kardinal hatte sich nämlich durch seine Treue und Geschicklichkeit in Unterhandlungen dem österreichischen Hause so nothwendig gemacht, daß der bitterste Neid ihn nicht zu stürzen vermochte; vielmehr sahe Karl, König in Spanien, Maximilians Enkel und Erbe, sehr wohl

ein,

ein, wie nützlich ihm dieser durch so viele Dienste und Verhandlungen geübte Staatsmann, zu Erreichung seiner Absichten auf die kaiserliche Krone, dienlich seyn könnte, und beschloß ohne Anstand, ihn zur Werbung zu gebrauchen. Das Geschäffte war von ungemeiner Schwierigkeit. Karl hatte an Franz dem I., Könige in Frankreich, einen Nebenbuhler von großem Ansehen, dem verschiedene Churfürsten nicht abgeneigt waren. Andern war Karls Macht zu fürchterlich für die Freyheit des deutschen Reiches, und diese wünschten einen mindermächtigen Kaiser. Beyde mußten gewonnen werden, und das gelang um so besser, da einer der angesehensten Churfürsten, Friederich der Weise von Sachsen, die ihm angetragene Krone verbath, und die Churfürsten beredete, solche Karln zu ertheilen, dadurch aber den kaiserlichen Gesandten, von welchen Lang das Haupt und der erste gewesen, ihre Unterhandlung erleichterte. Und also hatte der Kardinal abermals ein großes Geschäffte glücklich zu Stande gebracht, das ihm sehr viel Ehre machte, und bey dem Kaiser große Gnade verschaffte. Darauf trug ihm derselbe noch die Verwaltung der österreichischen Staaten auf, in welchen allerley Unordnungen einzureissen begonnten, und er-

nannte ihn, darinn im Namen der beyden Brüder, bis es von ihnen selbst würde geschehen können, die Huldigung einnehmen, welches dieser aber hernach verschiedenen Räthen des Kaisers aufgetragen.

Jetzt erst bekam er Zeit dazu, von seinem Erzbißthume Besitz zu nehmen. Er hielte mit 500 Pferden seinen Einzug in der erzbischöflichen Stadt Salzburg, in Begleitung vieler fürstlichen Personen, und wurde daselbst mit großer Feyerlichkeit zum Priester und Bischof eingeweiht. Darauf stellte er den hohen Gästen, die zu diesem Feste gekommen waren, zu Ehren, prächtige Gastmahle und andere Feyerlichkeiten an, und suchte sich als einen freygebigen und Aufwandliebenden Fürsten zu erweisen. Zugleich richtete er seine Hofstadt ein. Er zog diejenige, die er schon in Mühldorf angestellet hatte, mit allen Dienern, Künstlern und übrigem Gefolge in die Stadt, behielt aber auch alle diejenige bey, welche seinem Vorfahren am Erzbißthum Dienste geleistet hatten, und erwarb sich durch solche kostbare Güte beyder Gewogenheit und Liebe.

Allein, bald hernach [u] reiste er dem Kaiser, der nun nach Deutschland kam, in die Niederlande

---

u 1520.

lande entgegen, und begleitete denselben zu der Krönung nach Aachen. Da er derjenige war, welchem der Kaiser die Werbung um die Krone aufgetragen hatte, so wurde von demselben auch für schicklich gehalten, eben durch ihn auch den Churfürsten die Danksagung erstatten zu lassen, und dieses geschah auch mit dem schönsten Anstand und mit bester Würde. Zur Belohnung für diese Verdienste ertheilte der Kaiser dem Kardinal das Bißthum Carthagena in Spanien, wie Pater Hansitz aus einer in dem Dom daselbst befindlichen Aufschrift erweiset. Das ist aber die letzte Handlung, wo er als Staatsmann und Gesandter erscheinet. Ohne in die Ungnade gefallen zu seyn, verließ er den Hof, vermuthlich die eigene Regierung seines Landes zu versehen. Dem ungeachtet aber war er sowohl bey Kaiser Karln, als bey dessen Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, nachher römischen König, in ausnehmender Gnade, und beede setzten auf ihn nicht wenig Vertrauen.

Indessen war er im folgenden Jahre [v] selbst als Reichsfürst auf dem Reichstage zu Worms, und damals ersuchte ihn der Kaiser, den Erzher-

---

v 1521.

zog Ferdinand, seinen Bruder, nach Oesterreich zu führen, um davon Besitz zu nehmen. Der Kardinal brachte den Erzherzog nach Linz, wo alsdenn die Vermählung mit der ungarischen Prinzessinn Anna vollzogen wurde, welche man einige Jahre zuvor, durch des Kardinals Vermittlung, bey der Zusammenkunft der Könige beschlossen hatte. Er diente demselben mit gutem Rathe in den österreichischen Unruhen, und unterließ auch nicht, ihn gegen die neuen Lehren Luthers aufzubringen, und dagegen in Treue für den päpstlichen Stuhl zu bevestigen.

Nicht so glücklich war er in seiner Landesregierung, wie in aufgetragenen Staatsgeschäfften. Ohne anders waren die unglücklichen Umstände einer in ganz Deutschland entstandenen Gährung daran Schuld, der er nicht so gut, wie andere, auszuweichen wußte, indem er sich der angefangenen Religionsverbesserung auf das heftigste und hartnäckigste widersetzte. Genug, sie war anfangs voller Unruhen.

Die Bürger zu Salzburg glaubten schon unter dem vorigen Erzbischofe Leonhard zu manchem Mißvergnügen über die Regierung gegründete Ursachen zu haben. Sie waren gedrückt worden,

und ihre Klagen darüber fanden kein Gehör, vielmehr hatten dieselbe die Folge schwerer Lasten, die auch Matthäus weder abschaffen konnte noch wollte. Es kam endlich zu einem förmlichen Aufstand. Der Kardinal, der es voraus merkte, wollte dem ersten Sturm entweichen, und begab sich, obwohl unter einem andern Vorwande, nach Tyrol. Dort sammelte er einen ansehnlichen Haufen Soldaten, kam damit zurück, und schlug unvermuthet ein Lager zu Gredingen, bey dem Berg Undersberg. Leonhard von Vels, ein muthiger Kriegsmann, führte unter ihm diesen Haufen an, die Bürger aber, welche diese schnelle Ankunft ihres Fürsten nicht vermuthet hatten, erschracken darüber, krochen zum Kreuz, schickten Abgeordnete an ihn, und bathen um Friede und Gnade.

Der Kardinal fand nicht für gut, sich gegen sie hart zu bezeigen, er nahm ihre Unterwerfung gnädig an. Indessen, um ihnen mehrere Ehrerbiethung einzuprägen, hielt er seinen Einzug geharnischt und zu Pferde in die Stadt, und war mit einer großen Anzahl Gewaffneter, und einem starken Hofstaat umringet. Vels aber, sein Hauptmann, ritt ihm zur Linken. Er selbst trug

über dem Harnisch eine purpurrothe Binde, und führte den Kommandostab in der Hand. So zog er durch die Vorstadt in prächtigem Anstande, bis auf den Marktplatz, wo ihn der bürgerliche Rath und die ganze Menge des Volks kniefällig erwartete, ihm von neuem huldigte, von neuem um Gnade bath, und sie erhielt. Er zog als Sieger in sein Schloß [w]. Dort wurde seine bey diesem Einzug getragene Rüstung lange verwahrt und gezeiget, so wie noch jetzt daselbst sein Hut, ein Paar Schuh und ein Stock von einer Rosenstaude von besonderer Größe vorgewiesen werden, woraus man erkennen konnte, daß er ein langer ansehnlicher Mann gewesen ist. So endigte sich zu seinen Ehren diese Unruhe, welche, ich weis nicht aus welcher Ursache, der lateinische Krieg genennet wurde. Man hat diese Begebenheit für den Kardinal, auch in dessen Vaterstadt, für so rühmlich angesehen, daß man solche erst viele Jahre hernach, an einem der innern, nämlich dem Frauenthor-Thurn, in einem guten Gemälde von dem berühmten Matthias Kager vorstellen lassen. An diesem Thurn waren auch Vorstellungen, wie diesem berühmten Bürgerssohne der Kardinalshut von dem Papst ertheilet wurde, wie er die

Wei-

---

w 1522.

Weihung zum Bißthum erhielte, und wie er bey den Churfürsten für Karln um das Kaiserthum Anträge machte. Allein, alle diese auf nassen Wurf gemalte Bilder sind durch die Länge der Zeit meistens ausgelöscht worden.

Bey nun auf einige Zeit erlangter Ruhe, verwaltete der Kardinal nicht nur sein Erzbißthum und seine Regierung würdig, mit Ansehen und Pracht, und verschaffte demselben die päpstliche Bestättigung seiner ansehnlichen Freyheiten, sondern war auch in denjenigen Reichsangelegenheiten, welche das Religionswesen betrafen, ausnehmend geschäfftig. Papst Clemens VII., welcher ihn als ein treffliches Werkzeug zu Bevestigung der Hierarchie ansahe, ermahnte ihn daher, sich mit dem Kardinal Campegio, seinem Legaten, zu vereinigen, und auf dem zu Nürnberg angestellten Reichstage x alle Kräfte aufzubiethen, um sich den angefangenen Neuerungen zu widersetzen, und das Wormser-Edict in Vollziehung zu bringen. Die Wirkung ihrer Bemühungen war nicht groß. Hingegen kamen der Erzherzog Ferdinand, der Kardinal von Salzburg nebst andern, zu Regensburg zusammen, und schloßen ein Bündniß wegen

x 1524.

Beybehaltung der alten Ceremonien, und machten Anstalten, die einem Inquisitionsgerichte nahe kamen, versprachen sich auch gemeinsame Hülfe. Zu gleicher Zeit bediente sich auch Clemens des Kardinals, um denjenigen Krieg zu vermitteln, welcher zwischen König Sigmund in Polen und dem Deutschmeister Albrecht von Brandenburg von neuem entbrennen wollte. Indessen nöthigten sowohl die durch diesen Krieg verursachte Kosten, als des Kaisers Feldzug gegen die Türken, und die deßwegen ausgeschriebene Türkensteuer, den Kardinal, auf Wein und anderes Getränke eine Auflage, mit Einwilligung der Landstände, zu setzen, davon zwar Prälaten und Ritterschaft frey waren, die ihn aber dem gemeinen Manne und Unterthanen von neuem verhaßt machte.

Es war ungefähr um diese Zeit, als Johannes von Staupitz, ein Mann aus einem edeln Thüringischen Geschlechte, der durch Rechtschaffenheit und Klugheit sich in Ansehen gesetzet hatte, auch Doctor der Gottesgelehrsamkeit, ein Ordensgeistlicher des Augustiner-Ordens, zumal aber D. Luthers Prior Provincialis war, ehe derselbe das Kloster verlassen hatte, zu dem Kardinal nach Salzburg kam. Dieser Staupitz war in starken

Verdacht gekommen, als wenn er zu Luthers Eifer gegen den Ablaß zu predigen, die erste Gelegenheit gegeben hätte, und in vielen Stücken seiner Meynung beypflichtete. Indessen stund er an, sich öffentlich für ihn zu erklären, vielmehr verließ er Sachsen, und begab sich nach Salzburg, zu dem Kardinal, seinem alten Gönner und Freunde, den er kennen lernte, als er mit Luthern nach Augsburg gereiset war. Der Kardinal nahm ihn sehr geneigt auf, und machte ihn zu seinem Hofkaplan. Bey dem allem wankte Staupitz noch immer, und ließ manche Neigung gegen Luthern blicken.

Der Kardinal besorgte selbst, er würde, wenn er wieder aus Salzburg käme, auf dessen Seite treten, und trachtete demnach nach Mitteln, ihn zu fesseln. Die Absetzung des Abt Simons zu St. Peter gab hiezu erwünschte Gelegenheit. Man wußte es bey dem Papst dahin zu bringen, daß Staupitz von den Augustinern zu dem Orden des heiligen Benedicts übertreten durfte, und das Convent wurde gewonnen, ihn zum Abte zu erwählen. Als solcher machte er sich durch verschiedene kluge Einrichtungen um das verfallene Kloster Verdienste. Indessen war er doch in Ansehung Luthers nicht ganz feindselig gesinnet,

brachte auch eine gute Anzahl von Luthers Schriften in das Kloster, welche nachgehends einer seiner Nachfolger, aus frommem Eifer, in dem Klosterhofe verbrennen ließ. Und Luther hielte nicht weniger auf ihn, schrieb ihm auch noch, da er schon Abt war, und äußerte den Wunsch, ihn lieber bey sich zu haben, als bey dem berüchtigten Ungeheuer, (wie er sich ausdrückte) dem Kardinal, zu wissen. Es ist aber unbekannt, was dieses Schreiben bey dem Abt Staupitz für einen Eindruck machte. Er starb auch sogleich im darauf folgenden Jahre.

Kurz zuvor starb Papst Hadrian der VI. y, der ein Niederländer, und ehedem Kaiser Karls Lehrmeister, auch von diesem zur päpstlichen Krone befördert worden war. Damals gieng in ganz Deutschland die Rede, der Kaiser würde abermals einen Deutschen, und zwar namentlich den Kardinal Erzbischof von Salzburg dazu zu bringen trachten. Die Anhänger des päpstlichen Stuhles schöpften von ihm sehr gute Hoffnung, er würde durch seine Klugheit und sein Ansehen den wegen der Religion entstandenen Irrungen ein für sie erwünschtes Ende zu machen wissen.

Die

---

y 1523.

Die Anhänger Luthers aber waren nicht nur eben deßwegen in Sorgen, sondern waren ihm auch wegen bisher geführten nicht sehr exemplarischen Wandels, wenn man ihn von Seiten christlicher Sittenlehre beurtheilet, abgeneigt, und besorgten noch größeres Verderben unter der Geistlichkeit, als bisher darunter geherrschet hatte, wenn dieser stolze Wollüstling, dafür er unter ihnen verschrieen war, zu deren Haupt erwählt werden sollte. Der Ruf war falsch, und vielleicht hatte Karl nicht einmal daran gedacht, doch läßt sich auch daraus schließen, in welchem Ansehen der Kardinal bey Freunden und Feinden stunde. Wirklich hatten die Protestanten Ursache, sich wegen seines gegen die Reformation jederzeit erwiesenen bittern Hasses zu fürchten, davon eine Rede, die ihm auf dem Nürnbergischen Reichstage entfahren, eine starke Probe ist. Denn als damals König Ferdinand die Stände zur Türkenhülfe ermahnte, und ihnen zusprach, Ehre und Nutzen wohl zu bedenken; denn wenn man nicht gegen die Türken helfen wollte, so würde man wie andere aus dem Lande gejagt werden, und wenn man Luthers Lehre nicht unterdrückte, so würde es eben so, besonders den Prälaten ergehen; so setzte der feindselige Kardinal hinzu: Es wäre klüger, die Lutheraner aus-

zurotten, als die Türken, und gegen jene wollte er weit williger Hülfe leisten, denn gegen diese.

Allein, damals hatte auch Luthers Lehre sich im Salzburgischen zu verbreiten angefangen, und Beyfall gefunden. Zumal bekam sie unter den Bauern Anhänger, von welchen sie, so wie auch von denen in Schwaben, Franken und Baiern geschehen, ziemlich falsch ausgelegt, und zum Deckmantel ihrer Neigung, sich von dem Joche oder Unterwürfigkeit ihrer weltlichen Herrschaften frey zu machen, darinn sie schon unter vorigen Regierungen manche Versuche gemacht, mißbrauchet wurde. In Salzburg kam es durch folgenden Vorfall zu neuem Aufstande.

Ein Priester, welcher der Lehre Luthers Beyfall gegeben, wagte es, dieselbe öffentlich zu predigen [z]. Der Kardinal, welcher wohl nie die Mühe auf sich genommen, dieselbe gründlich zu untersuchen, und welchem, seinem Stande nach, diese Neuerung ohnehin verhaßt seyn mußte, da sie dem Eigennuz desselben so sehr entgegen streitet, war darüber äußerst entrüstet. Er ließ den Prediger in Verhaft nehmen, in Ketten legen, und ertheilte Befehl, ihn auf ewige Gefangenschaft nach

z 1524.

nach Mittersill auf das Schloß zu bringen. Als er dahin gebracht werden sollte, hielte die Bedeckung zu St. Leonhard bey dem Wirthshause an, um einen Trunk zu thun, und ließ den armen Prediger auf dem Pferde gebunden vor dem Wirthshause stehen. Dieser ergriff die Gelegenheit, und schrie mit wehmüthigster Stimme um Rettung und Hülfe. Er rufte Gott und alle Welt zu Zeugen an, daß er aus keiner andern Ursache, als wegen reiner Predigt des göttlichen Wortes und Evangeliums zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt worden sey. Darüber rotteten sich Leute zusammen, sie zerbrachen dem Gefangenen seine Bande, und machten ihn frey. Als diese Begebenheit dem Fürsten hinterbracht worden, ließ er den Anführer der aufrührerischen Rotte, Stöcklin, ergreifen. Man brachte ihn erstlich gefangen in das Schloß Hohensalzburg, hernach hinaus durch die Weinberge auf das Petersfeld, wo er enthauptet wurde.

Die Vollziehung dieses strengen Urtheils erbitterte die bereits empörten Bauern noch weit mehr, und die Anverwandten des enthaupteten Stöcklins schrieen allenthalben um Rache. Die Leute vom Gebirge rotteten sich im Dorfe Golling

zusam-

zusammen [a], und die Bürger von Salzburg, welche den lateinischen Krieg, und ihr darinn erlittenes Unglück noch nicht vergessen konnten, machten mit ihnen gemeine Sache. Der Kardinal schickte Abgeordnete zu ihnen, die ihnen gute Worte geben, und sie wieder zur Ruhe bringen sollten. Es half nichts. Sie hatten sich vest vorgesetzt, sich durch Waffen Genugthuung zu verschaffen, auch sich an dem ihnen verhaßten Fürsten zu rächen. Sie besetzten also die Stadt selbst mit gewaffneter Hand, sie zwangen den Erzbischof mit den Domherren und mit seinem Hofstaat, in das Schloß zu ziehen, wo er drey ganze Monate, vom May bis August, eine Belagerung ausstehen mußte. In der Stadt blieben nur einige Fähnlein auserlesener Mannschaft, die unter Hans Schenkens Anführung stunden, und den Ausbruch größerer Unruhen verhüten sollten. Indessen unterließ er nicht, mit den Rebellen sich in Handlung einzulassen.

Vorgedachter Hans Schenk und Sigmund Turner, oder von Turn, wurden zu ihnen geschickt. Diese waren auch geneigt, das Geschäffte zu vollziehen, als eine Begebenheit sich zutrug, welche sie

---

a 1525.

sie davon abschreckte. Durch wüthende Leute, aus der Zahl der Aufrührer, wurde der Stadtrichter, Hans Geldt, ein Mann, welcher durch Schwätzereyen und Verhetzung zu dieser Verbitterung unter beyden Theilen sehr viel beygetragen, mit harten Schlägen auf dem freyen Markte übel zugerichtet, ja fast ums Leben gebracht, so daß die Abgesandten des Bischofes gleiche Begegnung besorgten, und in aller Eile zum Schlosse flüchteten. Darüber aber verlor die in der Stadt liegende erzbischöfliche Mannschaft ihre Anführung, und auch sie schlug sich zu den Rebellen. Indessen bestürmten und plünderten diese den Hof des Fürsten, verheerten Archiv, Kanzley und Büchersammlung, und brachen in die vornehmsten Häuser, wo sie etwas zu finden glaubten. Dabey that sich Stöcklins Bruder ausnehmend hervor. Er schrieb an die besten Häuser die Worte hin: Das Haus ist mein, bis meines Bruders Blut gerochen ist. Die Anführer, Erasmus Weitmoser und Caspar Poßler, aber gaben sich alle Mühe, die in Wuth gebrachten Aufrührer noch mehr aufzubringen.

Sie setzten also die Belagerung des Schlosses Hohensalzburg mit möglichstem Eifer fort. Sie

suchten die Mauern zu untergraben, jedoch ohne Wirkung. Sie kamen mit Stücken, theils von Leder, theils von Holz, die mit eisernen Ringen gebunden waren, und womit sie Steine von ziemlichem Gewichte schoßen. Allein, die ungeübte Menge wußte damit nicht so gut umzugehen, daß daraus ein besonderer Nachtheil hätte entstehen können; vom Schloß aus hingegen wurde aus metallenen Stücken tapfer auf sie gefeuert und ihnen großer Schaden zugefüget. Man beschoß daraus besonders die Brücke über die Salz; allein, die Rebellen waren so klug, und legten darunter noch eine andere an, damit ihnen durch Zerstörung der Hauptbrücke der Rückzug darüber nicht abgeschnitten werden möchte.

Der belagerte Kardinal suchte indessen durch D. Niclas Ribeisen, seinem Rath und Diener, aller Orten Hülfe. Erzherzog Ferdinand schickte zuerst den Steyrischen Landshauptmann, Grafen von Dietrichstein, mit 5000 Mann gegen die Aufrührer; aber die Bergleute von Schlamingen schlugen ihn mit Verlust von 100 Mann zurücke. Er rückte hernach mit noch stärkerer Macht wiederum an, die Schlaminger nahmen ihn in die Stadt auf, darinn er Quartier nahm,

nahm, und Lager schlug, da indessen die Rebellen sich bey Radstadt gesetzet hatten. Nun verabredeten es die untreuen Schlaminger mit den Rebellen, ihre unvorsichtige und sichere Gäste zu überfallen und niederzumachen. Die Dietrichsteinischen Soldaten hatten sich eben an einem Tage recht wohl seyn lassen, ohne das geringste zu besorgen. Die Schlaminger ergriffen die Gelegenheit, und schickten einen Bothen in das Lager bey Radstadt. Sogleich in der Nacht waren die rebellischen Bauern auf, drangen bey offenen Thoren in die Stadt, überfielen die Wein- und Schlaftrunkenen Dietrichsteinischen Soldaten, erschlugen viele, und machten noch mehr zu Gefangenen, so daß der Verlust bey diesem Ueberfall auf 3000 Mann geschätzet wurde. Unter den Gefangenen waren sehr viele von Adel. Dreyßig derselben wurden den folgenden Tag mitten auf den Markt gebracht, zum Tode verurtheilt, und mit vieler Grausamkeit enthauptet. Den Grafen von Dietrichstein aber brachte man mit den vornehmsten Befehlshabern in Gefangenschaft auf das Schloß Werfen, dessen sich die Aufrührer schon einige Zeit zuvor bemächtigt hatten.

Der Kardinal war indessen noch immer in seinem Schlosse belagert, aber auch nicht müssig

Hülfe zu suchen. Vornehmlich aber wendete er sich an Herzog Wilhelm in Baiern, der in seinem Lande fast gleiche Unruhe von aufrühreischen Bauern erlitten, sie aber in kurzem zu demüthigen das Glück gehabt hatte. Mit dessen Willen führte demnach Herzog Ludwig, sein Bruder, dem Kardinal 8000 Mann zu Hülfe, und der schwäbische Bund, in welchen sich derselbe sogleich zu Anfang seiner Regierung begeben hatte, und welcher ebenfalls um Hülfe angerufen worden, schickte den zu derselben Zeit berühmten Kriegshelden Georg Fronsbergern von Mindelheim, mit einigen Bundsvölkern ab, welcher damit zu den baierischen Völkern stieß. Sie lagerten sich bey Maxelon, nahe bey der Stadt Salzburg, und ihre Ankunft brachte nicht geringen Schrecken unter die Rebellen. Diese versteckten sich zwischen die Gebirge, wo man ihnen nicht zukommen konnte, daher kam es auch zu keinem großen Gefechte, und der ganze Krieg hat nichts als kleine Scharmützel in seiner Geschichte aufzuweisen. Aus dieser Ursache versuchte man nochmals den Weg der Güte. Herzog Ludwig, dessen Macht den Rebellen fürchterlich war, trat in das Mittel, und brachte zwischen dem bedrängten Erzbischof und seinen aufrührischen Unterthanen einen gütlichen

lichen Vergleich mit vieler Mühe zu Stande. Vermöge dieses Vergleiches sollten die Rädelsführer dem Fürsten zu verdienter Bestrafung ausgeliefert werden, auch sollten die Anführer die Kosten des Krieges bezahlen, die ihnen auf 14000 Gulden berechnet wurden. Nun wurde die Belagerung aufgehoben, der Kardinal kam aus seiner Gefangenschaft los, und dankte mit weitläuftigen Worten dem Herzog Ludwig, durch dessen Vermittlung er daraus war befreyet worden. Die Schlaminger erfuhren dabey das härteste Schicksal, als nachgehends Erzherzog Ferdinand sie wegen ihrer Untreue züchtigte, so wie sie es verdient hatten. Er schickte nämlich den Landshauptmann Grafen von Salms mit einem Heer gegen sie aus. Dieser nahm das Städtlein ein, machte die Einwohner zu Gefangenen, ließ die Häuser anstecken, und alle Bewohner ins Feuer werfen, diejenigen aber, welche sich mit der Flucht gerettet hatten, wurden geächtet. Den Ort selbst machte man dem Erdboden gleich, und er verlor die Rechte einer Stadt, hat auch, nachdem er wieder aufgebauet worden, nur Dorfsgerechtigkeit erhalten.

Nun glaubte man, durch Herzog Ludwigs Vermittlung wäre Friede und Ruhe wiederum

hergestellt, er zog also mit seinen Völkern wieder nach Hause. Es war aber noch nicht an dem. Der Vertrag war noch nicht in Vollziehung gebracht, die Anführer der Rebellen waren noch nicht ausgeliefert, und kaum hatte Ludwig das Land verlassen, als die Bauern [b], die auch von den geflüchteten Schlamingern aufgehetzt wurden, sich weigerten, ihr Versprechen zu halten, und ihre Anführer auszuliefern, und darüber ein noch grösserer Tumult entstunde, denn zuvor. Der Hofmarschall des Erzbischofes, Wiguläus Turner oder von Turn, wurde mit einer Mannschaft in das Pinzgau abgeschickt, die Verbrecher, welche ausgeliefert werden sollten, nach Salzburg zu bringen; die Bauern aber rotteten sich zusammen, und trieben ihn nicht ohne Verlust in die Flucht. Darauf wurde Lärmen. Die von Rauris, Pongau und Gastein machten gemeine Sache, der Krieg brach von neuem in Flammen aus, die ergrimmten Bauern wütheten mit größter Bitterkeit, und man sahe allenthalben nichts als Morden, Rauben und Brennen. Sie brachten das ganze Land gegen seinen Herrn auf, nur die Bergleute blieben in unverrückter Treue, und Michael Gru-

b 1526.

Gruber, zuvor ein Haupt der Rebellen, der aber jetzt entweder zur Erkenntniß seiner Verbrechen gekommen, oder einen schlechten Ausgang besorget, oder bey seiner Unterwerfung größere Vortheile gesehen, trat auf die Seite des Erzbischofes, zu jener nicht geringen Schaden. Gleich nach Ausbruch dieser neuen Empörung ließ der Erzbischof ein sehr weitläuftiges Patent ergehen, in welchem ausführlich gezeigt wurde, daß er alle Punkte des unter Vermittlung Herzog Ludwigs getroffenen Vertrags getreulich erfüllet, und also zu diesem Aufstande nicht die geringste Gelegenheit gegeben, und daß also der Friede allein durch die Untreue seiner Unterthanen sey gebrochen worden, wobey er auch nochmalen alle zu Ruhe und Friede ermahnet, und sie wiederum zu Gnaden anzunehmen und kräftig zu schützen sich verbindlich machte. Es war eben damals Landtag zu Salzburg, und außer den Landständen hatten sich Gesandte des Kaisers, des Erzherzogs, des Herzogs in Baiern, des schwäbischen Bundes, und noch verschiedener Churfürsten und Fürsten eingefunden, welchen der Kardinal den Inhalt des Patents vorlegte, seine Unschuld bey allen diesen Unruhen bewährte, sie um Hülfe bath, und von ihnen dazu sichere Versprechungen erhielt. Man

schickte aber zuvor nach Daxenbach, wo auch die Rebellen einen Landtag hielten; allein, sie wiesen die Abgesandten mit Drohungen und Beschimpfungen ab. Ja, sie schlugen sogar die vom schwäbischen Bunde geschickten Hülfsvölker muthig zurück, sie griffen die ihnen im Weg gelegene Bergschlösser Mittersill, Caprun, Fischern, Taxenbach, Lichtenberg, Engelsberg und Itter an der tyrolischen Gränze verwegen an, brennten und plünderten wo sie hinkamen, und verübten viele Grausamkeiten. Endlich wurden sie von dem tapfern Grafen Christoph von Scherrenberg, da sie auf das Städtlein Radstadt, welches er besetzt hatte, zu fallen sich gelüsten lassen, zurückgeschlagen; es kamen allenthalben aus Schwaben und Steyermark her Hülfsvölker, die sie einschloßen, und sie zwangen, die Waffen niederzulegen, und um Gnade und Frieden zu bitten.

Sie erhielten auch Friede; allein, keineswegs unter so leichten Bedingungen, wie zuvor. Der Erzbischof brachte alles zusammen, was Waffen tragen konnte, und ließ denen aus dem Pinzgau gebiethen, sich auf den Sonntag vor St. Ulrichs-Fest zu Taxenbach, so bewaffnet, wie sie im Kriege aufgezogen waren, zu stellen. Einige stellten sich, viele blieben hinweg. An diejenigen, welche da

waren,

waren, ergieng der Auftrag, nach abgelegten Waffen von neuem zu huldigen, und jedem durch Erlegung einer Brandsteuer von acht Gulden, ihre Häuser frey zu machen. Denjenigen, welche sich dazu bequemten, gab man ein rothes Kreuz, um es zum Zeichen der Sicherheit an ihren Hausthüren vestzumachen. Diejenige, die sich nicht gestellet hatten, berufte man nochmals auf St. Margarethen-Fest. Ihre Anzahl war weit größer, als der vorigen. Sie wurden mit Gewalt zusammengetrieben, zuerst entwaffnet, sodann sieben und zwanzig, welche man als die Haupträdelsführer des Aufstandes angesehen, ausgehoben, in einen Kreis geführt, und durch vier bereits gegenwärtige Nachrichter enthauptet. Die übrigen aber schwuren abermals dem Fürsten den Eid der Treue, und wurden alsdann nach Hause entlassen. Eben so verfuhr man auch in den andern Gauen, die sich empöret hatten. Viele der Rebellen versuchten, unter ihrem Anführer Gaismar, sich über die taurischen Gebirge nach Italien zu flüchten. Sie fielen aber einem ihnen nachgeschickten Korps von 4000 Mann bey Brauneck im Tyrol in die Hände, wo sie theils niedergemacht, theils gefangen genommen worden, bis auf sehr wenige, welche sich durch die Flucht zu

retten das Glück gehabt hatten. So entkam auch der Hauptanführer Gaismar, und rettete sich in das Venediger Gebiete. Er ließ sich zu Padua nieder, und genoß dort jährlichen Gehalt, bis er endlich daselbst in seinem Hause von einem Unbekannten soll erstochen worden seyn. So war das Ende des landverderblichen Bauernkrieges in Salzburg, in welchem der Kardinal Erzbischof Matthäus nicht wenig zu erdulden hatte. Durch diesen Krieg wurde seine Schatzkammer, worinn er ohnehin wenig Geld leiden konnte, dermaßen erschöpft, daß er ziemliche Geldsummen aufzunehmen sich genöthiget gesehen hat. Zumal nahm er von seinem Münzmeister, Hans Thenn, dessen Nachkommen hernach lange Zeit in Augsburg in Ansehen gewesen sind, ein Anlehen von 10000 fl. wofür er ihm von St. Ruprechts Altar eine silberne Tafel und ein Altartuch versetzte. Dieser Hans Thenn aber schenkte hernach dem Erzstift einen Theil der Schuld, und der Kardinal befreyte ihn zur Dankbarkeit dafür, mit Einstimmung des Kapitels, von der Caution. Auch erfolgte auf diese innerliche Kriege eine große Theurung, welche das Land sehr heftig drückte; doch scheint es, daß sich nach derselbigen Fürst und Unterthanen bald wiederum erholet haben.

Hier-

Hierauf wurde die Regierung ruhiger. Der Kardinal, welcher immer Pracht und Aufwand liebte, wendete nun seine Zeit und Einkünfte auf Gebäude, und zierte Stadt und Land nicht ohne ansehnliche Kosten. Er erweiterte das erzbischöfliche Residenzschloß mit schönen Nebengebäuden, und ließ das Schloß Hohensalzburg durch neue Bollwerke verstärken. Unter dem Schloß wurde auf seinen Befehl ein Weinberg und Obstgarten angelegt, in welchen letztern er die besten und seltesten fruchtbarer Bäume setzen ließ.

Noch nützlicher und würdiger aber ist der Aufwand, den er auf Erbauung einer Straße über die Alpen von Salzburg nach Gastein machte, welche mit sehr großem Kosten erweitert wurde. Er war sogleich zu Anfang seiner Regierung Willens, das ganze Schloß in der Stadt neu zu bauen, hatte auch bereits Entwürfe dazu machen lassen, und Baumeister aus Venedig beschrieben; allein, die Bauernunruhen und die darüber aufgelaufenen Kosten brachten ihn von diesem weitläuftigen Vorhaben ab. Durch dergleichen Gebäude und andere kluge Einrichtungen machte er sich bey den Unterthanen wiederum beliebt, und verschaffte sich auch bey ihnen das-

jenige Ansehen, welches er sonst in und außer Deutschland behauptete.

So wie er vormals, als kaiserlicher Minister, fast allen Reichstagen beywohnte, wenn ihn nicht auswärtige Gesandtschaften davon abhielten, so besuchte er sie nun auch, als einer der vornehmsten geistlichen Fürsten des Reiches, meistentheils in eigener Person. Bey allen Gelegenheiten zeigte er sich als ein abgesagter Feind der Religionsverbesserung, wiewohl allerdings mehr politische als gewissenhafte Ursachen von dieser Abneigung die Schuld trugen, dann das Gewissen machte ihm so wenig Kummer, daß er darüber lachte, wenn sich andere darüber beunruhigten. Allein, er hielte die Reformation für eine höchst schädliche Sache, und für eine Zerrüttung des allgemeinen Wohlstandes des Reiches, ja, er gieng so weit, daß er dem Kaiser ernstlich zusprach, und ihm den Rath ertheilte, ihre Ausbreitung mit Feuer und Schwert zu hemmen. Es ist daher kein Wunder, daß auch auf ihn der Verdacht fiel, er habe sich mit andern katholischen Fürsten in ein Bündniß zu 'Ausrottung der Protestanten eingelassen, welches Bündniß von dem Kanzler Herzog Georgens von Sachsen, dem dadurch berühmten Otto

von

von Pack, dem Landgraf Philipp von Hessen angegeben, hernach aber, nach erregtem großen Aufsehen, nichtig und erdichtet befunden worden. Der Kardinal hat sich auch von solcher Beschuldigung frey gemacht, und in Briefen an das Reichsregiment erwiesen, daß er in Breßlau, wo das Bündniß sollte geschlossen worden seyn, weder selbst gewesen, noch Gesandte daselbst gehabt habe.

Auf dem berühmten Reichstage zu Speyer [c] wurde er zu dem großen Ausschuß ernennet, durch welchen die Religions-Zwistigkeiten beygelegt werden sollten. Allein, seine Anschläge und Gutachten waren wohl nicht von der Art, daß dergleichen davon gehofft werden konnte, und mußten vielmehr immer stärkere Verbitterung veranlassen. Die Stände, welche der Reformation geneigt waren, protestirten auch sowohl gegen das durch die mehrere Stimmen des Ausschusses angegebene Bedenken, als gegen den Reichsabschied selbst, welcher dem ungeachtet von dem Kardinal unterschrieben, und im Namen der geistlichen Fürsten gesiegelt wurde.

Auf dem sogleich im folgenden Jahre [d] ausgeschriebenen Reichstage zu Augsburg, auf welchem

c 1529. d 1530.

chem die protestirenden Stände ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und Reich feyerlich übergaben, zeigte der Kardinal seine Gesinnungen und seinen Karakter in noch hellerem Lichte. Er hatte damals Gelegenheit, einen der vornehmsten Reformatoren, den vortrefflichen Philipp Melanchton selbst zu sprechen. Diesem setzte er verschiedenemal mit großem Eifer zu, die Neuerungen zu verlassen, und auf die päpstliche Seite überzugehen, da aber alles vergebens war, eröffnete er ihm mit folgenden Ausdrücken seine Gesinnungen: Es wären nur vier Mittel aus den Religionsirrungen zu kommen. Das erste wäre, daß die Katholischen der lutherischen Lehre beyträten; das wollten sie nicht: das zweyte, daß die Lutherischen ihnen wichen; das könnten sie nicht, wie sie wenigstens sagten: das dritte wäre ein Vertrag, daß auf leidentliche Bedingnisse eine Vereinigung getroffen würde; das wäre unmöglich, denn weil die Lehren einander so sehr zuwider wären, so könnte unmöglich Friede und Einigkeit gestiftet werden. Es bliebe also nur der vierte Weg übrig, nämlich jeder Theil müßte sehen, wie er den andern verdringe und aufreibe. Ja, als Melanchton ganz ehrerbiethig gegen ihn äußerte, daß es hauptsächlich darum zu thun sey, dem Verderben unter

der

der Geistlichkeit zu steuren, entfuhr ihm die scherzhafte, aber ernstlich ausgelegte Rede: Was wollt ihr dann an uns Pfaffen reformiren, wir Pfaffen sind nie gut gewesen. Wegen dieser Gesinnungen und wegen der Verfolgungen, damit er die Anhänger der Lehre Luthers in seinem Lande beängstigte, war auch dieser nicht wohl auf ihn zu sprechen, und gab ihm öfters in seinen Briefen den Ehrentitel: des salzburgischen Tyrannen, Ungeheuers u. d. gl. so wie die Sitten der Zeit und sein heftiger Karakter es ihm eingegeben haben.

Bey dem Einzuge des Kaisers in die Stadt, widerfuhr ihm eine Beschimpfung, die ihn wohl mehr als manches anderes mag geschmerzet haben. Der Kaiser begab sich sogleich unter sehr großer Begleitung in die Domkirche. Dort wurde von dem hiesigen Bischof Christoph über ihn der Segen gesprochen, und nachdem das Te Deum ꝛc. gesungen worden, wollte der Kardinal von Salzburg ein gleiches thun. Allein, der Kardinal Campegius, als Legat des Papsts, wies ihn mit ungestümen Worten zurück, und gab dem Kaiser den Segen selbst. Lang verschmerzte diese Beschimpfung, so sehr sie ihn kränkte, wenigstens liest man nicht, daß weitere Folgen daraus entstanden wären.

Bey aller Abneigung gegen Luthers Lehrsätze, mochte der blos politische Kardinal wohl wenig sich um deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit bekümmert, noch solche untersucht und in Ueberlegung genommen haben. Nun hörte er die Ablesung des Glaubensbekenntnisses mit an, und fiel darüber in Nachdenken. Endlich fällte er ein Urtheil, welches seinem stolzen Karakter vollkommen angemessen ist. Er gab zu, daß viel gutes darinn enthalten, daß manche Gebräuche der katholischen Kirche nicht gegründet wäre, aber es sey nicht zu leiden, daß ein elender Mönch das alles reformiren wolle. Zuverläßig war er hernach unter denjenigen Reichsständen, welche bey hierauf erfolgter Berathschlagung dafür hielten, daß man die Protestirenden zum Widerrufe zwingen, und das Edict von Worms an D. Luthern und seinen Anhängern in Vollziehung bringen müßte. Man beschloß aber das Bekenntniß einigen katholischen Gottesgelehrten zur Prüfung zu übergeben, sodann aber die Sache dem Ausspruch des Kaisers zu überlassen. Neunzehn derselben arbeiteten an einer Widerlegung, die zwar zu Stande kam, von den protestirenden Ständen aber nicht angenommen wurde. Dem ungeachtet traten der Churfürst von Mainz und sein Bruder Herzog

Hein-

Heinrich von Braunschweig in das Mittel, und bathen den Kaiser um Erlaubniß, einen Vergleich zu versuchen, und sich wegen der Religionssachen in Handlung einzulassen. Der Kaiser und die Reichsversammlung willigten darein, und man ernannte hierzu einen Ausschuß, zu welchem, der wegen seiner Staatsklugheit, mehr als wegen Frömmigkeit, so angesehene Kardinal abermalen gezogen wurde.

Der Ausschuß kam zusammen, und sogleich das erstemal ereignete sich, wie Cölestin in der Geschichte dieses Reichstages anführet, ein Zwist unter dessen Gliedern, der vorzüglich durch das Verschulden des Kardinal Erzbischofs entstund, und welcher die ganze gute Absicht vereitelte. Bischof Christoph von Augsburg war bey Ablesung des Glaubensbekenntnisses, in Ansehung der lutherischen Lehre, auf bessere Gedanken gekommen, und glaubte, daß sie würdig wäre, wohl untersucht und ernstlich beherziget zu werden. Er trug seine Gedanken den Gliedern des Ausschusses in einer ernstlichen Rede vor, und bath sie, bey dieser Ueberlegung allen Fleiß und Ernst anzuwenden, indem nach seiner Meynung die Anhänger der Reformation nicht einen Artikel des christ-

christlichen Glaubens anzufechten, noch weniger umzustoßen sich angemaßet hätten, so daß sie harte Begegnung auf keine Weise verdienten. Der Kardinal, welcher ganz anders gedachte, war über dieses freymüthige Bekenntniß äußerst entrüstet. Er fragte auf eine spöttische Weise den Bischof: woher denn eine solche schnelle Veränderung und unvermuthete Heiligkeit entstünde, da er doch noch kurz zuvor ganz anderer Meynung gewesen wäre? Dieser Vorwurf verdroß den Bischof. Er gab ihm zur Antwort: Er begehre es nicht zu verheelen, daß er in seinem Leben manches Gottloses und Strafwürdiges begangen habe. Allein, er sey nun zur Erkenntniß gekommen, und zumal ermahnen ihn die gegenwärtigen Umstände, seinen Wandel zu bessern. Das Leben des Kardinals und Erzbischofs wäre nicht viel besser, und sein gegenwärtiges Vorhaben, die lutherische Lehre zu unterdrücken um so, unverzeihlicher, da er seine Sünden entschuldigen, Dinge, die er für Menschengebothe und eingeschlichene Mißbräuche halten müßte, vertheidigen, und die bisher bekannte Lehre unterstützen wollte. Nun wurde der Streit immer heftiger. Churfürst Joachim von Brandenburg, ein Feind noch damals der lutherischen Lehre, legte sich auch darein,

und trat mit ziemlicher Heftigkeit auf die Seite des Kardinals. Er behauptete, daß Luther verschiedene Hauptartikel der Religion umstöße, der Bischof aber wollte solche nicht für Glaubensartikel angesehen wissen. Der Churfürst von Mainz ermahnte nun beyde Theile zum Frieden; allein, sein Zureden half nichts, der Streit wurde fortgesetzt, die angemaßten Versöhnungsstifter kamen endlich sogar mit Schmähworten aneinander, beschuldigten einander Lügen und Unwahrheiten, und man hatte nur zu thun, daß sie nicht endlich in Handgemenge fielen.

Dem ungeachtet wurden hernach die Handlungen mit den evangelischen Ständen vorgenommen, und ein Schriftenwechsel vor dem Ausschuße eingeleitet. Von diesen wurde der Vorschlag zu einem engern Ausschuß gemacht, welcher aus wenigen Personen von beyden Theilen bestehen sollte, mithin dergleichen Irrungen nicht so leicht ausgesetzt seyn könnte. Auch dieses wurde beliebt; man ernannte sieben zu diesem Geschäffte, darunter der Kardinal nicht, wohl aber dessen Gegner, Bischof Christoph war. Allein, auch diese Conferenzien zerschlugen sich fruchtlos, obwohlen weniger Heftigkeit als in vorigen dabey vorwaltete.

Der Kardinal hingegen wurde nachgehends zu derjenigen Reichsdeputation ernennet, welche den kaiserlichen Abschied für die Protestanten abfassen sollte, den aber diese wegen verschiedener ihnen nachtheiliger Schlüsse nicht annahmen; und endlich war er auch bey den Handlungen wegen des Religionsfriedens, welcher nach dem Wunsche der protestirenden Stände dem Reichsabschied einverleibet werden sollen, welches aber nicht geschahe. Nach geendigtem Reichstage begab sich der Kardinal nach Hause, besorgte die Regierung seines Landes, die Verwaltung seines Erzbißthums, und die Ausführung seiner Gebäude, unterließ aber zugleich nicht, den Kaiser, den König und die mächtigsten der katholischen Fürsten gegen die Protestanten aufzubringen. Doch kam er auch in seinem Alter noch einmal nach Rom [e], wo er schon ehemals als kaiserlicher Gesandter eine so große Rolle gespielet hatte. Pater Hansitz glaubet, es wäre auf Veranlassung des Kaisers und des römischen Königs geschehen, um den Papst zu Ausschreibung einer Kirchenversammlung, wegen Beylegung der Religionsirrungen in Deutschland zu bewegen, welche beyde Theile wünschten; allein, die Muthmaßung ist unge-

e 1534.

ungewiß. Während seinem Aufenthalt starb Papst Clemens der VII. und der in Rom gegenwärtige Kardinal St. Angeli hatte die Ehre, der Wahl des neuen Papstes, Paul des III. beyzuwohnen, welcher ihm hernach den Titel eines Bischofs von Alba beylegte [f].

Bey seinen Gesinnungen gegen Luthers Lehre und deren Anhänger ist es kein Wunder, daß er die Gelegenheiten nicht versäumte, die er für schicklich hielte, deren Untergang befördern zu können. Er ließ sich also sehr willig von dem kaiserlichen Rath D. Matthias Held bereden, den von ihm entworfenen und dem Schmalkaldischen entgegengesetzten heiligen Bunde beyzutreten, welchen der Churfürst von Mainz, die Herzoge von Baiern und Georg von Sachsen, zu Nürnberg gegen die Evangelischen schloßen. Er würde auch ganz gewiß alle Kräfte solches zu thun angestrenget haben, wenn ihn nicht der Tod des Vergnügens beraubet hätte, solches in Thätigkeit gesetzet zu sehen. Uebrigens aber stunde Matthäus dem Kaiser, dem König und dem Reiche mit Rath und That auch im Kriege gegen die Türken nachdrücklich bey, und blieb ohne Unterlaß in tiefer Ergebenheit den Enkeln des großen Gönners zuge-

f 1535.

gethan, welchem er all sein Glück zu danken hatte. Aber auch diese, besonders König Ferdinand, gaben sich Mühe, ihn zum Freunde zu behalten, und durch gütliche Auswege den Irrungen zuvor zu kommen, welche durch nachbarliche Mißverständnisse sich hätten ereignen können. In seinem Fürstenthume, und besonders in seiner Residenz fuhr er immer mit Aufführung prächtiger aber auch nützlicher Gebäude fort. Nicht lange vor seinem Tode kam eine von ihm angegebene Cisterne auf dem Schlosse Hohensalzburg zu Stande, welche demselben zu ungemeiner Bequemlichkeit gereichte. Man fand diesen Bau so nützlich, daß darauf ein schönes Schaustück mit dem Bilde des Fürsten und einer lateinischen Aufschrift gepräget wurde, welches sich etwas selten gemacht hat. Ueberhaupts wurden unter seiner Regierung ziemlich vielerley salzburgische Thaler und andere Münzen, und besonders hübsche Schaustücke gepräget, welche Herr von Madai in seinem Thaler-Kabinet meistens angeführet hat.

Jemehr er an Jahren zunahm, jemehr bemerkte man, wie viel er durch Anstrengung seiner Geisteskräfte in Geschäfften seiner jüngern Jahre hingerissen worden. Sein Kopf war sehr geschwächt, und nahete sich wiederum der Kind-

heit. Endlich überfiel ihn eine ordentliche Krankheit, an welcher er starb g, im 72sten Jahre seines Alters, und im 21sten seiner salzburgischen Regierung. Er wurde in die Domkirche vor dem Chor bey St. Ruprechts Altar beygeleget, wo man ihm folgende Grabschrift setzte, die aber, nachdem die Domkirche 50 Jahre nach seinem Tode durch Feuer verzehret worden, mit derselben zu Grunde gegangen, und allein in Pantaleons Heldenbuche ist erhalten worden: „Dem Hochwürdig in Gott, Vatter vnnd Fürst Mattheus „Lang, Cardinal vnnd Erzbischof zu Salzburg, „deß Römischen stül Legat wurde an dem 30. Tag „Merzen in diese Ort in die Erden gelegt, da man „zalt 1540. Jahr.

Die Güter dieses in Ansehung seines Verstandes und seiner Geschicklichkeit in Geschäfften gewiß großen, obwohl eiteln, stolzen und wollüstigen Mannes, kamen nach seinem Tode seinem Bruderssohne Lucas zu, dessen Vater, welcher gleichen Namen führte. Des Kardinals übrige Brüder, verschiedene von seiner Mutter Brüder, auch einige ihrer Söhne hielten sich meistens an seinem Hofe auf, und waren in seinen Diensten. Lucas Lang, der Bruder des Kardinals, wohnte auf dessen Schlosse zu Wellenburg, und

g 1540.

gab, wie die übrigen Brüder, das Bürgerrecht auf, dem ungeachtet aber ertheilte ihm der Rath, dem Kardinal zu Ehren, die Erlaubniß, sein Haus in der Stadt zu haben, und nach Gutbefinden und Umständen zu bewohnen. Er hatte noch bey Lebzeiten des Kardinals ein sonderbares Schicksal. Da er aus dem Zellerbade, wo er seiner Gesundheit wegen hingereiset war, zurückkehren wollte, wurde er nebst seinem Sohne, von dem bekannten fränkischen Räuber, Haus Thomas von Rosenberg, gefangen genommen. Der Vater starb in dieser Gefangenschaft, der Sohn aber wurde von der Anverwandtschaft, vermuthlich am meisten von dem Kardinal, mit 6000 Goldgulden losgekauft. Dieser Lucas, und einer seiner Brüder, Matthäus, von welchem gar nichts bekannt ist, hatten jeder eine Tochter, und der männliche Stamm des Geschlechts der Langen von Wellenburg starb mit diesem Neffen des Kardinals ab. Die Tochter des erstern wurde an David Ungnad, Freyherrn von Sonnenberg, vermählt. Sie brachte ihm das Schloß und die Herrschaft Wellenburg zu; er verkaufte sie aber an den Grafen Jacob Fugger, dessen Familie es noch besitzet.

Lang war überhaupts gutthätig gegen seine Brüder und Anverwandten, und verkannte sie

nicht,

nicht, auch nachdem er zu den höchsten Ehren gekommen war. Einen Anverwandten und Landsmann, Egydius Rem, welcher auch Domherr zu Salzburg und Passau und sein Rath gewesen, beförderte er schon im Jahr 1525. für den Bischof Berchtold, zum Coadjutor zu Chiemsee. Dieser trat 3 Jahre hernach die Regierung des Bißthums an, und stunde derselben sieben Jahre lange vor. Zwar hatte Lang niemals Ursache, sich seiner Freunde zu schämen; außerdem, daß sie geschickte und ehrliche Leute waren, gehörten sie auch, Geburt und Herkunft nach, nicht unter die Geringsten. Indessen ist der Lauf der Welt bekannt. So mancher, der etwa nur einen Titel erlangt hat, dazu ihm die Geburt wenig Hoffnung gegeben, vergißt sein Herkommen, und verachtet seine Verwandten, wie viel mehr wäre solches von einem Manne zu vermuthen, der aus dem Stande des niedern Adels, zum Stande eines Kardinals, Erzbischofes und Fürsten des Reichs erhoben wurde.

Diese Lebensbeschreibung ist von ganz anderer Art, als alle diejenigen, die ich bisher entworfen habe. Es ist hier nicht die Rede von Angelegenheiten, die eine einzelne Stadt betrafen, und nur aus Leichenreden, Chroniken und Acten genommen werden durf-

ten. Langens Geschäffte betrafen das Wohl großer Monarchen und ihrer Staaten, des ganzen deutschen Reiches, und ansehnlicher Länder. Es war also hier aus ganz andern Quellen zu schöpfen. Bey jenen war es nicht nöthig, sie anzuzeigen, da ich mir auf mein Wort genug Zutrauen versprechen konnte, hier aber würde ich mich Vorwürfen aussetzen, wofern ich es unterließe. Sie sind also die Salzburgischen Geschichtschreiber Ducker, Hund und Mezger, das Chronicon monasterii ad St. Petrum Salisburgi und des Pater Marcus Hansitz Germania sacra, ferner Schrenk in der Beschreibung der Rüstkammer zu Ombras, und Köler in den Münzbelustigungen, in welchen kurze Lebensbeschreibungen des Kardinals zu finden sind. Außer diesen haben mir Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich, die von Frehern in seine Sammlung eingerückte, ihn betreffende Stücke, Seckendorfs Geschichte des Lutheranismus, Chyträus, Cölestin, Cyprian, viele Nachrichten mitgetheilet, auch habe ich nicht unterlassen, die Geschichten, die Chroniken und die Acten unserer Stadt, und die ausländischen Geschichtschreiber Guicciardini, Platina, P. Daniel und noch mehrere, welche seiner gedenken, zu Rathe zu ziehen.

Johan-

Johannes Baumgartner.

Ein gelehrter Kaufmann ist nichts ganz gemeines; dennoch hat es dergleichen schon viele gegeben. Zugleich aber ein Staatsmann, und zwar nicht bey einem kleinen, sondern bey einem der mächtigsten Staaten, ein Gelehrter, Kaufmann und Soldat zu seyn, dieß ist wohl ein Beyspiel, das weit seltner gefunden wird. Johannes Baumgartner, Freyherr von Hohenschwangau und Erbach, zeigte sich in allen diesen berühmten Ständen, und zwar in den beiden ersten mit vieler Würde. Er war geheimer Rath der größten deutschen Kaiser, Maximilians des I. und Karls des V., wurde in manchen Staatsgeschäften mit Vortheil gebraucht, und diente auch seinem Vaterlande in den verworrenen Zeiten. Er war nicht nur ein Beschützer und Beförderer der Gelehrten und der Wissenschaften, sondern auch selbst vorzüglich gelehrt, wenn er sich schon nicht durch gelehrte Werke der Nachwelt bekannt gemacht hat. Seine Handlung war nicht nur in Europa weit ausgebreitet, sondern erstreckte sich auch nach Ost- und Westindien. Und endlich hatte er Muth genug, einen Feldzug gegen die Türken mitzumachen, und mit Ge-

Ein gelehrter Kaufmann ist nichts ganz gemeines; dennoch hat es dergleichen schon viele gegeben. Zugleich aber ein Staatsmann, und zwar nicht bey einem kleinen, sondern bey einem der mächtigsten Staaten, ein Gelehrter, Kaufmann und Soldat zu seyn, dieß ist wohl ein Beyspiel, das weit seltner gefunden wird. Johannes Baumgartner, Freyherr von Hohenschwangau und Erbach, zeigte sich in allen diesen verschiedenen Ständen, und zwar in den drey erstern mit vieler Würde. Er war wirklicher Rath der größten deutschen Kaiser, Maximilians des I. und Karls des V., wurde in mancherley Staatsgeschäfften mit Vortheil gebraucht, und diente auch seiner Vaterstadt in den vordersten Würden. Er war nicht nur ein Beschützer und Beförderer der Gelehrten und der Wissenschaften, sondern auch selbst vorzüglich gelehrt, wenn er sich schon nicht durch gelehrte Werke der Nachwelt bekannt gemacht hat. Seine Handlung war nicht nur in Europa weit ausgebreitet, sondern erstreckte sich auch nach Ost- und Westindien. Und endlich hatte er Muth genug, einen Feldzug gegen die Türken mitzumachen, und mit Ge-

fahr

fahr seines Lebens und seiner Freyheit, dem Kaiser seine Treue zu erproben.

Der Lobspruch ist daher nicht sehr übertrieben, welchen diesem seltenen Manne der große Gelehrte seiner Zeit, Erasmus von Rotterdam, in einem wegen Schmeichelen unverdächtigen Schreiben, an seinen gelehrten Freund in Spanien, Johannes Vergejara, ertheilet, wenn er sich in folgender Weise von ihm ausdrückt: „Es hat unser Deutschland „zwar einen Ueberfluß an großen und vortreffli„chen Männern, wie sehr aber wäre ihm noch eine „gute Anzahl solcher, wie Baumgartner, zu „wünschen. Und bedenkt man, daß meistentheils „große Tugenden und ausnehmende Geschicklich„keiten dem Neid ausgesetzet sind, wie bewun„dernswürdig ist es, daß an Baumgartners „wachsendem Glücke jeder Antheil nimmt, und „niemand ihn beneidet. Der Grund davon lie„get in der Geschmeidigkeit seines Verstandes, der „Rechtschaffenheit seines Herzens, und der unge„meinen Leutseligkeit seiner Sitten, womit er „allen Menschen begegnet. Wie viel gutes hat „demnach unsere Nation an diesem einigen Man„ne, welcher in Staatsangelegenheiten dem Kai„ser weisen und getreuen Rath ertheilet, und im

„Kriege

„Kriege sich als einen muthigen und rüstigen Anführer erweiset; welcher zugleich in seinem Vaterlande ein friedfertiger und höchst brauchbarer „Bürger ist, für den Flor und das Aufnehmen „seines Hauses wachsame Sorge träget, sich als „ein Gönner und Beschützer rechtschaffener Männer, besonders der Freunde der Wissenschaften „bezeiget, unter seinen Freunden ein angenehmer „Gesellschafter ist, und von den Armen als ein „milder Ernährer, oder vielmehr Vater gepriesen „wird. Glücklich ist Deutschland, unter seinen „Söhnen einen so vortrefflichen Mann zählen zu „können." Baumgartner war wirklich eine Zierde Deutschlands, besonders seiner Vaterstadt, wenn auch schon nicht alle, vorzüglich solche, die ihn näher zu kennen Gelegenheit hatten, so gar vortheilhaft, wie Erasmus, von ihm denken mochten. Es werden in seiner Lebensgeschichte manche Flecken erscheinen, die dem großen Glanze der Lobeserhebung nachtheilig seyn könnten. Sind sie nicht zu vertheidigen, wozu ich ohnehin keinen Beruf finde, so müssen wir überlegen, daß auch der Weiseste nicht ohne Fehler ist, und daß wir öfters durch Zeiten und Umstände zu Handlungen verleitet werden, die uns oft hernach gereuen.

Ehe

Ehe sich das berühmte Geschlecht der Baumgartner nach Augsburg gesetzet, war es schon Jahrhunderte hindurch unter den Geschlechtern zu Nürnberg in großem Ansehen. Erst Hansens Großvater, Anton Baumgartner, zog hieher, da er sich an Clara Artztin, die Tochter des reichen Bürgermeisters Ulrich Artztes verheyrathete. Bey den hiesigen jungen Männern aus der ehrbaren Bürgerschaft war er ziemlich verhaßt. Er war Vormund einer reichen Waise, um welche verschiedene buhlten, er aber verschaffte sie einem Vetter in Nürnberg. Darüber wurden jene so aufgebracht, daß sie ihn einsmals, als er in seinen besten Kleidern aus St. Anna Kirche gieng, angriffen, und in den Brunnen warfen, worüber sie aber empfindlich gestraft wurden. Eine Kleinigkeit, die nicht sowohl in der Lebensbeschreibung, als in der Geschichte der Sitten merkwürdig ist. Dieser nun, und sein Sohn, Hans Baumgartner, waren unter der Zunft der Kaufleute. Sie thaten große Dinge in kluger und glücklicher Handelschaft, ja der Sohn setzte sich schon in so großes Ansehen, daß ihn die Kaiser Friederich und Maximilian, auch König Matthias in Ungarn, zu ihrem Rath ernannten, und sich seiner in Friedens- und Kriegeangelegenheiten

mit

mit Nutzen bedienten. Er war Pfleger zu Ehrenberg in Tyrol, auch hatte er die Grafschaft Schwabeck und die Herrschaft Payl pfandsweise inne. Beyde hatten viele Töchter, welche sie ansehnlich verheyratheten, reichlich aussteuerten, dadurch aber das Vermögen ziemlich zertheilten, so, daß der jüngere Johannes Baumgartner, von welchem hier die Rede ist, noch nicht unter die reichsten Bürger gezählt werden konnte, als er sein väterliches Erbe angetreten hatte. Indessen war er ein hübscher, wohlgezogener und verständiger Jüngling, von dessen Geschicklichkeit und Fleiße sich ungemein viel gutes zu versprechen war, daher fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, durch eine große Heyrath sein Glück zu befördern. Der reiche Georg Fugger vertraute ihm seine Tochter Regina [a], und mit ihr ein sehr ansehnliches Heyrathgut. Dieses, so wie sein eigenes Vermögen, wußte Baumgartner, bey damals der Handlung sehr günstigen Zeiten, bis zu einem sehr großen Reichthum zu vermehren. Sein Vater war mit Michael von Stetten, der seine Schwester zur Ehe hatte, in Gesellschaft, und machte mit ihm große Geschäffte nach Tyrol und Italien, und in dieser Gesellschaft blieb auch der

a 1512.

der junge Hans Baumgartner so lange, bis sich der von Stetten daraus begeben, welcher in seinem Alter von seinen Renten zu leben für bequemer gehalten. Durch diese Handlung und große Geschäffte, die er nach der Zeit in allen Welttheilen glücklich führte, erwarb er sich unermeßliche Reichthümer, die er trefflich anzuwenden verstunde. Er kaufte die schönen reichsfreyen Herrschaften Hohenschwangau am Lech, und Erbach bey Ulm an der Donau, Babenhausen, Baumgarten bey Burgau, und viele andere liegende Güter und Gründe. Aus diesen Gütern machte er Fideicommisse auf seine männliche Nachkommen, und glaubte, daß, da er vier Söhne hatte, solche bis an der Welt Ende bey seinem Namen und Geschlechte bleiben würden. Er bediente sich bey deren Errichtung des Rathes und der Arbeit seines gelehrten Freundes D. Ulrich Zasius zu Freiburg, an welchen er, bald nach Erkaufung solcher Güter, diese Angelegenheit sehr dringend empfohlen [b]. Mit seinen großen Reichthümern [c] und durch den ausnehmenden Kredit, darinn er und seine Handlung stunden, diente er den Kaisern Maximilian dem I. und Karl dem V., so, wie

[b] 1530. [c] 1532.

wie seine Schwäger die Fugger, mit starken Anlehen, machte sich dadurch Verdienste, setzte sich in Gnaden, und erhielte von ihnen die Würde ihres Rathes. Noch mehr; als die Türken mit einer fürchterlichen Macht die deutschen Gränzen bedroheten, und das ganze Reich zum Beystand aufgerufen wurde, auch unsere Stadt eine für ihre Kräfte nicht geringe Hülfe schickte, that Baumgartner für seine eigene Kosten ein gleiches, rüstete 32 Küraßier mit aller Zubehörde aus, und schickte sie zur Armee des Kaisers. Ja noch mehr, er selbst gieng nachgehends dahin, machte als Anführer diesen Feldzug mit, und setzte sich durch diesen Aufwand seines Vermögens, und solche freywillige Hintansetzung seiner Ruhe, die mit Gefahr der Freyheit und des Lebens verknüpft gewesen, bey dem Kaiser sowohl, als bey dem römischen Könige Ferdinand, in noch größere Gnade.

Nachdem nun Baumgartner auf solche Weise sehr mächtig und angesehen worden, mag sich wohl unter seinen Mitbürgern, zumal solchen, welche der Parthey des Kaisers bey damaligen unruhigen Zeiten nicht allzu geneigt gewesen, Neid und Mißgunst gegen ihn eingeschlichen ha-

ben, so daß ihn selbst der Rath wegen der Steuer von seinem Vermögen zur Rechenschaft ziehen, ihn wie andere Bürger mit dem Steuereid belegen, auch ihn zu Rathsstellen und Aemter anhalten wollen. Baumgartner war entweder zu stolz dazu, und glaubte durch bereits erlangte kaiserliche Freyheiten besser als seine Mitbürger zu seyn, um sich einem Eide unterwerfen zu müssen, oder steifte sich auf den mit den Fuggern bereits getroffenen Vergleich, oder glaubte, bey seinem weit verbreiteten Vermögen nicht mit allzu reinem Gewissen sich einem Eide unterwerfen zu können. Es gab also darüber ziemlich langwierige Irrungen, die Baumgartners bürgerlicher Rechtschaffenheit nicht zu großer Ehre gereichten. Endlich wurden sie verglichen. Baumgartner bequemte sich, die reiche Steuer mit 800 Gulden jährlich zu erlegen; dagegen wurde er nicht nur vom Steuereide, sondern auch von allen Raths-Aemtern frey gemacht.

Dieses letztere zu suchen, mögen ihn zwar seine großen Staats- und Handlungsgeschäffte bewogen haben; theils aber mag wohl auch Stolz mit untergelaufen seyn. Er war dazumal noch unter der Zunft der Kaufleute, glaubte aber besser

als andere zu seyn, und wollte sich nicht gerne mit andern Rathsgliedern von geringern Zünften in gleiche Verhältnisse gesetzet sehen. Vielleicht war er bey damaligen Umständen nicht sehr zu verdenken, zumal wenn man dabey überleget, daß zu dieser Zeit die Zünfte durchaus nicht kaiserlich gesinnet waren, und manche nachtheilige Anschläge schmiedeten, daran er nicht Theil nehmen konnte noch wollte, um so weniger, da er dem Kaiser als sein wirklicher Rath, dann das war er nicht nur dem Titel nach, mit Eifer und Treue diente, und demselben, besonders aber der katholischen Religion, welche die Zünfte abgeschafft wissen wollten, mit Leib und Seele ergeben war.

Dadurch nun setzte sich der kluge, reiche und stark begüterte Baumgartner immer vester in des Kaisers Gnade, welcher ihn auch in einen höhern Stand erhob, und ihm die Freyheit, sich Freyherrn von Baumgarten zu Hohenschwangau und Erbach zu schreiben [d], nebst Vermehrung seines angebohrnen Wappens, und andern Vorzügen ertheilte. Dem ungeachtet aber blieb er Bürger, hatte auch Häuser und Güter in der Stadt und derselben kleinem Gebiete, besonders seine Hand-

d 1537.

lung, und als die große Vermehrung der Geschlechter vorgenommen wurde [e], kam auch er und seine Familie in diesen Stand, welche Erhöhung sie auch nachmals zu benutzen suchten.

Er hatte freylich damals mehr zu thun, als sich mit obrigkeitlichen Angelegenheiten zu beschäfftigen, mochte sich auch, bey bekannter Lage der Sachen, damit nicht abgeben. Er überließ seine große Handlung sein n Dienern, er selbst aber zog des Kaisers Hofe nach, und wurde als kaiserlicher Rath öfters in wichtigen Aufträgen gebraucht. Zumal findet man ihn, als er nebst Graunella dem großen kaiserlichen Staatsminister, Navius dem Reichs-Vicekanzler, und dem von Liera, sich Mühe gab, den schmalkaldischen Bund zu trennen [f], und vornehmlich den Landgrafen Philipp von Hessen davon abwendig zu machen. Baumgartner wurde von den übrigen vorzüglich für geschickt angesehen, den berühmten Kriegsobristen Sebastian Schärtlin von Burtenbach zu gewinnen, um solchen in kaiserliche Dienste zu ziehen, und ihn hernach zu weiterm Unterhändler gebrauchen zu können, und wirklich gelung es ihm auch, daß sich dieser mit dem Land-

grafen

e 1539. f 1543.

grafen in Briefwechsel darüber einließ. Der Landgraf aber hatte keine Lust, von den Bundsgenossen abzutreten, und besorgte Schlingen, die ihnen gelegt werden wollten. Er warnete demnach Schärtlin vor Baumgartnern, als einem gefährlichen Manne, der nicht allenthalben wegen ehrlicher Gesinnungen in gutem Rufe stünde; und diese Unterhandlung zerschlug sich ganz fruchtlos, so wie auch die mit Augsburg damals vorgehabte, nicht die erwünschte Wirkung hatte.

Unterdessen kam das Feuer des Krieges, welches lange Zeit unter der Asche geglimmet hatte, zum Ausbruch. Der Rath, welcher dem schmalkaldischen Bunde sehr getreu geblieben, ließ nun alle diejenigen Bürger, die sich in auswärtige, besonders in kaiserliche Dienste begeben hatten, zurückrufen g, und ihnen bey ihren bürgerlichen Pflichten gebiethen, sich zu stellen. Baumgartner war auch darunter. Er wurde vorzüglich deßwegen erinnert; allein, er schlug alle vorgeschlagene Mittel und Warnungen, welche der Bürgermeister Georg Herwart an ihn ergehen ließ, in den Wind, kehrte sich daran im geringsten nicht, sondern blieb bey dem Kaiser. Ja

g 1546.

noch mehr, er, die Fugger und die Welser, welche dazumal die reichsten Bürger vielleicht in ganz Deutschland gewesen, unterstützten die Waffen des Kaysers mit sehr starkem Vorschuß an Gelde. Der Rath sahe Baumgartners Außenbleiben als einen sträflichen Ungehorsam an, und wie zu derselben Zeit alles mit beleidigender Hitze und unmäßigem Stolze betrieben wurde, so faßte man auch den hernach sehr bereueten Entschluß, nach Baumgartners Gütern zu greifen, und solche einzuziehen, auch zween seiner Bedienten, vermuthlich wegen gefährlichen Briefwechsels, in die Eisen zu legen. Der Rath nahm die Güter zu seinen Händen und unter seine Verwaltung.

Ueber den gemachten Vorschuß führten die Bundsgenossen große Beschwerden. Sie hatten erfahren, daß diesen dreyen Häusern von dem König in England eine wichtige Summe Geldes heimgezahlt werden sollte, und verlangten vom Rath, sie anzuhalten, diese Summe ihnen vorzustrecken, auch andere reiche Bürger zu einem Anlehen anzuhalten. Allein, dem Rath war von den engländischen Geldern nichts bekannt. Er lehnte das Ansuchen ab, und entschuldigte sich unter andern auch mit Baumgartners Entfernung.

Der Ausgang des Krieges ist bekannt [h]. Die Stadt begab sich wiederum in kaiserlichen Gehorsam, und Baumgartners eingezogene Güter wurden wiederum freygemacht. Allein, damit war er nicht zufrieden. Er verlangte sehr starke Schadloshaltung wegen dem, was während solcher Zeit an seinen Gütern zu Grunde gerichtet worden, und hatte kein Bedenken, seine Vaterstadt deßwegen stark zu drücken, auch eine kaiserliche Commission auszuwirken. Man versuchte die Güte; allein, der Bogen war zu hoch gespannt, daher wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Indessen sahe sich der Rath dennoch genöthiget, sich nochmals einzulassen. Endlich gab er nach, und willigte in einen Vergleich ein, welcher ihm vorgeschrieben wurde, als er sahe, daß nichts weiters mehr zu thun war, und Bedenken trug, sich fernern Weitläuftigkeiten und Zwangsmitteln auszusetzen. Hector Mair urtheilt, so wie jeder Patriot urtheilen mußte, nicht zum besten von diesem Vorfall. Er schreibt: „Dieselb Klag und Supplication, (welche Baumgartner dem Kaiser und den Commissarien übergeben) war dergestalt gestellt, das sich einem erliebenden erbern und redlichen Burgersmann

h 1547.

der seine burgerliche Eid alle Jar geschworen und ein verlessner Burger noch ist, nicht wohl geziemt, und seiner aidspflicht zu nahe und nit wol verantwurtlich. Das seind fürwar fremde Hendel, die vor erbern Leuten seltsam zu hören seind, und warlichen, sollten sich die Handlungen verzogen haben, so wurd kaiserl. Mjst. auch soviel angezeigt worden sein, das dem Paumgartner nit zu gutem gereicht. Es hat aber ein Rath sein als ires Burgers mehr verschont, dann er eines Rathes." Bey dem allem war das Aufheben bey diesen Forderungen weit höher als der Ausgang. Anfangs verlangte Baumgartner eine ungeheure Geldsumme, sodann nicht einzugehende Freyheiten, endlich gieng es durch Mittelspersonen, die ihn entweder überredeten, oder nachzugeben nöthigten, mit Kleinigkeiten, besonders damit aus, daß seine Söhne und ihre Kinder nicht in den Rath gehen dürften, und andere dergleichen Freyheiten, deren sie sich hernach wieder selbst begaben [i]. Denn wiewohl diese Handlung in Baumgartners Patriotismus einen starken Flecken machte, so kam er doch bey Veränderung des Regiments in den geheimen Rath. Der Kaiser suchte dazumal hauptsäch-

lich

i 1548.

lich solche Herren aus, von deren Treue und Ergebenheit er versichert war, und davon hatte er bey Baumgartnern hinreichende Beweise. Allein, diese Ehre genoß er nicht lange mehr, dann er starb sogleich im nachfolgenden Jahre [k].

Auch nach seinem Tode wollte ihm der Kaiser noch seine Gnade genießen lassen. Er schrieb seinetwegen an den Rath, und verlangte, daß David Baumgartner, Johannes Sohn, welcher schon im Rath und Bürgermeister war, an seines Vaters Stelle in den geheimen Rath genommen werden sollte, der Rath entschuldigte sich aber mit der freyen Wahl. Er wurde auch nicht sogleich, sondern erst im folgenden Jahre, bey abermaliger Eröffnung einer Stelle, freywillig darein gewählet.

Es gereicht dem Vater zu nicht geringer Ehre, daß er mit seinem großen Vermögen, Wissenschaften und Künste, vornehmlich gelehrte Männer reichlich zu unterstützen, sich zum Vergnügen machte. Nun mag er dieses zwar an mehreren gethan haben, doch ist es vorzüglich von nachfolgenden bekannt. Der vortreffliche Rechtslehrer Ulrich Zasius rühmet seine gegen ihn be-

k 1549.

zeigte Freygebigkeit, theils selbst in verschiedenen Briefen an seine Freunde, vornehmlich in seinen Usus Feudorum, die er Baumgartnern zugeeignet, theils wird sie von Freigius, welcher nach Zasius Tode mit dem IV. Theile der gesammelten Zasischen Schriften ein gleiches gethan, erhoben. Besonders rühmt der Erstere die stattliche Belohnung, die ihm Baumgartner gemacht, als er demselben einen wichtigen Proceß bey dem Kammergericht glücklich ausgeführt, und die ansehnlichen Geschenke, die er aus Neigung und Freundschaft von ihm erhalten hatte. Erasmus hatte nicht weniger Antheil an Baumgartners Freygebigkeit gegen Gelehrte. Er that diesem Gelehrten viel gutes, und schickte ihm reichliche Geschenke, nachdem ihm Zasius die Bekanntschaft desselben verschafft hatte. Er ist es auch, dem er die rühmliche Erhaltung seines Angedenkens am meisten zu danken hat. Der niederländische gelehrte Staatsmann Viglius ab Aytta Zwichemus erkannte ihn gleichfalls als seinen Gönner und Wohlthäter. Als er zu Padua und zu Bourges die Rechte lehrete, waren junge Baumgartner seine Schüler, deren er sich, weil er sie für besonders fähige Köpfe hielt, sehr annahm. Daher war auch der Vater sehr erkennt-

lich

lich, und beehrte ihn mit ansehnlichen Geschenken. Dieser Viglius schätzte die Freundschaft unsers Baumgartners, wie auch der Fugger, einiger Rehlinger und Langenmantel von Augsburg, so hoch, daß er davon an Christoph Selden, welcher [1] Kammergerichts-Procurator zu Speyer gewesen, mit folgenden rühmlichen Ausdrücken in lateinischer Sprache schrieb: „Ich habe Gelegenheit gefunden, die Freundschaft einiger von Augsburg zu gewinnen, welches mir wahrhaftig bisher zu vieler Ehre und großem Vortheil gereichet, ja mir viele Hoffnung zu künftiger Beförderung und Verbesserung meiner Glücksumstände verschaffet." Ohne Zweifel hatten auch andere Gelehrte seiner Zeiten an gleicher Freygebigkeit Antheil; er war aber auch nicht minder mildthätig gegen die Armen, wenigstens wird er von Zasius und Erasmus wegen dieser Eigenschaft ausnehmend erhoben, doch sind öffentliche Denkmale, wie z. E. Stiftungen und andere zum Besten der Armen gemachte Vermächtnisse, nicht vorhanden.

Baumgartner wird von Erasmus wegen vortrefflicher Erziehung seiner Kinder außerordentlich erhoben, und wegen deren Erfolg ungemein

1 1543.

mein glücklich gepriesen. Er schrieb dieses noch vor ihrem Falle, sonst würde er vielleicht anderst gedacht, und es von einer andern Seite betrachtet haben. Baumgartner war allerdings glücklich, daß er Kinder, besonders Söhne, von ausnehmenden Fähigkeiten hatte, ruhmwürdig, daß er sie alles erlernen ließ, was sie zu geschickten, und für Welt und Staat brauchbaren Männern machen konnte; aber tadelwürdig, daß er in ihnen zu große Begriffe von Stand und Reichthümern überhandnehmen lassen, daß er sie nicht genug gelehret, große Reichthümer edel zu nützen, daß mithin, wie die Folge zeigte, mehr der Verstand, als das Herz, bearbeitet worden seyn mag. Erasmus, Baumgartners großer Lobredner, rühmt es als eine große Klugheit, dafür es auch zu dessen Zeiten, da noch wenig gute Erziehungsanstalten in Deutschland, besonders in Augsburg gewesen, gelten möchte, daß er seine Söhne, nachdem sie zuvor zu Hause durch geschickte Lehrer zur Frömmigkeit und Unschuld während der Kindheit wären angehalten worden, schon in der zartesten Jugend nach Italien oder nach Frankreich schickte, damit sie sich beyzeiten an fremde Sitten und Sprachen gewöhnten, daß er ihnen erlaubte, fürstliche Höfe zu besuchen,

und bey solchen an den Lustbarkeiten und Feyerlichkeiten Theil zu nehmen. Allein, daraus erfolgte, daß sie zwar fremde Sitten annahmen, und Gefallen daran bekamen, von den vaterländischen aber nichts wußten, und solche verachteten, daß mithin kein Patriotismus bey ihnen Platz erhielte, da sie dasjenige nicht lieben noch hochschätzen konnten, was ihnen unbekannt und nicht schätzbar war. Sie wurden durch die Wollüste, durch die glänzende und rauschende Ergötzlichkeiten des müssigen, nicht des geschäfftigen Theils des Hoflebens, verblendet, suchten Ehre dabey, sich darinn hervorzuthun, bekamen Eckel an Fleiß und an Geschäfften, wurden nachläßig zu allem, wodurch sie sich wahre Verdienste hätten erwerben können, und verschwenderisch mit ihrem Vermögen, welches Wohl zu verwalten ihnen zu viel Mühe machte. Sie verwendeten große Summen auf Pracht, und entkräfteten sich durch Verlust in schädlichen Glückspielen, welche Pest der Reichthümer zu ihren Zeiten in Augsburg weit stärker, als in andern Orten wüthete. Ueberhaupts neigte sich zu der Zeit der Karakter der hiesigen Bürgerschaft nur allzusehr zu Ueppigkeit und Wollust, und eben damals war es, daß Augsburger Pracht in ganz Deutschland zum

gemei=

gemeinen Sprüchwort wurde. Die Baumgartner, und ihres gleichen, brachten von ihren Reisen aus Italien und Frankreich neue Ueppigkeiten hieher, die nicht bey ihnen allein blieben, sondern auch von solchen nachgemacht wurden, die, wenn sie ihnen auch am Stande gleichten, doch nicht gleiche Kräfte dazu hatten. Daher kommt es, daß Reisende, welche unsere Stadt besuchten, solche auffallende Pracht in Gebäuden, Hausrath, Kleidung, Gastereyen, nicht genug beschreiben können, und unsere Stadt Rom und Paris zur Seite setzen, wo nicht vorziehen. Petrus Ramus, ein berühmter Gelehrter dieser Zeit, dessen Leben vorgemeldter Freigius, bey dessen Commentarium über Ciceronis Orationes consulares, beschrieben, erstaunte darüber, daß er bey seiner Durchreise [m], an einem Sonntage nach dem Gottesdienst, vor der Hauptkirche gegen 40 Kutschen gesehen, darinn die Damen, (Heroinä) die er mit römischen Lucretien und Cornelien verglichen, nach Hause gefahren. Auch der vorhin gerühmte Viglius ab Aytta schreibt in einem Briefe an seinen Freund Georg Hermann von Guttenberg [n], der ihm zusprach, sich in Augsburg nieder zu lassen, und zu heyrathen: in

m 1562.　　n 1539.

in Augsburg seyen große Reichthümer, man könnte sich dort auf ansehnliche Heyrathgüter Rechnung machen, hingegen sey auch der Aufwand in Kleidung, bey Tafel, und in der ganzen Haushaltung sehr groß, und man hätte große Summen nöthig, eine Frau in der angewohnten Bequemlichkeit standesmäßig zu erhalten, und je größer das Heyrathgut wäre, das sie zubrächten, je größer wären auch ihre Begierden nach allem, was kostbar und prächtig wäre. Andere beschreiben diese Pracht nicht geringer, doch obwohl sie alle das damit verbundene feine und angenehme der Sitten rühmen, der Bürger Höflichkeit, Gastfreyheit, Reichthümer, Liebe zu Wissenschaften und Künsten preisen, so ist doch gewiß, daß dieser Hang zu Pracht und Wohlleben auch zu solcher Zeit viele große Häuser zu Grunde gerichtet, wovon die Baumgartner ein vornehmes doch klägliches Beyspiel geben. Denn sie taumelten in Wollust von einem Tage zum andern, bis ihr Lauf sich auf eine betrübte Weise endigte. An der guten Absicht des Vaters ist im geringsten nicht zu zweifeln. Er gab seinen ältern Söhnen einen gelehrten Mann D. Rupilius zum Hofmeister, und ein Sohn seines Freundes, des gelehrten Zasius zu Freyburg, Johann

Ulrich

Ulrich, welcher nachgehends Reichs-Vicekanzler wurde, hatte das Glück, mit ihnen gleichen Unterricht zu genießen, solchen aber besser zu nutzen. Zu läugnen ist es auch nicht, daß sie anfangs Jünglinge von sehr guten Hoffnungen waren. Man weis, zumal von dem dritten Sohne Johann Georg, daß er schon in seinem sechszehnten Jahre in den gelehrten Sprachen sehr stark gewesen, in der lateinischen gut geschrieben, ja schon damals mit dem größten Gelehrten solcher Zeiten, Erasmus von Rotterdam, Briefe gewechselt. David kam als ein Knabe nach Padua, zu einem deutschen aus Oettingen gebürtigen Rechtsgelehrten D. Johann Musler. Man war mit dessen Unterricht und Aufsicht nicht zum besten zufrieden, und nahm den jungen Herrn nach einiger Zeit wiederum von ihm ab. Musler vertheidigte sich in einem starken Octavbande, der in unserer Stadt-Bibliothek stehet, und 1538. in Venedig gedruckt worden, gegen die ihm gemachten Beschuldigungen. In dieser Vertheidigung wird dem Vater und den Söhnen, besonders dem Knaben David, dergestalt geschmeichelt, daß es kein Wunder ist, wann ihm darüber der Kopf warm, und er zu Uebermuth

muth verleitet wurde. Allein, das alles, was darinn von ihm gesagt und gepriesen wird, macht weder den rechtschaffenen Mann, noch den Patrioten. Es waren glänzende gute Eigenschaften und keine wesentliche Tugenden, ja selbst die anscheinende rühmliche Liebe zu Wissenschaften und zu Gelehrten wurde nachmals wiederum erstickt, daher sich auch keiner von allen vier Söhnen von dieser Seite verdient und bekannt gemacht hat. Fremde Sitten, die etwas glänzendes hatten, prächtiger Aufwand in Haushaltung, Kleidung und Geräthe, setzten sie freylich bey Leuten, die nur auf das äußerliche zu sehen gewohnt sind, eine Zeitlang in großes Ansehen; der Kluge, der weiter hinauszusehen vermochte, bedauerte ihre Thorheiten, und der Rechtschaffene verachtete mit Abscheu ihren Wahnsinn.

Ihre Reichthümer verschafften ihnen indessen große Verbindungen. Johannes, der älteste Sohn, welcher in Diensten der verwittweten Königinn Maria von Ungarn, des Kaisers Schwester, gestanden, vermählte sich an des damaligen Bischofs Christoph von Augsburg Schwester °, Anna von Stadian, starb jung und ohne Kin-

° 1541.

Kinder; Anton, welcher in Venedig erzogen worden, nahm eine Geschlechterinn, des reichen Hans Honolds Tochter, Regina, zur Ehe. Von diesem weis man am wenigsten gutes, hingegen erzählen geheime, doch getreue Familien-Nachrichten von ihm sehr viel schlechtes und niederträchtiges. Er war ein Mann, der sich allen Lastern überließ, seine fromme und rechtschaffene Frau hart hielte, so daß sie ihn verließ, und zu ihren Aeltern kehrte. Durch Vermittelung des alten Hans Baumgartners kamen sie zwar wiederum zusammen, und der Mann versprach gut zu thun, hielt aber sein Wort nicht. Er brachte sie mit Hülfe seines Vaters, dessen Rechtschaffenheit in gemeldeten Nachrichten keine sonderliche Lobrede gehalten wird, schon krank und schwach auf das Schloß Babenhausen, und nöthigte sie, da sie keine Kinder hatten, zu seinen Gunsten ein Testament zu machen, und ihre Aeltern und Geschwister hintanzusetzen. Sie starb [p] bald darauf, und vermuthlich auch er, wenigstens wird seiner nirgend mehr gedacht. Johann Georg, der dritte, vermählte sich an Anna von Konnach [q]. David, der vierte, an Ursula von Freyberg [r]. Indessen blie-

p 1537 q 1554. r 1547.

blieben sie Bürger. David nahm als Geschlechter obrigkeitliche Würden an, und so viel mir bekannt ist, wurde auch die wichtige Handlung fortgeführet. David wurde, wie ich schon gemeldet habe, bey der Regimentsveränderung Bürgermeister, und kam hernach in den geheimen Rath. Johann Georg lebte als ein Privatmann von seiner Handlung, auch seinen Gütern und Renten. Nur einmal finde ich ihn in einem öffentlichen Geschäffte. Der römische König Ferdinand der I. bediente sich seiner als Commissars, bey Gelegenheit des an das Reich gesuchten gemeinen Pfennigs, wo er an die Stadt das Ansinnen machen mußte, ihm gewisse Summen zum Türkenkrieg abfolgen zu lassen. Beyde Brüder waren stolze Verschwender. David gab sein Bürgerrecht und seine Ehrenstellen auf [s]. Ich kann mir vorstellen, daß er sich niemals seine obrigkeitlichen Aemter nach seinen Pflichten angelegen seyn lassen. Doch mag er sie gleichwohl gesucht und angenommen haben, theils um Rang und Würden unter den Mitbürgern zu haben, theils weil es andere Umstände, und der Wille seines Vaters verlangten. Allein, so wenig ich aus öffentlichen Verhandlungen ihn etwas beschuldigen kann, so zuver-

s 1552.

sichtlich bin ich, bey der Erziehung, die er gehabt, und bey der Vermählung, die er getroffen, überzeugt, daß er an den reichsstädtischen Sitten und Gewohnheiten, die Personen seiner Art immer eine Art Zwang zu seyn schienen, kein Vergnügen gehabt, und daher seine Geschäffte, dadurch er das Wohl seiner Mitbürger hätte befördern sollen, geringe geschätzet. Daraus folgte ohne Zweifel, daß er sie nachläßig behandelt, sein Ehrengehalt mit Verachtung angeblickt, und seine Amtsgenossen als Leute von weit geringerm Schlage angesehen, die sichs zu großer Ehre halten müßten, daß er sich, ihres gleichen zu seyn, gerne erniedrigen wollte. Dazu möchte wohl auch seine Gemahlinn das ihrige beygetragen haben. Damen vom reichsfreyen Stande werden an Höfen oder auf eigenen Herrschaften ihrer Väter erzogen, und sind gewohnt, sich als Töchter gebiethender Herren anzusehen. Vermöge ihrer Geburt können sie auf große Vermählungen Anspruch machen, daher sind sie selten geneigt, und (so wie nun deutsche Sitten sind) darum nicht zu verdenken, sich in bürgerlichen Rang und Ordnung zu schicken, und z. B. andern nachzugehen, die ihnen an Würden der Geburt nachstehen, durch obrigkeitliche und bürgerliche Würden ihrer Männer aber

Vor-

Vorzüge erhalten, auch öfters sich darinn (auch wohl mehr als klug und recht ist) ohne weitere Verdienste brüsten. Daher sind dergleichen Damen meistens mißvergnügt, und die Ehen unglücklich, oder sie leiten zu solchen Schritten, wie Baumgartner machte, nämlich sich des eingebildeten bürgerlichen Zwanges und der beschwerlichen Pflichten zu entledigen. Noch andere, damals noch nicht so bekannte Ursachen, die Abnahme des Vermögens, die Bedürfniß, dem Zudringen der Gläubiger auszuweichen, und die Besorgniß, diese möchten bey der hiesigen Obrigkeit gegen ihn Klage erheben, mögen mitgewirket haben. Er setzte sich also nach Hohenschwangau auf seine Herrschaft, nachdem sein Vermögen schon sehr auf die Neige gegangen, doch kam er vielmals in die Stadt, und stieg bey seinem Bruder ab, wie ihm von dem Rath für sich und zween Diener bewilliget wurde.

Doch waren beyde Brüder dazumal auch an dem Hofe des römischen Königes noch in Ansehen und wohlgelitten. Wenigstens hatte es, der in die tiefste Ungnade gefallene Augsburgische Kriegsobriste Schärtlin ihrer Vermittlung zu danken, daß er wiederum mit dem Kaiser und dem König

ausgesöhnet, und in seine Güter eingesetzet wurde. Sie stunden auch bey großen Fürsten noch in Gnade. David war einmal, nebst Graf Karl von Mansfeld, in der Stadt Laugingen in einen unbesonnenen Raufhandel mit dem Pfalzgrafen Wolfgang verfallen, welcher für ihn höchst verdriesliche Folgen hätte haben können. Aber der Markgraf Georg Friederich von Anspach nahm sich seiner an, kam selbst nach Laugingen, und brachte zwischen ihm und dem sehr erbitterten Pfalzgrafen eine Aussöhnung zuwegen. Auch bedienten sie sich gerne bürgerlicher Vortheile, wo sie es für nützlich hielten, wenn sie schon wenig zum gemeinen Besten beyzutragen Lust bezeigten. Der Rath war ihnen gut genug dazu, ihn um Schutz und Schirm zu bitten, da der hiesige Bischof Otto, mit welchem sie, wegen Hohenschwangau, Strittigkeiten hatten, die Mühle daselbst mit Soldaten besetzte, und sie nahmen gerne die Vermittlung an, dadurch ein Vergleich zu Stande gebracht wurde; im übrigen aber machten auch Johann Georgen, der noch Bürger war, seine bürgerlichen Pflichten wenig Kummer. Einer sowohl als der andere fiel in die schrecklichste Schuldenlast. Zwar kauften sie dem ungeachtet noch mehrere Güter, wie z. B. David das Gut

Harthausen [t]: allein, auch dieses zu ihrem Verderben, denn es geschah mit fremdem Gelde. Dagegen versetzte derselbe die ansehnliche Herrschaft Hohenschwangau für große Summen [u], zum Theil an Bonaventura von Furtenbach, und zum Theil an den Markgrafen von Anspach, welcher hernach seine Forderung daran, dem Hause Baiern überlassen hat. Das alles aber half nichts, ihn zu retten. Als er sich im Gedränge sah, hielt er für gut, sich gänzlich aus dem Lande zu entfernen. Unglücklicher Weise ergriff er einen Entschluß, der freylich bey Leuten, die ihr Vermögen verschwendet haben, gar gewöhnlich ist, er suchte sich in Unruhen zu helfen und zu retten. Eben zu derselben Zeit waren dergleichen durch den fränkischen Edelmann, Wilhelm von Grumbach, erreget worden. Dieser hatte, nachdem er den Bischof von Würzburg, Melchior Zobel von Gibelstadt, durch Meuchelmörder erschießen lassen, und deßwegen das Kapitel daselbst große Klage bey Kaiser Ferdinand dem I. geführet, sich einen Anhang gemacht, die Stadt Würzburg überfallen, und die Domherren daselbst meistentheils gefangen, und zu einem harten Vergleich gezwun-

 gen.

t 1560. u 1563.

gen. Unter diese Rotte nun begab sich auch David Baumgartner. Ferdinand erklärte Grumbachen und seine Anhänger in die Acht. Diese wußten nun nicht, wohin sie ihre Zuflucht nehmen sollten, endlich wendeten sie sich an Herzog Johann Friederich von Sachsen-Gotha, und fanden bey ihm Schutz und Aufenthalt. Herzog Friederich schickte Baumgartnern selbst wegen der Grumbachischen Händel auf den Reichstag [v], welcher zu Augsburg gehalten wurde, wo ihn sein tragender Karakter eines herzoglichen Gesandten, vor seinen Gläubigern schützen mußte. Er fand auch einiges Gehör am kaiserlichen Hofe, und erhielte gute Versicherung, daß die Sache auf solchem Reichstag vorgetragen werden sollte, welches aber hernach nicht erfolgte. Mit diesen Versicherungen kam er getrost nach Gotha, wo er zwar erkrankte, jedoch bald wiederum hergestellet wurde. Grumbach wußte dem Herzog weiß zu machen, er wollte den gesamten deutschen Adel von der Bothmäßigkeit der Fürsten befreyen, und in unmittelbare Reichsfreyheit setzen. Dieser Adel sollte hernach dem Herzog beystehen, und ihm nicht nur die von seinem Vater verlorne Churwürde wiederum verschaffen, sondern ihm wohl

v 1566.

wohl gar zur kaiserlichen Krone helfen. Er gebrauchte Baumgartnern zu einem Werkzeug, denn dieser verfaßte ein Gutachten, wenigstens gieng es, wie Thuanus schreibt, unter seinem Namen gedruckt umher, auf welche Weise der Adel zu unmittelbarer Reichsfreyheit gelangen könnte und sollte. Johann Friederich war schwach genug, ihm Gehör zu geben, und ließ sich durch die ergangenen Abmahnungsschreiben des Kaisers, des Churfürsten von Sachsen, August, des Landgrafen Philipp von Hessen seines Schwiegervaters, und anderer, nicht bewegen, ihm zu entsagen, vielmehr ließ er es darauf ankommen, und verfiel endlich darüber in gleiche Acht [w]. Dem Churfürsten August von Sachsen wurde die Vollziehung dieser Achtserklärung aufgetragen. Derselbe zog vor Gotha und Grimmenstein, darein sich der Herzog mit Grumbachen und dessen Anhange geworfen hatte. Er zwang den Herzog, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der unglückliche Herzog wurde gefangen nach Wien geführet, und endete erst nach 28 Jahren in der Gefangenschaft zu Neustadt an der Donau sein unglückliches Leben. Schon zuvor aber, ehe sich noch der Herzog ergeben hatte, war Grumbach mit einigen

 seiner

w 1566.

seiner vornehmsten Anhänger von der aufgebrachten Bürgerschaft zu Gotha ergriffen worden. Seine Auslieferung wurde gleich anfangs mit einem Auflauf verlangt, und der Herzog schickte Baumgartnern, nebst noch zween andern, an den Rath der Stadt Gotha, diesem Auflauf zu steuern, welcher aber dazu weder Lust bezeigte, noch Macht genug hatte. Also wurde Grumbach in Angesicht des Herzogs aufgehoben, und in die Hände der Belagerer geliefert. Baumgartner aber hatte sich, nachdem er von dieser Abordnung zurückgekommen, versteckt, und sich dem Nachsuchen der Feinde entzogen. Es würde leicht gewesen seyn, zu entkommen, so wie viele andere von diesem Anhang, besonders gemeine Leute, selbst mit Vorwissen des Churfürsten, hinweggelassen wurden, wenn er die Vorsicht gebraucht, und sich in gemeiner Kleidung unter dieselbe gemenget hätte. So aber wurde er durch seinen eiteln Stolz zu einer unverzeihlichen Thorheit verleitet, die ihm auf eine schimpfliche Weise das Leben kostete. Der Churfürst sahe den abziehenden Haufen, und erblickte darunter einen, der, wie wenn er ihm trotzen wollte, auf einem stolzen Pferde, in prächtiger Kleidung, mit einem hohen Federbusch auf dem Hute, daherzog. Er war auf-

aufmerksam auf ihn, und gab Befehl, ihn anzuhalten. Man erkannte Baumgartnern, welcher an den Grumbachischen Meutereyen nicht kleinen Antheil gehabt hatte. Er wurde durch einen von Adel vom Pferde gerissen, und nachdem der Churfürst selbst an ihm eine Faustbüchse abgeschlagen, zu den Mitschuldigen in Gefangenschaft geschleppt. Mit diesen machte man auch ihm den Proceß, doch wurde er nicht, wie Grumbach, geviertheilt, sondern enthauptet. Das Urtheil stehet in Rudolphi Gotha diplomatica (II. Th. 155. S.) mit folgenden Worten: „Zu „wißen sey jedermänniglich, das David Baum„gärtner, zuwider der Röm. Kay. Mt. Unsers „allergnäd. Herrn publicierten und auf nächst ge„haltenem Reichstag widerum verneurten Acht, „auch anderer ihrer Kay. Mt. angegangenen „Mandaten zu entgegen, sich den erklärten Aech„tern, als Wilhelm von Grumbach und seinen „Mitgesellen, anhängig gemacht, auch in ihre „aufrührischen Pracktiken wider das ganze Reich „eingelaßen und treiben helfen, dadurch sie einen „gemeinen Aufstand von Grafen, Herren und „von Adel im Reich, daraus eine große Empö„rung und Blutbad erfolget wäre, zu erregen, „auch andere Unruhe anzustiften, in Vorhaben

„gewe-

„gewesen, darüber er denn auch als ein Anhänger der Aechter in dieser Execution betretten, „auch durch das Kriegsvolk in beyden Vestungen „Grimmenstein und Gotha, dem Churfürsten zu „Sachsen, als der R. K. M. zu diesem Executions Werk verordneten General Obersten zu „überantworten zugesagt worden. Und weil er „dann dadurch also, und sonderlich in Kraft der „Kay. Mt. Acht, so nicht allein die Aechtere „begreift, auch von wegen Verlezung der Kay. „Mt. Hoheit und Mayestät, nicht alleine Leibes, „Lebens, Lehen und anderer Güter verlustig gemacht, und dero im Namen der Kay. Mt. hiemit verlustig erkläret wird, sondern auch eine „harte und große Straffe verwürket, so solle „ihme dieselbige aus Gnaden etlicher maßen gelindert, wiederfahren, und er mit dem Schwerdt „gerichtet werden.“

David Baumgartners Gemahlinn ließ ihrem Eheherrn in der Augustiner Kirche zu Gotha ein Grabmal von Alabaster setzen, welches dermalen zwar nicht mehr zu finden, jedoch von Tenzeln in den Supplementen zu seiner Gothaischen Geschichte aufbehalten worden ist. Es ist mit folgenden Worten:

„Anno

„Anno Domini 1567. d. 18. Aprill ward „zu Gotha der edle und Wolgeborne Herr Da„vid Baumgartner von Baumgarten Freiherr „zu Hohen-Schwangau und Erbach, Erb-Mar„schall des Stiffts Augspurck, williglich in Gott „ergeben, dem Gott gnädig seyn wölle, und hat „sein Gemahl die edle und Wolgeborne Frau „Ursula von Baumgarten, Freyin, geborne von „Freyberg mit zehen lebendigen Kindern hinter„laßen, die ihm als iren Herrn Seligen dis „Gedächtniß aus Christlicher schuldiger Treue „und Liebe richten laßen."

Aus seiner Gefangenschaft schrieb er einen Brief an seinen Bruder Johann Georg, und ertheilte ihm darinn die Nachricht von seinem kläglichen Schicksal, worüber er niemand als sich selbst anzuklagen hatte. Das war das Ende eines Mannes, dem großer Reichthum und die stolze Meynung, die er davon und von seinem Adel hatte, und durch Pracht und Verschwendung äußerte, zum schrecklichsten Verderben gereichte; eines Mannes, der Verstand genug hatte, aber zu leichtsinnig war, ihn als rechtschaffener Mann zu gebrauchen; der groß und glücklich seyn, und andere glücklich hätte machen können, wenn er nur klug und rechtschaffen gewesen wäre.

Als

Als Davids Schreiben hier anlangte, befand sich sein eben so leichtsinniger Bruder Johann Georg, selbst in der betrübtesten Lage. Auch er hatte sein großes Vermögen durchgebracht, und sich in eine ungeheure Last von Schulden gestürzet. Die Gläubiger drangen auf Bezahlung, der Schuldner aber dachte nicht daran, und glaubte unter dem freyherrlichen Titel vor allen Zudringlichkeiten sicher zu seyn, setzte sich auch, um vor ihnen Ruhe zu haben, auf seine Güter. Sie klagten endlich bey der hiesigen Obrigkeit, und bathen um Recht gegen einen Schuldner, der in bürgerlichen Pflichten stunde. Er wurde vor Gericht geladen, allein, er lachte darüber, und stellte sich nicht. So leichtsinnig und trozig aber war er dabey, daß er es wagte, auf die Hochzeit seiner Baase x, Sidonia Isabella Fuggerin, mit dem Freyherrn Karl Villingern, in die Stadt zu kommen, und dabey sich zu brüsten. Diese Gelegenheit ergriffen die Gläubiger, sich seiner Person zu bemächtigen. Auf ihr Ansuchen wurde ihm Arrest in seinem Hause ange-

x 1565.

angekündet, und man hoffte, daß durch gütliche Wege die Sache vermittelt werden sollte. Allein, Baumgartner wollte und konnte keine annehmliche Vorschläge machen. Nachdem er nun fünf ganze Monate in seinem Hause gesessen, brachte man ihn auf weiteres Ansuchen der Gläubiger in nähere Verwahrung auf das Rathhaus. Er blieb aber immer hartnäckig, und steifte sich auf die von seinem Vater gemachten Fideicommissarischen Verordnungen. Allein, dadurch wurde seine Gefangenschaft bis auf das fünfte Jahr verlängert. Unter dieser Zeit ereignete sich die traurige Begebenheit mit seinem Bruder. Endlich kam es zu einem Vergleiche. Der Landvogt in Schwaben, Georg Ilsung von Traz- und Kuneberg, brachte solchen als hiezu ernannter kaiserlicher Commissarius zu Stande. Baumgartner überließ seinen Gläubigern diejenigen Güter, welche weder mit Fideicommiß beladen, noch insbesondere verpfändet waren, nebst einer ansehnlichen Summe an Silbergeschirr und Kleinodien. Durch den Kaiser Maximilian den II. wurde dieser Vergleich y) beståttiget, darauf

y) 1569.

wurde der Schuldner seines langwierigen Arrestes entlassen [z], und gab sein Bürgerrecht auf. Ueber Hohenschwangau entstunde ein weitläuftiger Proceß unter den darauf versicherten Gläubigern, der sehr viele Jahre fortdauerte, bis endlich die Herrschaft gänzlich an das Churhaus Baiern gekommen ist, zu dessen Ländern sie noch dermalen gehöret. Baumgartner überlebte den geschlossenen Vergleich nicht lange. Noth und Kummer, nebst der langen Gefangenschaft, hatten ihm eine schwere Krankheit zugezogen. Nachdem er aus dem Arreste gekommen, begab er sich in die Wohnung eines gemeinen armen Bürgers, in Hoffnung, nach wieder erlangter Gesundheit die Stadt zu verlassen, allein, der Tod kam ihm zuvor. Er starb noch in dem Jahre seiner Erledigung, ohne Unterstützung und Hülfe.

z 1570.

Bartolme Welser.

Dem Greise, der in den besten Jahren seiner muntern Jugend große Dinge verrichtet, sich dadurch in Ansehen gesetzet, sich in vorzüglichem Wohlstande gefühlet, hernach aber, ohne sein Verschulden, durch den Drang äußerer Umstände, durch den Wechsel aller menschlichen Dinge, und durch unvermeidliche Zufälle, wenigstens, ohne daß er Ursache hätte sich selbst deßwegen bittere Vorwürfe zu machen, nun in seinem Alter sich in einen Stand der Mittelmäßigkeit herabgesetzt siehet, ist zwar das Andenken an seine guten Tage schmerzlich, und dennoch denkt er daran zuweilen, sich edler Handlungen bewußt, mit innigem Vergnügen. Er erzählt sie wohl gerne, und thut sich etwas darauf zu gute; der Zuhörer verzeiht ihm die kleine Eitelkeit, und wünschet sich an des Greisen Stelle, selbst mit Gefahr, ein gleiches Schicksal zu erleben. So ist der dürftige Sprößling eines königlichen Stammes noch stolz auf den Glanz der Krone, die das Haupt seiner Ahnen schmückte, und der jetzt lebende Römer brüstet sich mit den Thaten der ehemaligen Weltbezwinger, die seine Mauern bewohnten. Sollten wir, Bewohner einer

Stadt, deren Bürger einst große Dinge zu unternehmen und auszuführen vermögend waren, welches wir, ihre Nachkommen, durch Veränderung der Zeit und Umstände gehindert, jezt nicht mehr sind, noch seyn können, darum verdacht werden, wenn wir uns, auch in Begleitung einiger schmerzhaften Gefühle, mit dem Andenken solcher Unternehmungen vergnügte Stunden machen? Unsere Stadt, unsere Reichthümer, unsere Kaufmannschaft, sind nicht mehr, was sie gewesen sind, werden es auch, ohne gänzliche, nicht zu wünschende Veränderung der Verfassung und der Verhältnisse von ganz Europa, nicht mehr werden. Dieser Verfall schmerzt zwar den Patrioten im Herzen, und dennoch ergözt ihn das Andenken jener Zeiten, indem er jezt so viel thut und handelt, als er kann und darf.

Ich habe schon verschiedenemale, besonders in Jacob Fuggers Leben, von den großen und wichtigen Handlungsgeschäfften unserer Vorfahren zu schreiben Gelegenheit gehabt. Sie zogen von Venedig ihre Waaren, versendeten sie nach Deutschland und nach Norden, bereicherten sich durch hier getriebene Manufactüren, und sogar

nahmen

nahmen sie an ostindischer Handlung Theil, und rüsteten in portugiesischen Häfen Schiffe aus, die ihnen große Schätze zurückgebracht haben, wovon manche Beyspiele angeführt werden könnten. Nichts aber macht mehr Aufsehen in der Geschichte der hiesigen Handlung, als das große Unternehmen der Welser, auf eine ansehnliche Landschaft der neuen Welt, deren Besitz sie an sich zu bringen wußten, und einige Jahre hindurch behaupteten. Ich wage es, diese Geschichte in dem Leben Bartolme Welsers zu erneuern, welcher Mann dabey die vornehmste Rolle gespielet, und sich auch nebenzu als ein Mann, der seiner Vaterstadt als ein wahrer Patriot Ehre machte, gezeiget hat.

Man will Nachrichten und sogar schriftliche Urkunden gehabt haben, daß die Welser von Belisaren aus Italien abstammen, Karln und Otten den Großen gedienet, und schon im eilften Jahrhunderte sich nach Augsburg gesetzet. Dem sey wie ihm wolle, erweislich ist es, daß sie unter die ältesten Geschlechte gehören, daß sie sich weit ausgebreitet, und daß große Männer aus diesem Geschlechte entsprossen sind. So ist Marx Welser jedem Gelehrten bekannt, und

 wer

wer weis nicht das erhabene Schicksal Philippinens? Eben aus diesem Geschlechte thaten sich im XV. Jahrhundert rechtschaffene tapfere Patrioten hervor, die in den höchsten der obrigkeitlichen Würden sich viele Ehre erwarben, und niemand wird an dem Bürgermeister Bartolme Welser, den ich in des schändlichen Schwarzen Leben, als seinen rechtschaffenen Amtsgenossen geschildert habe, den großen Mann mißkennen. Schon dieser Bartolme Welser und sein Bruder Lucas, hatten sich in sehr große und wichtige Handlungsgeschäffte eingelassen, und sich große Reichthümer erworben. Sie hatten mit andern, besonders in Nürnberg und in andern Städten, Gesellschaften errichtet, und sich vornehmlich Wege nach Spanien und Portugall gebahnet, und aus den Seehäfen dieses Reiches Schiffe nach Ostindien auf dem erst entdeckten Wege ausgeschicket.

Ihre Söhne fuhren damit auf gleiche Weise fort, besonders schwungen Lucas Söhne sich zu immer größerem Vermögen. Anton war es hauptsächlich, welcher sich dieser Geschäffte annahm, an welchen jedoch auch sein Bruder Lucas Welser und noch mehrere nicht wenig Antheil hatten.

Dieser Anton Welser hatte Hansen Vöhlins von Memmingen Tochter zur Ehe, eines Mannes von unermeßlichem Reichthum, dessen Handlung, die er sowohl von Memmingen als von Augsburg aus führte, für eine der größten und wichtigsten in Deutschland aus dem XV. Jahrhundert darf angesehen werden. Sie gieng vorzüglich über Portugall nach Ostindien, und bestunde in den daher gebrachten Gewürzen, womit sich zu derselben Zeit sehr großes Geschäffte machen, und sehr viel erwerben ließ. Nach seinem Tode traten sein Tochtermann Anton Welser, und sein Sohn Conrad Vöhlin, der hernach verschiedenemal zu Memmingen, während der zünftischen Verfassung, mit vieler Ehre Bürgermeister gewesen, in Gesellschaft, und breiteten ihre Geschäffte noch weiter aus. Dieser Anton war der Vater Bartolme Welsers, und noch mehrerer Kinder, darunter sich die meisten, sowohl Söhne als Töchter, durch treffliche Verstandesgaben, so sehr als durch Reichthümer, auszeichneten. Er lebte anfangs auch in seiner Vaterstadt Augsburg, in welcher Bartolme gebohren wurde [a]. Hernach wurde dieser Anton Welser Stadtaman zu Memmingen, und zog selbst dahin [b], wie nicht nur aus

a 1484. b 1488.

aus Welserischen Familien-Nachrichten, sondern auch aus verschiedenen Memmingischen Urkunden zu erweisen ist, trug aber solche Würde nur wenige Jahre. So viel wird auch in unsern Raths-Protocollen gefunden, daß er und seine Frau, ohne zu benennen wohin, aus der Stadt gezogen [c], jedoch aber die Erlaubniß erhalten, ihre in der Stadt liegende Güter während ihrer Abwesenheit, gegen Erlag jährlicher 32 fl. beyzubehalten. Jedoch ist er gegen Ende seines Lebens wieder nach Augsburg gezogen, daselbst gestorben, und in der Kirche bey den Barfüßern begraben worden [d]. Er lebte aber hier nur als Packtbürger, und war von andern bürgerlichen Abgaben bis auf vorgedachte 32 fl. frey, ließ sich auch bey Rath und Aemtern nicht anstellen, hingegen machte er sich durch verschiedene Stiftungen und gutthätige Handlungen ein dauerhaftes Angedenken. Dieser Anton Welser und Conrad Vöhlin waren es, welche in der portugiesischen Hauptstadt eine Residenz und Wohnung, das ist, ein Handlungshaus, errichteten, und durch Simon Seyes, ihren Anwald [e], von dem König Emanuel für sich und andere edle und berühmte Kaufleute der kaiserlichen Reichsstadt Augsburg und

c 1503. d 1518. e 1530.

1503!

und der andern Städte in Deutschland, Freyheiten suchten, die er ihnen auf 15 Jahre lang ertheilte. Diese bestunden vorzüglich darinn, daß sie von allem Silber und Gold, was sie in das Land brachten, durchaus keinen Zehenden, Zoll oder Tribut; von Messing, Kupfer, Zinober, Quecksilber, Masten, Pech, Theer, Kugeln, Pelzwaare, aber nur zehn vom hundert, sonst aber auch keinen Accis oder Tribut entrichten durften. Was sie an vorhin benennten hereinbrachten, und nicht verkauften, durften sie wiederum ohne alle Abgabe ausführen, von andern nicht genenntem aber, mußten sie das gewöhnliche abgeben. Wenn sie Spezereyen, Brasilienholz, und andere Waaren aus Indien und den neu erfundenen Inseln kauften, durften sie alles ohne Accis hinwegführen, nur war ihnen nicht erlaubt, von der königlichen Flotte, und den zuvor schon mit Freyheit begabten Schiffen zu kaufen. Gold- und Silbermünze durften sie ungehindert in das Land bringen, auch selbst portugiesische Reichsmünze. Sie durften Schiffe bauen, und solche mit allen den Freyheiten, wie die Unterthanen des Königs, gebrauchen, und allenthalben hinfahren, doch mußten sie die Schiffe mit portugiesischen Schiffern und

Leuten besetzen; sie durften in der Stadt Lissabon Häuser bauen, wo es ihnen beliebte, waren von allen außerordentlichen Contributionen und Schatzungen gänzlich frey, auch wurde ihnen zugesagt, daß niemand, einige Repressalien gegen sie zu gebrauchen, sollte zugestanden werden, und wenn der König in Kriegszeiten für nöthig fände, sie aus dem Lande zu schaffen, sollte es ihnen eine gewisse Zeit vorher angekündet, und vor Jahr und Tag der Abzug nicht zugemuthet werden. Sie hatten die Freyheit, sich einen eigenen Mäckler zu halten, doch mußte dieser bey allem Kaufen und Verkaufen, Mäckler aus der Stadt mit hinzuziehen. Die Waaren, die sie zu dem königlichen Zollhaus brachten, und das Silber, was sie in die königliche Münze zu vermünzen gaben, mußte vor allem andern gefertiget werden.

Durch Hülfe dieser herrlichen Freyheiten machten Anton Welser und seine Gesellschaft erstaunende Geschäffte nach Ost- und Westindien. Unter solchen glücklichen Umständen kam Bartolme Welser auf die Welt, und wurde darinn erzogen. Aus dem, was von seinen Geschwistern, besonders der Margaretha, welche hernach den gelehrten Conrad Peutinger geheyrathet,

und Christoph, welcher Domprobst zu Regensburg wurde, bekannt ist, war die Erziehung der Welserischen Kinder sehr vorzüglich für diese Zeiten. Denn da sogar die Töchter in der lateinischen Sprache Unterricht erhielten, so ist daran bey den Söhnen gar nicht zu zweifeln. Bartolme wurde ganz gewiß sehr frühzeitig zu den Geschäfften des Vaters angehalten. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß er in seinen jungen Jahren selbst nach Portugall und Spanien geschickt worden, um von den Geschäfften daselbst sich nähere Kenntnisse zu erwerben. Nach seines Vaters Tode mag er mit seinen Brüdern und Vettern letzteres Königreich für noch vortheilhafter dazu angesehen, und in einem der gelegensten Plätze ein eigenes Haus errichtet haben, doch findet man davon keine eigentliche Nachrichten, und muß sich mit Muthmaßungen behelfen. So viel ist richtig, daß sie durch Anlehen und Vorschüsse, in genaue Verbindung mit dem Hofe Ferdinands und Isabellens, und hernach Karls des V. gekommen, und zu den Zurüstungen, welche zu Eroberung des vesten Landes von Amerika gemacht werden müssen, große Summen vorgestrecket. Das setzte sie in sehr große Gnade, vorzüglich bey

diesem

diesem Kaiser, so daß er ihnen herrliche Freyheiten ertheilte. Sie waren schon zuvor von römischen Kaisern damit begnadiget, daß sie aller Privilegien der Ritter und des Adels in Franken und Schwaben geniesen, und fähig seyn; ohne Erlaubniß der Reichskammer ihnen von keinem Churfürsten und Stande des Reiches etwas beschwerliches auferladen werden, und sie von fremden Gerichten befreyt seyn sollten. Aber Karl der V. bestättigte ihnen nicht nur alle diese Freyheiten, sondern vermehrte sie auch ausnehmend. Er setzte besonders hinzu, daß ihnen ihre große Handlung an den ritterlichen Uebungen keinen Nachtheil bringen solle, weil sie, wie die Ausdrücke des Freyheitbriefs lauten, nicht nur dem Kaiser durch Vorstreckung einer Million Goldes dazu behülflich gewesen seyen, die Städte Indiens zu erkaufen, sondern ihnen solche Städte zu regieren, zum Theil seyen eingeräumet worden. Dieser prächtige Freyheitsbrief wurde von dem Kaiser eben unserm Bartolme ertheilet. Der Umstand von Einräumung [f] einiger Städte Indiens ist der Hauptgegenstand dieser Lebensbeschreibung, obwohl Bartolme Welser nicht in eigener Person,

f 1525.

son, sondern nur durch Direction und Aufsicht daran Antheil nehmen konnte.

Schon eine gute Zeit zuvor g hatten einige Spanier von denjenigen, welche Peru erobert, und auf weitere Entdeckungen ausgiengen, unter Anführung des Alfonsus von Ojeda bey einem Orte gelandet, den die Inwohner Coriana nenneten. Sie fanden daselbst einen Flecken, der mitten in einen See, so wie Venedig, gebauet war, und das veranlaßte sie, ihm, und hernach dem ganzen Lande, den Namen Venezuela, das ist klein Venedig, zu geben. Der Boden des Landes war ungemein fruchtbar, und versprach zweymal des Jahres reichliche Aernte. Er hatte viele Viehweide, die von den Spaniern wohl benutzet werden konnte, sehr viel Wildbret und fischreiche Ströme, auch keinen Mangel an Gold und andern Metallen. Dort war ein mächtiger Cacique Manaure, der über tapfere Indianer herrschte, man schloß mit ihm ein Bündniß, und erbaute die Stadt Coro, in einer vortheilhaften Lage, welche bald unter die blühendsten Pflanzstädte gezählet zu werden verdiente. Das geschah durch den königlichen Factoren Johann von

g 1494.? 1499!

von Ampuez, einen Mann von weit besserm und leutseligern Gemüthe, als die Indianer bisher an den Spaniern erfahren hatten. Kaum hatte er die nöthige Einrichtungen getroffen und ausgeführt, als sich eine große Veränderung ereignete. Die Welser, welche dem Kaiser so große Summen vorgeschossen hatten, und nun auch für solche bezahlt oder doch bedeckt seyn wollten, hörten von dem Reichthum des Landes, in welchem Gold im Ueberflusse seyn sollte, und machten dem Kaiser durch ihre in Spanien befindliche Unterhändler und Geschäfftsverwalter, den Vorschlag, ihnen davon die Einkünfte zu überlassen. Karl, welcher nicht wohl anderst zu zahlen im Stande war, und vielleicht bey den Welsern noch größere Summen suchte und von ihnen erhielte, als er bereits hatte, willigte aus dieser, oder auch vielleicht aus rühmlichern Absichten darein, und machte einen Vertrag, wodurch sie mit verschiedenen Bedingungen folgende Rechte und Freyheiten erhielten. Sie, die Welser, mußten sich anheischig machen, das ganze Land im Namen der kastilischen Krone völlig zu erobern und alles einzunehmen, was zwischen den Vorgebirgen la Vela und Maracapana gelegen ist, und in der ganzen Strecke dieses ihnen bewilligten Landes

zwey

zwey neue Wohnplätze und drey Schanzen anzulegen. Zu diesem Unternehmen sollten sie wenigstens dreyhundert Mann anwerben, und 50 deutsche Bergleute schaffen, die man in allen spanischen Niederlassungen in Amerika vertheilen wollte, und diese Bedingungen sollten sie in Zeit eines Jahres erfüllen. Hingegen machte sich der Kaiser verbindlich, die Bedienung eines Alquasil Majors und Adelantaden, unter den Welsern, bey der Person und den Nachkommen desjenigen erblich zu machen, den sie aus ihrer Familie dazu erwählen und vorstellen würden; ihnen viere vom hundert Gewinnst von allem, was man aus dem Lande, das sie eroberten, ziehen würden, zu lassen, und 400000 Maravedis dem Hauptmann, 200000 aber dem Lieutenant, denen sie das Unternehmen anvertrauen würden, beständigen Gehalt zu geben; ihnen völlige Zollfreyheit von allen Lebensmitteln, die sie aus Spanien kommen lassen würden, zu gestatten, zwölf Meilen Landes ins Gevierte, um es in ihrem Namen anbauen zu lassen, einzuräumen, und ihnen zu erlauben, aus den Inseln des Windes, das ist, den Antillen, Pferde, Stuten, und allerley Vieh zu nehmen. Ferner bewilligte der Kaiser den Welsern, daß sie Indianer, wenn sie

sich

sich nicht gutwillig unterwerfen wollten, jedoch mit Beobachtung der wegen des Unterrichtes und Tractaments ergangenen Verordnungen, mit ausbedungner Theilnehmung der Missionarien und der königlichen Beamten, zur Sclaverey ausheben, oder bereits Gefangene kaufen durften, und endlich, daß sie sechs Jahre lang, so wie die Unterthanen der Krone Kastilien, was ihnen zur Ausrüstung nöthig seyn würde, aus den Zeughäusern von Sevilien nehmen durften. Im übrigen waren sie an alle Verordnungen, welche die neu eroberten Länder betrafen, angewiesen. Aus dem vorhin angeführten Adels- und Freyheitsbriefe sollte man schließen, daß dieser Vertrag bereits vor dessen Ertheilung errichtet worden wäre, indessen machen doch andere Umstände wahrscheinlich, daß er erst zwey Jahre später gänzlich zu Stande gekommen [h], wann man schon einige Zeit zuvor daran mag gearbeitet haben.

Die Welser machten sich nun zu Vollziehung der darinn enthaltenen Bedingungen fertig. Sie sahen sich in Deutschland selbst nach Wagehälsen um, die sich dazu wollten gebrauchen lassen. Nun

h 1528.

Nun fanden sie einen Ambrosius Dalfinger von Ulm, welcher verwegen genug dazu war, und gaben ihm einen Bartolme Sailer, dessen Voraltern ein ansehnliches Geschlecht zu Kostanz und St. Gallen gewesen, als Lieutenant zu. Nun wurde Mannschaft angeworben, und in kurzer Zeit waren 400 Mann, lauter Deutsche auf den Beinen, welche vielleicht die verzweifelte Lage ihrer häuslichen Umstände zu verwegenen Unternehmungen nöthigte, oder die Hoffnung großer zu erlangender Reichthümer anreitzte. Diese Menge wurde, vermuthlich über Italien oder die Niederlande, nach Spanien gebracht; im folgenden Jahre [i] waren Dalfinger und Sailer gerüstet, mit 400 Mann und 80 Pferden aus Spanien nach Amerika abzusegeln, und Hieronymus Sailer, ein Vetter des Bartolme, gieng gleichfalls dahin ab. Bald zu Anfang desselben Jahres landeten sie zu Cora mit ihren Schiffen an. Sie zeigten dem bisherigen kaiserlichen Statthalter Ampuez ihre Befehle, und dieser, so hart es ihm fallen mochte, wich der Nothwendigkeit, und zog sich mit seiner Mannschaft

i 1528.

schaft auf die ihm vorbehaltenen kleinen Inseln Curazav, Aruba und Bonayre. Die Geschichtschreiber sagen, daß diese Veränderung kein Glück für die Landschaft gewesen. Selbst der hier unpartheyische Robertson drückt sich in seiner Geschichte von Amerika auf eine Weise aus, die zwar den Unternehmern zur Ehre, den Ausführern aber zum Vorwurfe gereichet. „Man hätte erwarten sollen, schreibt er, daß unter Oberaufsicht solcher Männer (der Welser von Augsburg) eine Niederlassung nach ganz andern, als spanischen Grundsätzen angelegt werden würde, welche tauglicher wären, jene nützliche Industrie zu befördern, wovon sie aus eigener Erfahrung hätten wissen sollen, daß sie die einzige gewisse Quelle des Reichthumes und Glücks ist. Allein, zum Unglück trugen sie die Ausführung ihres Entwurfes einigen von den kriegerischen Abendtheurern auf, deren es im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland eine große Menge gab. Diese Abendtheurer waren gierig sich zu bereichern, um desto geschwinder einen, wie sie bald sahen, sehr beschwerlichen Dienst wieder verlassen zu können, und anstatt eine Colonie anzulegen, die das Land hätte anbauen und bessern können, schwärmeten sie aus einer Gegend nach der andern,

dern, um Mienen aufzusuchen, und plünderten die Eingebohrnen mit unbarmherziger Raubsucht, oder unterdrückten sie mit unerträglicher Arbeit." Auf ganz gleiche Weise schreiben auch von dieser Unternehmung Rußel und Raynal. Indessen ist es freylich auch ein anderes Geschäffte, in seiner Schreibstube dirigiren, und ein anderes, Länder und Städte regieren, und sie durch Einrichtung guter Polizey- und anderer Anstalten glücklich machen. Jenes verstunden die Welser vollkommen, in diesem mußten sie ihr Zutrauen auf andere setzen. Zuerst war von Eroberungen die Rede, sie hatten also Leute nöthig, die im Kriegswesen erfahren waren, dergleichen suchten sie zwar nun, unglücklicher Weise aber waren diese sonst nichts, und die übrigen, welche sie ihnen an die Seite setzten, waren Kauf- und Bergleute, die auch von Einrichtungen neuer Colonien wenig Begriffe haben mochten, wann sie schon etwa im Bergbau und Hüttenwesen Kenntnisse hatten. Dalfinger hatte kaum vom Lande Besitz genommen, als alle sein Bestreben auf die Bereicherung abzielte. Das Land anzubauen, oder das Volk gesittet zu machen, war sein geringster Kummer, so wenig, daß er nicht einmal die Bemühung der Dominicaner, die er

als Missionarien mit sich genommen, zu unterstützen verlangte. Zuerst bemühete er sich, die Wilden, die um den See Maracaybo wohnten, zu bezwingen, hernach aber war sein ganzes Absehen, Goldminen zu entdecken. Mit der härtesten Grausamkeit drangen er und seine Leute in die Inwohner des Landes, um solche von ihnen zu erfahren, und der unglückliche Cacique Manaure, mit welchem sich Ampuez so wohl betragen hatte, wurde auf die Folter geleget, um das vermuthete Geheimniß seiner Schätze von ihm zu erpressen. Hätte er nicht das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entspringen, und in die Gebirge zu flüchten, wo man ihn vergebens verfolgte, so würde er unter Händen der Deutschen den Tod geholet haben. Da in der Nähe ihrer Besitzungen wenig, oder nicht genug zu finden war, streifte Dalfinger weiter in die mittäglichen Gegenden, hielte viele Gefechte mit den Wilden, metzelte viele mit großer Grausamkeit nieder, lidt aber auch selbst zum öftern Verlust und Schaden. Er hatte seinen Zug über Cupiaren genommen, und kam durch sehr große Wüsteneyen bis an das Thal Cupari.

Unter dieser Zeit rüsteten die Welser ein neues Schiff aus, worinn sie unter Anführung eines

andern von Ulm, Niclas Federmann, dem Hauptmann Dalsinger eine Hülfe von 123 spanischen Soldaten und 24 deutschen Bergleuten zuschickten. Dieser Federmann hat seine Reisen und Feldzüge von 1529. bis 1533. selbst beschrieben, sein Schwager Kiefhaber aber hat diese Beschreibung zwanzig Jahre hernach drucken lassen. Sie selbst habe ich zwar weder gesehen noch gelesen, indessen hat Crusius in seinen schwäbischen Annalen einen ziemlich umständlichen Auszug daraus gegeben. Dieser Federmann schiffte von dem Seehaven St. Lucar de Barameda in Andalusien aus. Gleich zu Anfang seiner Fahrt wurde sein Schiff von einem afrikanischen Seeräuber angefallen und Beute gemacht, jedoch wiederum losgegeben. Die weitere Fahrt war besser [k], denn er kam glücklich nach Cora, wo dazumal Sebastian Renz, gleichfalls von Ulm, der Welser Pfleger war. Nachdem er zu Dalsingern gestoßen, hatte er an dessen Feldzügen Antheil. Dieser zog nun auf die Pocabunes los, bey denen er große Schätze Goldes zu finden hoffte, und alsdann auf die Alcoholadi, die ihm eben so reich beschrieben worden

 waren.

---

k 1539.

waren. Auf eine höchst lächerliche Weise glaubte er dem abentheuerlichen Gerüchte, daß tief im Lande ein Haus stünde, das ganz von Golde wäre, sogleich waren alle seine Absichten darauf gerichtet. Zwar, weil er wußte oder vermuthete, er würde manche Strecke Landes, wo keine Lebensmittel zu finden, durchwandern müssen, brauchte er die Vorsicht, eine große Menge davon zusammenzubringen, diese Klugheit aber war mit der Grausamkeit verbunden, daß er Indianer damit belud, die er hatte, so wie man Galeeren-Sclaven ankettelt, zusammenfesseln lassen, und ein jeder hatte, nebst der ihm am Halse hängenden Kette, eine Last zu tragen, welche selbst dazu gebrauchten Lastthieren schwer gefallen seyn müßte. Der größte Theil erlag unter der Bürde, vor Kummer und Entkräftung, und wenn einer dieser Unglückseligen dahin sank, hieben ihm die grausamen Führer auf der Stelle den Kopf ab, um durch Abnehmung des Halsbandes keine Zeit zu verlieren. Allein, das goldene Haus war nicht vorhanden, und Dalfinger zog unwillig zurück. Er hatte auf diesem Zug eine Landschaft betreten, die fruchtbar war, und ihre Bewohner waren menschlicher und leutseliger, als die in andern Gegenden der neuen Welt,

er hätte, wie Christoph Arnold in Marx Welsers Leben, vielleicht nach Herrera, die Anmerkung macht, hier eine veste Stätte suchen, und eine Pflanzstadt anlegen können; das große Reich, welches nach der Zeit Neu-Granada genennet worden, war in der Nähe gelegen, er hätte darinn das Beste seiner Herren auf die vortheilhafteste Weise befördern können; allein, das alles lag ihm nicht am Herzen. Er verwüstete die ganze Gegend auf die erbärmlichste Weise, endlich wagte er sich sogar in die Gebirge, wurde aber darinn von den zahlreichen Haufen der Wilden sehr übel empfangen. Dann er erlidt eine schwere Niederlage, und mußte sich mit den wenigen übergebliebenen von seiner Mannschaft nach Cora zurückziehen, wo er an seinen Wunden starb [1].

Federmann beschreibt ganz andere Völker, zu welchen er mit seinen Leuten in ihren Streifereyen gekommen, und zwar ziemlich fabelhaft, so wie es zu seiner Zeit bey Abentheuern seiner Art gewöhnlich war. Er nennt unter andern Nationen Xideharas, die Menschenfresser waren, sodann eine Nation, wo die Menschen nur 4 bis

 6 Span-

1 1535.

6 Spannen hoch seyn sollen, von welchen er viele zu der christlichen Religion taufen lassen. Er schreibt, daß wenn diese Leute in wärmere Länder gebracht würden, so blieben sie nicht lange bey Leben. Von dieser Nation wurde ihm ein junges hübsches Mädgen geschenket. Diese war über ihr Schicksal in äußerster Betrübniß, dann sie und ihre ganze Nation hielten Spanier und Deutsche für Teufel, und hatten wahrlich dazu nicht wenig Ursache. Man wollte sie auch gerne auf dem Glauben lassen, daß die Deutschen und Spanier unsterblich und nicht zu verwunden wären, daher, wenn einer erschlagen wurde, begrub man ihn heimlich. Gefechte mit den Wilden ereigneten sich öfters, und die Federmannische Leute hatten dabey mehr Schaden als Vortheile, doch machten sie auch manche Eroberungen und ansehnliche Beuten, so daß Federmann für den Kaiser einen Schatz von mehr als 70000 Dukaten an Gold und Perlen mitbrachte, als er wiederum nach Europa zurückkehrte, davon den Welsern ihr gebührender vertragsmäßiger Antheil zugieng. Er reiste aus Spanien durch Frankreich zu Lande, und kam mit Sebastian Renzen glücklich nach Augsburg zurück.

Hieronymus Sailer war indessen ebenfalls zurückgekommen. Ohne Zweifel hatte dieser mehr Gewerb- und Handlungsgeschäffte, als Eroberungen und Pflanzungen zu besorgen, und seine Herren mögen mit deren Ausführung wohl zufrieden gewesen seyn. Es läßt sich wenigstens daraus schließen, weil Bartolme Welser ihm seine älteste Tochter zur Ehe gegeben [m]. Allein, nach der Zeit erlidt er seinetwegen manchen Kummer. Sailer ließ sich, nebst Sebastian Neidhart, der ebenfalls von Augsburg war, mit einem Florentiner, Casper Durci, in Antwerpen in Geschäffte ein. Diese Gesellschaft zog fast alles in Antwerpen befindliche Geld verzinslich an sich, um solches dem König in Frankreich als ein Anlehen zu geben. Zu ihrem Unglück suchte damals der Kaiser ebenfalls ein Anlehen in den Niederlanden, wo aber kein Geld vorhanden war. Aus aufgefangenen Briefen erfuhr man, wo das Geld verborgen lag, und wozu es verwendet werden sollte. Der Kaiser ließ Neidharten, Sailer, Durci und noch andere von der Gesellschaft, in Arrest nehmen [n], und die bey ihnen gefundene Gelder confisciren. Durch Welsers Vermittlung,

---

m 1533. n 1550.

der sich seines Tochtermannes annahm, kamen sie endlich wiederum los, allein, sie geriethen alsdenn selbst untereinander in einen weitläuftigen Rechtsstreit, welcher sowohl zu Augsburg, als zu Brüssel und zu Paris geführet wurde, und schwere Summen Geldes erforderte. Welser erlebte dessen Ende nicht, und sahe sich wegen des an Sailern gemachten Vorschusses genöthiget, in seinem Testamente besondere Vorkehrungen zu machen, damit seine übrigen Kinder nicht verkürzet werden möchten. Doch kam bald nach seinem Tode zwischen den streitenden Partheyen ein Vergleich zu Stande. Sailer riß sich wiederum heraus, und starb hier in gutem Ansehen und Vermögen. Das war also der Sailer, qui varios hominum mores, terraque marique Expertus subiit, multa pericla diu, wie es in seiner Grabschrift in St. Anna Kirche heißt, und welcher in seinen jüngern Jahren den Welsern in Besitznehmung von Venezuela gedienet hatte.

Es ist außer allem Zweifel, daß die Welser die Absicht gehabt haben, einen aus ihrer Familie zum Alguasil Major oder Adelantaden zu machen. Bartolme, der viele Söhne hatte, schickte seinen ältesten, welcher des Vaters Namen führte, gleich nach

nach der Besitznehmung, vielleicht schon mit Dalfingern dahin, obwohlen er noch sehr jung war. Man weis, daß er nicht glücklich war, hat aber keine gewisse Nachricht von seinem Tode. Entweder starb er im Lande eines natürlichen Todes, oder er kam, nach andern Nachrichten, da er wiederum nach Hause reisen wollte, nebst einem von Hutten in Peru um das Leben [o]. Das gedruckte Geschlechtsregister beziehet sich, was die letztere Meynung anbetrifft, auf einen Bericht von einem D. Beuther, giebt aber sonst keine weitere Nachricht.

Nach Dalfingers wohlverdientem Ende ernannten die Welser einen Johannes Allemann zum Hauptmann, wiewohl andere behaupten, Bartolme Sailer, sein bisheriger Lieutenant, wäre ihm in seiner Stelle gefolget, aber auch kurze Zeit hernach gestorben. Dieser Allemann that einige Züge gegen die Wilden, beobachtete aber eben so wenig kluge Maaßregeln in Ansehung der Besitzungen, und starb auch nach kurzer Zeit. Ihm folgte Georg von Speyr, und diesem war der vorgedachte Niclas Federmann, welcher nochmals nach Amerika abgegangen [p], als Lieutenant zuge-

o 1533.   p 1535.

zugegeben. Speyr trat gänzlich in Dalfingers Fußstapfen. Zwar hatte Federmann bey dem Vorgebirge de la Vela eine Pflanzstadt errichtet, allein, er mußte bald dem Hauptmanne folgen, welcher mit 300 Mann zu Fuß, und 100 zu Pferde eine Streiferey gegen Morgen vorgenommen hatte. Dieser hatte bey dem Zuge einen Spanier, Franz de Velasco zum Lieutenant angenommen, welcher es nicht gut mit den Deutschen meynte. Da sie auf ihrem Zuge sich schon auf hundert Meilen weit entfernet hatten, bewegte er das Volk zu einem Aufstande, doch entdeckte der Hauptmann noch in Zeiten seine geheime Versuche, und zernichtete seine Anschläge. Er verließ ihn auf der Stelle, ohne ihn auf eine andere Weise zur Strafe zu ziehen.

Um diese Zeit war auch Georg Ehinger, dessen sich die Welser zuvor in ihren Geschäfften an dem spanischen Hofe und in Amerika bedienet, nach Venezuela gekommen. Er war aus einem alten Geschlechte von Kostanz, welches sich Ehinger von Guttenau schrieb. Acht Jahre war er an Karls Hofe in Spanien. Nach seiner ersten Zurückkunft aus Amerika wurde er, wegen seinem ausnehmenden Wohlverhalten, zum Ritter geschlagen.

Nach einigen Jahren [q] gieng er wiederum dahin, fand aber daselbst seinen Tod, denn er wurde, zwar nicht von Wilden, sondern von einem Spanier, der ihn haßte, meuchelmörderischer Weise erstochen. Federmann zog dem Hauptmann von Speyr nach, und durchwanderte mit seiner Mannschaft ungeheure Strecken Landes. Er kam in das enge Thal Tucuyo, welches allenthalben mit hohen Bergen umgeben war, und überwinterte in demselben. Dort ließ er bey Anbruch besserer Jahreszeit einige Mannschaft unter Anführung des Franz Vanega stehen, er selbst aber drang über hohe Berge und dicke Wälder, auf den rauhesten und ungebahntesten Wegen, bis in Neu-Granada. Seine Herren müssen dazumal besser mit ihm, als mit dem von Speyr zufrieden gewesen seyn. Sie setzten diesen von der Hauptmannsstelle ab, und übertrugen sie jenem. Federmann kam von seinem großen Zuge erst nach dreyen Jahren [r] zurück nach Coru. Er stattete davon einen Bericht ab, den er dem Kaiser als König in Spanien zuschickte. Darinn erzählte er, daß er fast fünfzig Meilen gegen die mittägliche Länder mit seiner Mannschaft vorgerückt,

q 1537. r 1538.

rückt, und bis an die Gränzen eines Volkes, das man Choques nannte, gekommen sey. Obwohlen er aber kaum noch fünf Meilen von dem Orte, dahin seine Absicht gegangen, entfernet gewesen, so habe er doch, aus Mangel der Lebensmittel, zurückkehren müssen.

Diese Einrichtungen in einem von dem Vaterlande und Wohnsitze der Welser so weit entfernten Lande; die Ausrüstung so vieler Schiffe, die mit so vielen Nothwendigkeiten versehen werden mußten; die Anwerbung und Unterhaltung so vieler Mannschaft; die von ihren Statthaltern und Hauptleuten schlecht befolgte kluge Maaßregeln, vielmehr derselben ungeheure und thörichte Unternehmungen, und ihre erschreckliche Habsucht, die auf nichts wenigers, als auf den Nutzen ihrer Herren, sondern blos auf ihre eigene Bereicherung das Absehen hatte, und die zum erbärmlichsten Unglück der alten Bewohner gereichte, verursachten unerschwingliche Kosten, welche allen Vortheil, den man sich versprochen hatte, und billig hätte versprechen können, sehr weit übertrafen. Die Besitzer wurden müde, sie ferner aufzuwenden, und sich am Ende dadurch selbst aufzureiben, und faßten lieber den Entschluß, die

ganze

ganze Besitzung und alles, was sie auf die Erringung, Eroberung und Anpflanzung verwendet hatten, nebst allen noch künftigen Hoffnungen fahren zu lassen, als sich auf ein ganz ungewisses, noch weiter den unmäßigen Kosten auszusetzen. Als demnach Federmann gestorben war, schickten sie keinen neuen Statthalter mehr ab, und überließen die Provinz ihrem traurigen Schicksal. Sie war fast gänzlich verwüstet und öde. Die Deutschen und Spanier, welche sich dahin gesetzt hatten, waren größtentheils gestorben, und die alten Landesbewohner waren ermordet oder zerstreuet. Endlich, nachdem viele Jahre kein Statthalter mehr gekommen war, verließ der traurige Rest der Deutschen das Land, und die Spanier nahmen es wiederum in Besitz. Die königliche Audienzia von S. Domingo schickte [s], bis auf weitern königlichen Befehl, den Johann von Carvajal als Befehlshaber dahin, durch dessen Ausschweifungen aber das Land noch weit unglücklicher wurde, als es je zuvor gewesen war.

Auf solche Weise kamen die Welser um eine Besitzung, dergleichen sich kein anderer Deutscher rühmen konnte, oder jemals können wird. Zwar

s 1555.

Zwar wird es von einigen auf andere Weise erzählet. Gasser, Werrlich, und aus ihnen Crusius schreiben, die Welserischen Statthalter wären mit den Spaniern, anfangs wegen der Zölle und Zehenden, hernach wegen der Gränzen, in Zwietracht verfallen, und endlich hätten diese die ganze Besitzung in Beschlag genommen. Die Welser hätten ihre Rechte darauf lange bey dem spanischen Hofe behauptet, sie wären ihnen aber am Ende durch ein förmliches Urtheil abgesprochen worden. Hieronymus Benzo schreibt sogar: Nachdem Dalfinger geblieben, hätten die Welser einen andern von eben diesem Geschlechte, Georg Dalfingern, (vermuthlich ein Mißverstand von Georgen von Speyr) als Statthalter aufgestellt. Dieser wäre von den Spaniern, die um ihn gewesen, hinterlistiger Weise bey Nacht in seinem Bette angegriffen, und mit vielen Wunden durchstoßen worden; sie hätten ihn alsdann aus dem Hause gerissen, dem todten Körper viele Beschimpfungen angethan, und ihn in den nächsten Wald geschmissen, bis er hernach bey Tage begraben worden. Bald darauf aber wären diese Verräther in des Kaisers Namen auf das härteste gestraft, und Georgens Tod gerochen worden. Die von mir erzählte Nachrichten hat Christoph

Arnold

Arnold aus Herera gezogen, der selbst Statthalter in Westindien gewesen, und dessen Decaden auch von Robertson wegen ihrer Treue und Vollständigkeit vorzüglich erhoben werden.

Ungeachtet des entsetzlichen Aufwandes, welchen Bartolme und die übrigen Welser auf Venezuela machten, blieb ihnen doch zu Unternehmung der größten Geschäffte genug Geld und Kredit übrig; auch wurden sie von den damals regierenden Herren beständig gebraucht und angestrengt. Als sich bey dem Frieden zu Cambray [t], König Franz der Erste anheischig machte, dem Kaiser zwey Millionen Kronen als Lösegeld seiner Söhne zu bezahlen, waren es die Fugger und Welser, welche dem König zwölf Tonnen Goldes vorschoßen, die aber erst nach langer Zeit und nicht ohne Verlust bezahlet wurden. König Heinrich der VIII. von England hatte von ihnen, von den Fuggern und Baumgartnern große Summen. In Andersons Geschichte des Handels findet man aus den engländischen Födera erwiesen, daß [u] König Heinrich der VIII. an Anton Fugger und seine Neffen für sich und die Stadt

t 1529. u 1546.

Stadt London, welche sich mit ihm verschrieben, 152181 Pf. Flämisch, die er geborget hatte, heimgezahlt. Hingegen borgte gleich im folgenden Jahr [y] der junge König Eduard der VI. von eben diesen 129750 Karolinen-Gulden, und dafür verbürgte sich gleichfalls die Stadt London, wogegen der König dieser Stadt eine Verschreibung ausstellte. Vermuthlich sind dieses die Gelder, wovon hier und in Baumgartners Leben die Rede ist. Eben diese Familien thaten dem Kaiser sehr ansehnlichen Vorschuß [w], als er sich gegen die schmalkaldischen Bundesstände rüstete. Bey diesen großen Anlehen wurde zwar vieles gewonnen, aber auch sehr viel gieng verlohren. Sie konnten noch viele Jahre hernach zu ihren Forderungen an Frankreich nicht gelangen. Ueberhaupts hatten sie und andere von Augsburg bey dieser Krone 700000 Kronen stehen, davon sie weder Hauptgut noch Renten erhielten. Sie bathen deßwegen den Rath, sich durch eine Abordnung an den königlichen Hof ihrer anzunehmen. Es soll auch wirklich eine, und darunter Andreas Welser, Bartolmes zweyter Sohn, dahin abgegangen seyn [x], und sich einige Monate

nate

---

y 1547. w 1547. x 1559.

nate daselbst aufgehalten, jedoch blos gute Tröstungen bey ihrer Zurückkunft mitgebracht haben. Allein, ungeachtet des entsetzlichen Verlustes in Amerika, in Spanien und Frankreich, blieb Bartolme Welser, der als Haupt der Familie und der Geschäffte daran den größten Antheil hatte, dennoch ein sehr reicher Mann. Karl der V. hatte ihn zu seinem Rath ernennt, nachdem er ihm zuvor schon andere, mehr schimmernde als nützliche Freyheiten ertheilet hatte. Allein, dergleichen Dinge waren es eben nicht, die ihn allzu sehr reizten. Er hatte sein Leben in großen Geschäfften und Unternehmungen, und bekümmerte sich nicht so sehr um äußerliche Ehre. Zwar scheint es, er sey in seiner Vaterstadt einige Jahre zu Rath gegangen, da er in einer wichtigen Angelegenheit verschickt wurde. Denn als die alten schweizerischen Cantons, mit denen von Zürch in Krieg verwickelt waren, wollte der Rath zu Augsburg unter ihnen Frieden stiften, und schickte deßwegen neben Hieronymus Imhof auch Bartolme Welser an sie, die gleichwohl unverrichteter Dinge zurückgekommen, aber vor und nach der Zeit finde ich ihn nicht in Angelegenheiten der Stadt gebraucht. Endlich bey seinem angehenden Alter, überließ er seine Geschäffte sei-

nem Sohne Christoph und dessen übrigen Brüdern, und begab sich zu Ruhe.

Bey der Aenderung des Regimentes, welche Karl in Augsburg vornahm [y], wurde Welser erst hervorgezogen, und als der erste in den geheimen Rath gesetzet, ohne ihm jedoch weitere Aemter aufzutragen. Er kam wieder davon, als Churfürst Mauriz von Sachsen und seine Bundesgenossen sich der Stadt bemächtigten, und die Zünfte wieder einführten [z]. Nach dem Passauer-Vertrag trat er wieder in die vorige Stelle. Allein, er behielte sie nur wenige Jahre, und bath wegen Alters und Schwachheit um seine gänzliche Entlassung [a].

Welser hatte von Felicitas Granderin, der letzten eines sehr reichen Geschlechtes, sechszehn Kinder, davon bey seinem Tode zwölfe, nämlich vier Söhne und acht Töchtern verheyrathet, und größtentheils bey Leben waren, oder doch Kinder hinterlassen hatten. Alle waren glücklich, wenigstens in Ansehung ihres großen Vermögens. In Welsers Hause aber herrscheten ganz andere Erziehungsgrundsätze, als in Baumgartners, davon

---

y 1548. z 1552. a 1556.

davon zuvor geschrieben wurde. Er selbst war ein ehrbarer, gerader Bürger, der sich niemals über andere zu erheben trachtete, so groß auch Geburt, Reichthümer und erlangte Freyheiten ihn hiezu hätten anreizen können. Daher verlangte er weder seine Söhne zu Freyherren zu machen, noch seine Töchtern an Freyherren zu vermählen. Er zog die Söhne zu rechtschaffenen Bürgern, klugen und fleißigen Haushältern, und zugleich zu Männern, die ihrer Vaterstadt durch ihre Einsichten nützliche Dienste erweisen könnten, und seine Töchtern wurden alle an Jünglinge ihres Standes, theils hier, theils in Nürnberg, und theils in Ulm, verheyrathet. Söhne sowohl als Töchtern, machten ihrem Vater und Geschlechte Ehre, und jene, zumal Johannes, der jüngste unter ihnen, welcher bis zu der höchsten obrigkeitlichen Würde stieg, leisteten ihrer Vaterstadt sehr ersprießliche Dienste. Schon fünf Jahre vor seinem Tode errichtete er ein weitläuftiges Testament, und verordnete darinn, wie es in Ansehung seiner künftigen Verlassenschaft gehalten werden sollte. Er hatte alle seine Kinder ansehnlich ausgestattet, und zumal den Söhnen in seinem Leben einen großen Theil seines Vermögens anvertraut, und dennoch blieb das

 Erb-

Erbgut noch sehr ansehnlich. Im ganzen Testament zeigt sich nicht die geringste Spur von einigen Forderungen, die noch an die spanische Krone zu machen waren, noch weniger ist einigen Besitzes in Amerika gedacht, zum Beweise, daß die Welser solchen mit allen ihren Forderungen gänzlich aufgegeben und abgeschrieben. Hingegen waren unter Welsers Vermögen sehr viele andere liegende Güter und Häuser, Weinberge und Aenger, besonders das Landgut Amberg bey Türkheim. Diese alle hinterließ er seinen Söhnen, doch ohne dadurch den Töchtern etwas zu entziehen, die mit den Brüdern zu gleichen Theilen erbeten. Auf dieses Gut hielt er in seinen alten Tagen sehr viel, genoß dort der Ruhe, und ließ sich daselbst seine Begräbniß erbauen. Er starb auch [b] auf diesem Gute in einem hohen Alter, und wurde, ohne alle Ceremonien und Gepränge, die er ausdrücklich verbothen hatte, begraben. Den Armen setzte er ein ansehnliches Legat aus; Kirchen und Klöstern aber vermachte er nichts. Ueberhaupts sieht man aus seinem Testamente nicht, welcher Religionsparthey er zugethan gewesen.

Das

---

b 1561.

Das war der Mann, welcher in seinen jüngern Jahren, in Gesellschaft seiner Brüder und Vetter, so große Geschäffte gemacht, und unermeßliche Reichthümer erworben, davon aber ohne sein Verschulden sehr viel wiederum verloren hatte. Wäre er den erlangten Besitzungen näher gewesen, und hätte selbst wachsames Auge darauf haben können, oder wäre er so glücklich gewesen, zu Ausführung der gemachten Entwürfe, welche aus dem mit der Krone Spanien getroffenen Vergleiche deutlich hervorleuchten, Männer zu finden, welche solchen gewachsen gewesen wären, was für Vortheile würden daraus, sowohl für die Unternehmer, als für die ganze Provinz, entstanden seyn! Allein, das war zu damaligen Zeiten schwer, wo nicht unmöglich. Es gehören Männer dazu, welche sich ein Verdienst daraus machen, Menschen zu beglücken, und durch Religion und gute Einrichtungen die Sitten zu mildern. Das war aber aller Eroberer von Amerika, Colon fast allein ausgenommen, geringster Kummer. Zwar beeiferten sich viele, die Inwohner zu Christen zu machen, allein, nichts wenigers, als nach der Vorschrift ihres göttlichen Lehrers mit Sanftmuth und Liebe.

Nur durch die unerhörtesten Grausamkeiten zwangen sie solche, die Taufe anzunehmen, zugleich aber ihre Bekehrer und deren Lehren zu verabscheuen. Der Haupt-Endzweck, darnach sie trachteten, war Gold, und das war die Absicht der Spanier, so wie der Deutschen. Diese ahmeten jenen nach, und wie es immer bey Nachahmern zu gehen pflegt, sie übertrafen im Schlimmen noch ihre Vorbilder. Es ist kein Wunder, daß die guten Absichten fehlschlugen, es ist aber nicht die Schuld derer, die solche hatten, sondern allein derer, welchen die Aufsicht anvertraut worden war. Der Gedanke Welsers, sich in der neuen Welt zu setzen, und ein Pflanzort anzulegen, bleibt immer groß, und eines erneuerten Angedenkens würdig.

Georg Sigmund Seld,

B. R. D. und Reichs-Vicekanzler.

Wir zählen nicht wenige Mitbürger, welche sich durch Verstand und Geschicklichkeit im Geistlichen Kriegs- und Gelehrten-Stande zu sehr hohen Ehren und Würden geschwungen, und sich dabey große Verdienste, in geistlichen und weltlichen Staaten, so wie ihrer Vaterstadt Ehre gemacht haben. Zuweilen traf dieses Glück Leute, die ihrer Geburt und Erziehung nach, keine dergleichen Hoffnungen vor sich sahen, und also alles sich selbst zu danken hatten, und diese, wenn sie auf rechten Wegen dazu gelangen, sind größerer Hochachtung würdig, als solche, denen das Schicksal durch Geburt, durch Reichthümer und Vorsorge der Aeltern, bereits vorgearbeitet und die Wege gebahnt zu haben scheinet. Zu bedauren ist es, daß vielmals solche, auch verdienstvolle Männer, und noch mehr solche, die sich durch Ränke und Arglist, mehr als durch wahres Verdienst, geschwungen haben, sich ihres Glücks überheben, ihres vorigen Standes schämen, ja mit Verachtung auf ihre angebohrne Mitbürger herabsehen, und ihre Vaterstadt mit Undank belohnen. Wahre Verdienste sind weit entfernet von solchem Stolze, aber die Erfah-

Wir zählen nicht wenige Mitbürger, welche sich durch Verstand und Geschicklichkeit im Geistlichen- Kriegs- und Gelehrten-Stande zu sehr hohen Ehren und Würden geschwungen, und sich dabey große Verdienste, in geistlichen und weltlichen Staaten, so wie ihrer Vaterstadt Ehre gemacht haben. Zuweilen traf dieses Glück Leute, die, ihrer Geburt und Erziehung nach, keine dergleichen Hoffnungen vor sich sahen, und also alles sich selbst zu danken hatten, und diese, wenn sie auf rechten Wegen dazu gelangen, sind größerer Hochachtung würdig, als solche, denen das Schicksal durch Geburt, durch Reichthümer und Vorsorge der Aeltern, bereits vorgearbeitet und die Wege gebahnt zu haben scheinet. Zu bedauren ist es, daß vielmals solche, auch verdienstvolle Männer, und noch mehr solche, die sich durch Ränke und Arglist, mehr als durch wahres Verdienst, geschwungen haben, sich ihres Glücks übernehmen, ihres vorigen Standes schämen, ja mit Verachtung auf ihre angebohrne Mitbürger herabsehen, und ihre Vaterstadt mit Undank belohnen. Wahre Verdienste sind weit entfernet von solchem Stolze, aber die Erfah-

rung

rung lehrt nur gar zu oft die Schwäche des menschlichen Herzens von dieser Seite kennen.

Georg Sigmund Seld war diesem Gebrechen nicht unterworfen. So hoch er an Ehre und Würde gestiegen, so war er doch nie undankbar gegen sein Vaterland, nie unerkenntlich gegen seine Mitbürger, deren einige die ersten Beförderer seines Glückes gewesen waren. Er schätzte jene, begegnete diesen mit Achtung, und suchte durch sein großes Ansehen auch ihr Bestes zu befördern. Kurz, seinen Gesinnungen nach blieb er Bürger, so sehr ihn auch seine Ehrenstellen über alle hinaussetzten.

Die ersten und besten Nachrichten von diesem wichtigen, von deu größten Kaisern und Fürsten nicht nur hochgeschätzten, sondern, was in Verbindung mit wahrer Hochachtung noch weit mehr ist, geliebten Manne, hat uns Pantaleon, ein Mann, ohne dessen Fleiß uns viele rechtschaffene Deutsche vielleicht ganz unbekannt wären, in seinem Heldenbuche deutscher Nationen hinterlassen, daraus Freher, Adam und andere nachgeschrieben haben. Da diese in wenig Händen sind, Seldens Leben aber sehr wichtig ist, und uns Ehre macht, so ist es billig, sein Angedenken zu erneuern, und

seine

seine Verdienste auch von der Seite vorzustellen, wie er seiner Größe ungeachtet, sich gegen Vaterstadt und Mitbürger, als ein erkenntlicher Freund und Gönner zu erweisen bestrebte.

Dieser vortreffliche Mann war in Augsburg gebohren. Sein Vater war daselbst Goldschmied, ein Künstler von vielem Ansehen und nicht gemeiner Geschicklichkeit, nicht nur in gewöhnlicher Silberarbeit, sondern auch in mathematischen Künsten und Wissenschaften, davon noch jetzt Beweise vorhanden sind. Als ein Mann von 60 Jahren verheyrathete er sich an Prisca Schallerinn, deren Vater ein angesehener Bürger aus der Zunft der Weber gewesen, und welche damals, gegen ihn gerechnet, sehr jung war [a]. Diese wurde Georg Sigmunds Mutter, und also war er von guten bürgerlichen, doch eben nicht vornehmen noch edlen Aeltern entsprossen. Der Vater lebte nicht lange mehr, und die Mutter heyrathete nach dessen Tode einen, Namens Hegemüller, von diesem hatte sie einen Sohn, Johannes Hegemüller, welcher mit seinem Stiefbruder Selden aufwuchs, gleiche Erziehung genoß, nachgehends Doctor der Rechte, sodann

a den 21. Jenner 1521.

sodann herzoglich-baierischer und endlich kaiserlicher Rath wurde, und auch einige Zeit als Beysitzer am Reichs-Kammergericht angestellt gewesen ist.

In der Zeit der jugendlichen Jahre Seldens hielte sich hier ein Gelehrter auf, welcher junge Leute in den Sprachen und Wissenschaften unterrichtete, noch ehe die öffentlichen Schulanstalten ihren Anfang erhalten hatten. Er hieß Johannes König, oder nach seinem gelehrten Namen Pinizianus, war ein Grammaticus, ein Mann nicht ohne Verdienste, dem auch viele reiche Familien ihre Kinder zum Unterricht anvertraueten. Zu diesem kam auch der junge Seld, entweder auf Kosten seiner Aeltern, oder, da diese eben nicht unter die Reichen gehörten, durch Unterstützung anderer, die Fähigkeit und Wißbegierde an dem Knaben bemerket haben mochten. Ohne Zweifel war schon damals Raimund Fugger sein Wohlthäter und Beförderer, mit dessen Söhnen Seld von gleichem Alter war, und der so viel auf ihn hielte, daß er ihn mit denselben gleichsam als Gesellschafter oder Famulus auf die hohe Schule nach Ingolstadt abfertigte, als er erst im eilften Jahr seines Alters

war [b]. Seine Fähigkeiten entwickelten sich noch mehr daselbst, und sein Fleiß erwarb sich einen Freund und Gönner an einem dortigen Lehrer, Nicolaus Euerhardus aus Friesland, welcher ihm den Rath ertheilte, solchen auf Erlernung der Rechte zu verwenden, da er zuvor entweder noch unschlüssig gewesen, oder mehr auf die Seite der Gottesgelehrtheit sich mag geneigt haben. Seld hatte das Glück, mit den Söhnen seines großen Gönners, seinen Freunden, nach Italien zu kommen [c], und auf den damals berühmtesten Schulen der römischen und canonischen Rechtsgelehrsamkeit, zu Padua und Bononia, sich nicht nur in dieser, sondern auch in der Historie und Mathemathik, so wie in den gelehrten und in den lebenden Sprachen vestzusetzen. Seine liebsten und bewährtesten Lehrer waren dazumal Lazarus Bonamico zu Padua, und Romulus Amiseus zu Bononia, sie waren diejenige, welchen er den größten Theil seiner großen Gelehrsamkeit verdankte.

Nach zweyen Jahren [d] gieng er mit den jungen Fuggern nach Frankreich, und blieb mit ihnen in der Absicht die Sprache des Landes und Philo-

b 1532. c 1534. d 1536.

Philologie zu erlernen, zwey Jahre zu Bourges. Schon damals scheint er auf Politik sein Haupt-Augenmerk gehabt zu haben. Er schrieb daselbst eine lateinische Abhandlung de Legatis e. Diese schickte er dem berühmten Gelehrten und Staatsmanne Viglius ab Aytta Zwichemus, welcher aus einer vornehmen westfriesischen Familie war, zu Padua, Avignon und Ingolstadt mit großem Beyfall die Rechte gelehret hatte, hernach vom Kaiser in den Ritterstand erhoben, zum Beysitzer des Kammergerichts zu Speyer gemacht, und endlich zum Präsidenten des hohen Rathes zu Brüssel, zum Director der Staatssachen und Kanzler des Ordens zum goldenen Vlies gesetzet worden war, auch sich große Verdienste erworben hatte. Dieser gelehrte Staatsmann ertheilte Seldens Arbeit sehr großes Lob, und mit prophetischem Geiste schrieb er ihm die Virgilischen Verse zu:

> Ibone quo virtus tua te vocat, i pede fausto
> grandia laturus meritorum præmia.

Er preiset Seldens Lehrmeister, Christoph Hager, einen Mann, der mir sonst nicht bekannt ist, der aber vermuthlich zu Bourges gelehret, glück-

e 1537.

glücklich, einen solchen Schüler zu haben, und verspricht ihm zu seiner künftigen Beförderung die möglichste Hülfsleistung. Man findet das Schreiben in dem Leben des Zwichemus, welches Pappendrecht in Analectis belgicis herausgegeben hat. Aus Frankreich gieng Seld nach Italien, studirte mit strengstem Fleiße die römischen Rechte, und erlangte darinn, nach abermals dort zugebrachten zwey Jahren, die höchste Würde [f]. Hierauf verließ er Italien, und kam in sein Vaterland nach Deutschland zurück.

Ob er damals den Vorsatz gehabt, seiner Geburtsstadt zu dienen, oder sogleich den Schluß gefaßt, seine erworbene Geschicklichkeit andern anzubieten, ist unbekannt. Vielleicht gab es zu ersterm keine gute Gelegenheit, die für einen Jüngling seines Standes hier jederzeit seltner war, als für solche, denen die Geburt mehrere Vortheile verschaffte. Zum wenigsten wollte Seld sich zuvor noch zu einem Dienste durch Erfahrung und Uebung geschickter machen. Er begab sich also zu dem Kammergerichte nach Speyer,

f 1540.

Speyer, um bey diesem als Sachwalter zu practiciren. Allein, seine alten Gönner, die Fugger waren noch weiter für seine Beförderung besorgt. Anton Fugger, Georgens Bruder, empfahl ihn dem Bischof von Freysingen, Heinrich, Pfalzgrafen bey Rhein, zu seinem Rath. Dadurch wurde er den Herzogen in Baiern bekannt, und Herzog Ludwig zu Landshut nahm ihn nicht nur ebenfalls zu seinem Rath an, sondern verschaffte ihm auch die Tochter seines Kanzlers Thomas Rudolphs, welcher von einem ehemals auch hier sehr angesehenen Geschlechte gewesen, zur Ehe, dadurch er zu großem Vermögen und Ansehen gelangte.

Seine Gelehrsamkeit, und noch mehr seine ungemeine Brauchbarkeit in Staatsgeschäfften wurde nun immer mehr bekannt. Karl der V. der größte Kenner als je einer, von Männern, die ihm nützliche Dienste zu erweisen geschaffen waren, erkannte auch Selden als einen solchen; er bath sich also denselben von dem Herzog in Baiern aus, und nahm ihn zu seinem Rath an g.

Seld gewann das ganze Zutrauen dieses mächtigen Monarchen, und von der Zeit an findet

g 1546.

findet man keine Reichsangelegenheiten, an welchen er nicht, durch Rath und Arbeit Theil hatte. Schon in den schmalkaldischen Bundes-Kriegshandlungen wurde er sehr brauchbar gefunden. Er war mit bey dem Kriegsheere, als der Kaiser nach Sachsen zog, die verbundenen Stände bey Mühlberg schlug, den Churfürsten Johann Friederich in Gefangenschaft bekam, und ihm vor Wittenberg das Todesurtheil sprechen ließ. Auch war er es, welcher in des Kaisers Namen den Vortrag machen mußte, da sich Landgraf Philipp von Hessen dem Kaiser in Gefangenschaft ergeben, und sowohl bey dieser als andern Gelegenheiten bewies er so große Vorzüge seiner Geschicklichkeit und Treue, daß ihn der Kaiser immer mehr liebgewann. Daher kam es, daß, als der bisherige Reichs-Vicekanzler D. Johann Navius auf der Reise, zu dem zu Augsburg ausgeschriebenen Reichstage, plötzlich dahin starb, Seld durch den Kaiser zu dieser höchst wichtigen Stelle eines Reichs-Vicekanzlers befördert, und ihm die Vollziehung der größten und wichtigsten Geschäfften anvertrauet wurde [h]. Diese Stelle war damals so müheselig, daß sich Seld nicht zutraute, sie ohne Ge-

h 1547.

hülfen versehen zu können, und daher wurden ihm zween Räthe, Doctor Johann Marquart, und Doctor Heinrich Haas zugegeben, die ihn bey diesen großen Geschäfften unterstützten.

Nachdem er diese Würde kaum erhalten hatte, ereignete sich die Gelegenheit, sich um seine Vaterstadt verdient zu machen. Das zünftische Regiment veranlaßte, daß sich diese in den schmalkaldischen Bunde begeben, und sich dadurch die Ungnade des Kaisers zugezogen hatte. Dieser beschloß die zünftische Regimentsart gänzlich aufzuheben, eine neue einzuführen, und dasselbe meistens den alten Geschlechtern anzuvertrauen. Die reichsten der Geschlechter, besonders die Fugger, die Welser, die Baumgartner, stunden bey dem Kaiser in großen Gnaden, und bewegten ihn zu diesem Schritte, dazu sie ihn ohnehin leicht zu bringen vermochten, da er überhaupts den zünftischen Verfassungen nicht geneigt war, die er in allen Reichsstädten, wo sie eingeführt waren, abzustellen vorhatte. Seld war derjenige, welcher seine Absichten auszuführen, als Commissarius bevollmächtiget wurde. Er zog darüber die vornehmsten der Geschlechter, zumal seine alten Gönner und Freunde, die

Fugger

Fugger, zu Rathe, und nach deren Gutachten wurde die neue Verfassung, so wie sie noch in unserer Stadt bestehet, eingeführet. Seld aber führte bey dieser für sie wichtigen Handlung Wort und Feder. Er ließ sich die Sache sehr angelegen seyn. War er schon selbst nicht aus einem alten Geschlechte entsprossen, so sahe er doch weit größere Vortheile für seine Vaterstadt darinn, wenn sie von Leuten, die Geburt, Erziehung und Vermögen zum voraus hatten, regieret würde, als wenn jeder, der dazu nichts weniger als bestimmet war, noch sich geschickt gemacht hatte, zu höchster Macht und Würde gelangen konnte, wie damals nur gar zu oft zu geschehen pflegte, und für die Stadt und Bürgerschaft oft traurige Folgen nach sich zog. Denn dazumal war der Rath nicht mit Gelehrten oder Leuten, die durch gute Erziehung, durch Reisen, durch Erfahrung gebildet waren, besetzt. Das schwache Häuflein der Geschlechter und der Kaufleute, die darinn waren, hatten wenig zu sagen, hingegen die gemeinsten Handwerker waren die mächtigern, die jene leicht überstimmten. Und die aus ihren Mitteln erwählten Bürgermeister waren größtentheils Männer, die ihre Gewalt mißbrauchten, und ihres Ansehens mit

nicht geringem Stolze sich übernahmen, wie zumal der Kürsner Jacob Herbrot that, der eben zu denen Zeiten sich in den höchsten Würden brüstete. Seld meynte demnach es gut mit seiner Vaterstadt, daß er die Vorstellungen der Geschlechter durch Rath und Gutachten bey dem Kaiser unterstützte, und seinen Willen zu glücklicher Vollziehung brachte. Er wurde hernach von dem Kaiser bevollmächtiget, die Rechnungen des alten abgesetzten zünftischen Rathes abzuhören, und durch ihn geschah der Vortrag, da die Bürgerschaft dem neugesetzten schwören mußte. Dieses geschah, als der wichtige Reichstag zu Ende war, der in Augsburg nach Zerreissung des schmalkaldischen Bundes gehalten wurde.

Noch zuvor aber hatte er auf eben diesem Reichstag ein Geschäffte, wodurch er sich bey dem größten Theil der protestantischen Stände und seiner geweßten Mitbürger eben nicht beliebt machte, nämlich das, wegen Einführung des berufenen Interims. Es gehörte viel Mühe und Kunst dazu, einige dazu zu bewegen, und mit jedem mußte deßwegen besonders gehandelt werden. Vornehmlich wurde er auch gebraucht, dem gefangenen Churfürsten Johann Friederich von

Sach-

Sachsen die Sache beliebt und angenehm zu machen, bey welchem aber seine sowohl, als seiner Gehülfen Bemühungen fruchtlos abliefen. Der Churfürst blieb so standhaft, daß darüber der sonst sehr gesetzte Reichs-Vicekanzler aus der Fassung kam. Denn als jener sich herausließ, daß er über das Interim die Meynung der sächsischen Gottesgelehrten zu vernehmen gedächte, so konnte sich dieser nicht enthalten, auf dieselbe zu schimpfen und zu schmähen, sie Rebellen und Verführer zu nennen, die an aller Unruhe Schuld wären, ja sogar Melanchtons Auslieferung zu verlangen, die aber der Churfürst durch eine geschickte Ausflucht abzuwenden wußte. Hingegen bey andern, zumal Reichsstädten, so sehr sie sich anfangs widersetzten, gieng es doch endlich hindurch, und nach vorgenommener Regimentsveränderung mußten die hiesigen Prediger, in Gegenwart Seldens und Hasens, dem geheimen Rath schwören, sich nach solchen zu richten. Hauptsächlich gelang es ihm dadurch, daß er einen der hiesigen Prediger, Caspar Huberinus, welcher sein Schwager war, zn gewinnen wußte. Dieser bezeigte sich einige Zeit als ein eifriger Vertheidiger des Interims, in der Folge aber trat er dennoch wiederum zurücke. Allein, das

war nur eines der geringsten von Seldens Geschäfften: er hatte sich beynahe dem Kaiser unentbehrlich gemacht, der selbst bis in die späteste Nacht mit ihm arbeitete. Bald hernach wurde er auch zu Revision des Reichs-Kammergerichts verordnet und ausersehen.

Nicht nur Pantaleon und andere Biographen, sondern die deutsche Reichsgeschichte selbst bezeugen, daß sich Seld in der äußerst wichtigen und hohen Stelle, die er bekleidete, als ein rechtschaffener, frommer und unermüdeter Mann betragen, und daß er bey den meisten Fürsten des deutschen Reiches, zumal bey denen, die sich an die Seite des Kaisers gehalten, sehr wohl gelitten gewesen. Der deutsche Adel, und andere Personen von Ansehen bedienten sich seiner Rathschläge, die er niemand versagte, wenn er darum gebethen wurde, und man erkannte sie recht und billig. Er war nicht stolz, verachtete niemand, war eifirg in seiner Religion, ohne Haß gegen andere Partheyen, und besuchte fleißig öffentliche Gottesdienste. Gelehrsamkeit und Wissenschaften aber, setzte er mitten unter zerstreuenden Geschäfften nicht auf die Seite, sondern erholte sich vielmehr mit denselben, sobald er Raum dazu gewinnen konnte.

So lange Karl die Kaiserwürde behielte, war auch Seld bey ihm in größter Gnade. Er ertheilte ihm die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen [i], und gab ihm dadurch Gelegenheit, vielen geschickten und rechtschaffenen Männern zu dienen. Er hielte ihm Tafel, welche bey Selden immer mit Personen von Adel und mit Gelehrten, die ihm Ehre machten, besetzt war. Seld aber gieng niemals zu Gaste, wenn er auch von Fürsten und Herren geladen wurde, um nicht Gelegenheit zu haben, die Schranken der Mäßigkeit, der er sehr ergeben gewesen, zu überschreiten, denn er hielte sie für eine zu gutem Fortgange der Geschäffte höchst nöthige Tugend, um dazu immer bey einem aufgeräumten Kopfe zu bleiben. Der Kaiser nahm ihn allenthalben mit sich, wohin er reisete, welches wegen der Weitläuftigkeit seiner Länder oft geschahe. Er war dabey [k], als sich Karl nach den Niederlanden begab, seinen Sohn Philipp zu empfangen, der aus Spanien durch Italien und Deutschland dahin gekommen war, damit demselben, als dem einzigen kaiserlichen Prinzen die niederländische Stände huldigen möchten, welches auch mit größter

i 1554. k 1549.

Pracht und Feyerlichkeit vollzogen wurde. Die geheime Absicht war damals, ihm auch die deutsche Krone zu verschaffen, und einen Plan zu entwerfen, wie solches bewerkstelliget werden könnte. Auch dieses war unter Seldens Geschäfften, jedoch dasjenige, bey dem er sich keines guten Ausganges zu erfreuen hatte [1], da Philipps harter und ernsthafter Karakter den deutschen Fürsten zuwider war, die auf den leutseligen und gefälligen Ferdinand, des Kaisers Bruder, welcher bereits römischer König war, weit größeres Zutrauen setzten.

Auch in Angelegenheiten der Herzoge von Würtemberg fielen manche Geschäffte auf ihn. Er nahm sich sowohl Herzog Ulrichs und Christophs, als auch des Grafen Georgen von Mümpelgard bey dem Kaiser eifrig an, und bewirkte nicht nur des leztern Begnadigung, sondern auch die Schließung des Vertrags mit dem römischen Könige Ferdinand, dadurch die Herzoge wiederum in ihre Länder eingesezt wurden, davon jener, nachdem ihn der Kaiser mit solchen förmlich belehnet hatte, seit langer Zeit Besiz genommen. Das geschah vorzüglich auf dem zu Augsburg gehal-

1 1551.

gehaltenen Reichstage, wiewohl es erst im folgenden Jahre gänzlich zu Stande gebracht wurde. Auf diesem Reichstag aber dauerten die Unterhandlungen wegen des Interims noch immer fort. Seld war abermals unter den kaiserlichen Commissarien, welche zur Unterhandlung aufgestellet waren, ob und wie weit man sich in Augsburg darnach gerichtet hätte. Damals verfuhr die Commission, besonders aber der Bischof von Arras so strenge, daß 10 evangelische Prediger, welche sich zu Annehmung des Interims nicht bequemen wollten, im Namen des Kaisers abgeschafft, und ihnen gebothen wurde, sogleich innerhalb drey Tagen die Stadt zu verlassen, nirgends im deutschen Reich noch in den kaiserlichen Ländern zu predigen, vor ihrem Abschied keinen Freund zu besuchen, noch jemand die Ursache ihrer Abschaffung zu entdecken, und auch keinen schriftlichen Bericht über den Hergang dieser Sache, oder einiges Trostschreiben zu hinterlassen. Diese Aufträge mußten auf das genaueste befolget werden. Der gefangene Churfürst Johann Friederich von Sachsen beschenkte sie vor ihrer Abreise. Sie giengen meistens in die Schweiz, von daher sie aber im folgenden Jahre wiederum zurückberufen wurden.

Dann zu der Zeit entstund ein neuer Krieg in Deutschland, welchen Herzog Moriz von Sachsen, ehemals ein Bundsgenossen des Kaisers, von welchem ihm, die dem gefangenen Johann Friederich genommene Churwürde ertheilet worden, zum Besten der Protestanten erreget hatte. Seld war damals bey dem Kaiser zu Insbruck, und ein Werkzeug an der Loslassung des Churfürsten Johann Friederichs von Sachsen, mit welchem er Unterhandlung pflog, als bereits Moriz die Ehrenberger-Klause erobert hatte, worauf er sich aber mit dem Kaiser in größter Eile weiter flüchten mußte. Da dieser Krieg für den Kaiser so wenig glücklichen Fortgang hatte, so war derselbe gar leicht zu Friedensunterhandlungen zu bewegen, welche zu Passau vorgenommen werden sollten. Während dieser Unterhandlungen hatte er Selden beständig bey sich, und gieng mit ihm über die unangenehme Lage seiner Angelegenheiten, die ihm nicht wenig Kummer verursachten, zu Rathe, und dadurch half Seld sehr viel dazu, den Vertrag zu Stande zu bringen [m]. Kurze Zeit hernach kam er mit dem Kaiser nach Augsburg, und schaffte in dessen Namen das zünftische Regiment, welches unter Auctori-

tät

m 1552.

tät des Churfürsten Moriz und seiner Bundsgenossen wiederum war eingeführet worden, von neuem ab. Zu diesem Geschäffte ernennte, der den Zünften sehr abgeneigte Kaiser, den Grafen Hugo von Montfort, ihn Selden, und D. Hasen zu Commissarien. Sie brachten nicht nur dieses zu Stande, sondern befreyeten auch die Evangelischen von weitern Zumuthungen wegen des Interims, und ließen sie hinfort unangefochten bey der Lehre des Augsburgischen Bekenntnisses. Er trug auch dazu bey, den wichtigen Religionsfrieden zu befördern [n], der einige Jahre hernach, in Augsburg, den zerstörenden Unruhen und Verbitterungen auf viele Jahre einen erwünschten Stillstand verschaffte.

Gleichwohlen war er nicht an dem Orte der Verhandlungen, sondern an der Seite des Kaisers, welcher zwischen der Zeit einen unglücklichen Krieg mit Frankreich führte, Mez vergebens belagerte, und sich endlich aus Verdruß über seine fehlgeschlagene Entwürfe, nach den Niederlanden verfügte, und dorten die Ehre seiner Waffen wiederherzustellen suchte.

In-

n 1555.

Indessen wurde dennoch Geld von dem Kaiser neben dem Bischofe zu Naumburg, Julius Pflug, zu dem Gespräche, welches wegen der Religion zu Worms gehalten worden, abgeordnet. Es lief zwar, so wie alle andere dieser Art Gespräche, fruchtlos ab, da jeder Theil auf seinen Meynungen und Sätzen auf das hartnäckigste verbliebe, jedoch gereicht es zu Geldens nicht geringer Ehre, daß er von den Gottes- und andern anwesenden Gelehrten, beyder erbitterten Partheyen, sehr geliebt, und wegen Einsicht und Billigkeit sehr hoch gehalten wurde. Davon kann ein lateinisches Sinngedicht an Gelden auf seinen Abschied von Worms, zum Beweise dienen, welches in Melanchtons Consiliis latinis, im II. Theil 314 Seite, eingerückt ist, und vielleicht Melanchton selbsten zum Verfasser haben mag.

Unter dieser Zeit wurde Kaiser Karl seiner Geschäffte müde, und sehnte sich nach Ruhe. Er hielte sich immer in den Niederlanden auf, und brachte dorten wegen Uebergabe seiner Reiche und Länder an seinen einigen Sohn Philipp, alles in Ordnung. Des deutschen Reiches Angelegenheiten waren in seiner Abwesenheit dem römischen Könige Ferdinand seinem

Bruder

Bruder arvertrauet, und demselben von Karln fast gänzlich überlassen. Die Uebergabe der spanischen Monarchie kam nun gänzlich zu Stande, und Karl begab sich sogleich alles königlichen Ansehens, lebte als eine Privatperson ohne starke Bedienung und Wache. Als er einsmals, da er zu Vliesingen in Seeland guten Wind erwartete, um nach Spanien zu segeln, mit Selden sehr spät in die Nacht arbeitete, so daß alle seine Diener schon zu Bette gegangen waren, leuchtete Karl ihm selbst, so sehr Seld sich dagegen setzte, die Treppe hinunter. Karl sprach damals zu ihm: er sollte dieser Begleitung sich als eines Denkmals erinnern, daß er denjenigen Kaiser, der sonst mit den größten Kriegsheeren und Wachten umgeben gewesen, jetzt ganz allein, selbst von seinen geringsten Dienern verlassen, gesehen, und daß derjenige, welchem er so viele Jahre dienete, nun ihm gedienet, und das Licht vorgetragen habe. Und bey dem Abschied sprach er noch zu ihm: er erkenne bey Veränderung seiner Glücksumstände die gewaltige Hand Gottes, und wolle sich ihr nicht widersetzen. Diese Erzählung beweiset, wie viel Karl auf Selden gehalten habe. Nun war nichts mehr übrig, als sich auch der kaiserlichen Würde gänzlich zu entledigen, um

sein

sein durch Geschäffte und Alter entkräftetes Leben in Ruhe beschließen zu können.

Nach noch einem Versuche, die Kaiserwürde auf seinen Sohn Philipp zu bringen, welcher, so wie der erste, fehlschlug, schickte Karl eine feyerliche Gesandtschaft an den zu Frankfurt am Mayn versammelten Reichstag °, demselben seine Abdankung kund zu thun. Sie bestunde aus dem Prinzen Wilhelm von Oranien, und dem Reichs-Vicekanzler Selden, der in dieser Angelegenheit viel gearbeitet hatte. Dieser scheint Philippen, welcher ihn auch zu seinem Rath ernennet hatte, sehr geneigt gewesen zu seyn, und ihn mit ganz andern Augen angesehen zu haben, als er sonst in Deutschland betrachtet worden. Zum wenigsten macht er von ihm ein Bildniß, welches ganz anderst aussiehet, als ihn die Geschichte schildert; allein, aus dem erfahrnen Hofmann mag dazumal mehr die Ergebenheit für den Kaiser, als eigentliche Kenntniß des Karakters dieses Prinzen geschrieben haben.

Nach des Kaisers Abdankung verlor Seld die große aber mühevolle Stelle eines Reichs-Vicekanzlers, die Ferdinand seinem bisherigen Kanz-

° 1558.

Kanzler anvertraute, jedoch aber nicht den Kredit, darein er sich gesetzt hatte. Gleich bey dem Antritt der Regierung des Kaisers, ereignete sich der sonderbare Vorfall, daß Papst Paul der IV. solchen nicht als Kaiser erkennen wollte, weil er das Reich ohne päpstliche Einwilligung angenommen, welches Karl in päpstliche Hände zuvor hätte liefern sollen. An diesem Schritt hatte auch Philipp Antheil, welcher den Papst heimlich dazu verleitete und aufhetzte. Allein, so ergeben auch Seld dem König Philipp vormals gewesen, da er noch mit dessen Vater in näherer Verbindung stunde, und so sehr er seiner Religion wegen dem päpstlichen Stuhle geneigt zu seyn Ursache hatte, so war doch sein Gutachten, das er in dieser Sache erstatten mußte, gänzlich gegen dessen G.undsätze und Behauptungen. Vielmehr zeigte er, daß der Kaiser dem Papst nichts weniger als dergleichen Unterwürfigkeit schuldig wäre, ja er antwortete dem Papst, als er Kaiser Karln wegen seiner Abdankung einer Blödigkeit des Geistes beschuldigte, mit einer Freymüthigkeit, die dieser zwar öfter zu derselben Zeit von Protestanten hören und lesen mußte, die aber von einem eifrigen Katholiken, wie Seld wirklich gewesen, kaum vermuthet werden sollte;

er zeigte sogar auch bey dieser Gelegenheit eine ganz billige und tolerante Gedenkungsart gegen andere Religionsverwandte. Er äußerte, daß er niemand gerne für einen Ketzer verurtheilen, sondern solches der hohen Obrigkeit überlassen wollte, und endlich ertheilte er dem Kaiser den Rath, daß, woferne der Papst ihn nicht als Kaiser erkennen wollte, auch er denselben nicht als Papst erkennen sollte. Vermög dieses Rathschlusses ließ man es auch bey bloßen Komplimenten bewenden.

Kaiser Ferdinand verlor sehr bald den Reichs-Vicekanzler, Doctor Jonas. Dieser starb im folgenden Jahre, und Seld kam sogleich wieder an die vorige Stelle. Obwohlen die neue Regierung an Unruhe und Geschäfften mit der vorigen nicht in Vergleichung kam, so war jedoch genug zu thun. Der Kaiser hatte, so wie sein Bruder, ausnehmendes Zutrauen und vorzügliche Gnade für Selden, daher wurde er zu eben so wichtigen Geschäfften, wie zuvor gebraucht. Meistens lebte er zwar am kaiserlichen Hofe, doch besuchte er auch in Gefolge des Kaisers die Reichstäge, welche während dessen Regierung gehalten wurden, wie er dann auch, als der Rath und die Bürgerschaft seiner Va-

terstadt dem Kaiser huldigten, dabey gewesen p, und demselben auf allen Reisen, die Ferdinand vornehmen mußte, begleitete. Eins der wichtigsten Geschäffte aber, das ihm während der Regierung dieses Kaisers auferladen wurde, war die Unterhandlung mit den churfürstlichen Höfen, besonders mit dem sächsischen, wegen der Wahl und Krönung des kaiserlichen Prinzen Maximilian des II. zum römischen König. Er hatte dazu mit dem am kaiserlichen Hofe stehenden churfürstlich-sächsischen Abgesandten D. Kramm, bereits eine gute Einleitung gemacht, ehe noch sie beyde zu Prag zusammengekommen. Nachdem sich aber der Churfürst dazu geneigt finden lassen, schickte der Kaiser Selden mit dem obersten Kanzler des Königreichs Böhmen, Joachim von Neuhaus, in einer feyerlichen Gesandtschaft nach Dresden, wo sowohl mit diesem, als auch mit andern churfürstlichen Höfen, diese wichtige, dem Kaiser sehr am Herzen liegende Angelegenheit, bald in das Reine gebracht wurde. Die Wahl wurde zu Frankfurt am Mayn vollzogen, wo auf Selden die größte Last der Geschäffte in weitern Unterhandlungen, besonders wegen der Wahl-

p 1559.

capitulation, welche dem neuen Könige vorgeschrieben wurde, fiel, die er zum Vergnügen sowohl des Kaisers und des erwählten Königes, als der Churfürsten, glücklich hinausführete. Ueber dieses hatte man ihn bey dem Reichs-Kammergericht angestellet, und in den ungarischen geheimen Rath gezogen.

Seld war zwar jetzt in den besten Jahren, jedoch aber, über der Menge der Geschäffte ermüdet, sehnte er sich nach Ruhe, und bath den Kaiser, ihn der Reichs-Vicekanzlersstelle zu entlassen. Dieser kam hart daran, jedoch auf dessen anhaltendes Bitten erwies er ihm endlich solche Gnade q. Er mußte aber gleichwohl noch ein ganzes Jahr zuwarten, ehe er zum Genuß derselben gelangen konnte, da täglich bey dem kaiserlichen Hofe Reichsangelegenheiten vorkamen, zu deren Betreibung und Entscheidung er sich unentbehrlich gemacht hatte. Ueberhaupts liebte Ferdinand nicht nur Selden wegen seiner Treue und Brauchbarkeit in Staatssachen als seinen Rath, sondern ergötzte sich mit ihm auch in freundschaftlichem Umgang. Nicht selten, wenn ihn Sorgen der Regierung drückten,

q 1563.

ten, und er über einige Vorfallenheiten niedergeschlagen und verdrieslich wurde, ließ er Selden holen, um sich mit ihm das Gemüth zu erheitern. Seld hatte viel gesehen, erfahren und gelesen, war wohl bewandert in alter und neuer Geschichte, stark in mathematischen Wissenschaften, besonders in der Geometrie, und über all dieses ein ungemeiner Liebhaber der Musik, vornehmlich ein angenehmer Lautenspieler, und also ein Mann, der zum gesellschaftlichen Vergnügen sehr gute Eigenschaften hatte. Daher ist es kein Wunder, daß Ferdinand, der eben nicht gelehrt, wohl aber ein wißbegieriger Herr gewesen, ihn überaus gern um sich haben mögen.

Nachdem er sich endlich von dieser Last seiner Geschäffte frey gemacht hatte, gieng er mit seiner Gemahlinn auf die mit ihr erheyratheten Güter nach Baiern, und nahm sich vor, seine Ruhe den Wissenschaften zu widmen, die er auch mitten unter den Geschäfften nicht vernachläßiget hatte. Er erneuerte nun auch das Schloß Neuhofen, welches ihm der Kaiser geschenkt hatte. Dort wollte er sich erholen, und Bücher, die er von verschiedenen Materien geschrieben, durchgehen, und zum Druck fertig machen.

Er hatte eine Menge Consilia in äußerst wichtigen Fällen gestellt, ein fast ganz neues Repertorium Juris verfaßt, die Stammregister der größten Häuser zusammengetragen, und Kaiser Karls des V. Thaten mit vielem Scharfsinn und in ungemeiner Ordnung beschrieben. Auch hatte er ein anderes historisches Werk vom Ursprung und der Folge der Reiche verfaßt, und noch an anderen wichtigen Abhandlungen gearbeitet. Er kam aber nicht zu der Ruhe, die erforderlich war, um die letzte Hand daran zu legen. Zwar machte man sich Hoffnung, sie würden nach seinem Tode von seinem Stiefbruder Hegemüller, welchem diese Schriften mit Seldens ganzem Vermögen zufielen, bekannt gemacht werden; allein, auch dieses geschah nicht, und sie giengen für die gelehrte Welt verloren. Doch hatte er für den gelehrten Caspar Peucern, welcher das von seinem Schwiegervater Philipp Melanchton fortgesetzte Chronicon Carionis noch weiter fortführte, die Gefälligkeit, ihm das historische Werk vom Ursprung und von der Folge der Reiche mitzutheilen, welches er mit großem Dank erkannte, und davon guten Gebrauch machte, wie er selbst in der Vorrede mit vielen beygefügten Lobsprüchen auf Selden bezeuget. Ver-

muthlich waren alle seine Werke in lateinischer Sprache geschrieben, die zu seiner Zeit allein die gelehrte war. Die Gutachten, die er verfaßte, und von welchen einige gedruckt vorhanden, sind in einer Sprache, wie alle seines Jahrhunderts, mehr lateinisch als deutsch, und mit der Menge Allegaten angepfropfet, worinn die Rechtsgelehrten damaliger Zeit etwas eigenes suchten, wiewohl auch Gottes- und Arzneygelehrte von diesem Fehler gar nicht frey gewesen sind.

Indessen wurde er am kaiserlichen Hofe hart vermißt. Kaiser Ferdinand starb während der Zeit seiner Abwesenheit. Es gereicht zu Seldens nicht geringer Ehre, daß dieser gute und menschenfreundliche Herr, in seiner letzten Krankheit sich recht ängstlich nach ihm gesehnet, und ihm in den Verwirrungen der Hitze öfters mit der liebreichen Benennung: Vater Seld gerufen, welche Benennung ihm auch geblieben, so, daß sie auch hernach von dessen Nachfolger, Kaiser Maximilian dem II., wie auch von Herzog Albrecht in Baiern immer gegen ihn gebraucht wurde. So groß aber das Verlangen nach ihm gewesen, so war es doch unmöglich, solches zu befriedigen, da Vater Seld zu weit von dem Hofe entfernet gewesen.

 Allein,

Allein, Seldens Ruhe dauerte nicht lange. Das Vertrauen auf seine Geschicklichkeit und Treue vererbte sich vom Oheim und Vater auf Maximilian den II. Seld entschuldigte sich zwar gegen den dringenden Antrag, welcher ihm deßwegen gemacht wurde, und bezeigte durchaus keine Lust mehr, sich in Staatsangelegenheiten gebrauchen zu lassen. Allein, selbst König Philipp in Spanien, der noch eine alte Achtung für ihn hatte, schrieb deßwegen an ihn, und Herzog Albrecht in Baiern ließ nicht nach, ihm zuzusprechen, daß er sich endlich nicht entschlagen konnte, so mächtigen Zumuthungen nachzugeben, und sich an den Hof des Kaisers zu verfügen.

Dort kam er nun wieder in völlige Wirksamkeit [r], zwar nicht als Reichs-Vicekanzler, jedoch aber als einer der vornehmsten kaiserlichen Räthe. Nicht nur in den wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands, sondern auch anderer Länder wurde er gebraucht und zu Rathe gezogen, und auf seine Gutachten und Rathschläge, die sich auf Wissenschaft, Einsicht und Erfahrung gründeten, wurde vorzüglich gesehen.

Er

r. 1564.

Er bekam sogleich den Auftrag zu einem für seine Vaterstadt höchst wichtigen Geschäffte, da der Kaiser ihn, D. Guglen von Nürnberg, und den Kanzler von Landshut, zu Comissarien ernannte, um die zwischen dem Bischof und Domkapitel zu Augsburg und der Stadt vorgefallenen nachbarlichen Irrungen gütlich beyzulegen. Er hauptsächlich gab sich viele Mühe, einen Vertrag zuwege zu bringen; allein, sein Ansehen und seine Beredtsamkeit war bey dem gegen die Stadt zu sehr erbitterten Bischof und Kardinal Otto ohne Wirkung. Denn dieser brachte seine Beschwerden bey dem Reichs-Kammergerichte an, und erst nach vielen Jahren wurden sie verglichen. Indessen nahm sich Seld der Stadt eifrig an. Der Rath war auch dafür erkenntlich, und machte ihm ein Geschenke von 600 Goldgulden. Dieser vortreffliche Mann war also nicht nur bey den Kaisern, sondern im ganzen Reiche, und auch außer demselben bey Hohen und Niedern in großem Ansehen, und ausnehmend beliebt. Simon Schard, ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, drückt sich, da er seines traurigen Todes gedenket, für ihn sehr rühmlich aus. Er schreibt, es habe Karl der V. unsern Selden in den größten Ehren gehalten und sehr

 werth

werth geschätzet, so daß er ihn in den allermüheseligsten und beschwerlichsten Geschäfften der Regierung zu Rath gezogen. Hernach da Seld zu mehrern Jahren gekommen, sich große Einsichten durch Erfahrung erworben, noch reifere Urtheilskraft, unermüdeten Fleiß, Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Aufrichtigkeit, Beständigkeit, Treue, Rechtschaffenheit und ein leutseliges gefälliges Wesen damit verbunden, so habe Ferdinand so große Meynung von ihme gehabt, ihn so sehr bewundert, daß er das meiste nach Seldens Rath und Meynung beschlossen, was dazu beygetragen, Deutschland nach schweren und langwierigen Kriegen, und nach dem allerverwirrtesten Zustand, eine heilsame Ruhe zu verschaffen. Und nach dessen Tode seye Seld bey dessen Sohne Maximilian dem II. in eben so großer Achtung gestanden. Dieses herrliche Zeugniß aber schrieb Schard nach Seldens Tode, da dieser ihm weder nützen noch schaden konnte, und es ist billig als ein unpartheyisches Zeugniß von ganz Deutschland anzusehen. Eben so wichtig ist auch das Zeugniß des gelehrten Joachim Camerarius, in einer auf Churfürsten Moritz von Sachsen im Jahr 1565. ebenfalls bald nach Seldens Tod gehaltenen Lobrede,

rede, welche Menken in dem II. Theil seiner deutschen Geschichtschreiber eingerückt hat. Er rühmt darinn (1345 Seite) die sehr kluge und getreue Anschläge, welche dieser große Churfürst auch von Selden in den wichtigsten Angelegenheiten erhalten, noch mehr aber die Vorzüge von Seldens Tugend und Klugheit, seine Standhaftigkeit, Rechtschaffenheit, Liebe zu allen schönen Wissenschaften und Künsten, sichere und tiefe Kenntnisse der Alterthümer, und unverletzliche Frömmigkeit. Dieses Mannes soll sich Moritz vornehmlich bedienet haben, die größten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die abgeneigten Gemüther wieder zu vereinigen, und die leidende Theile zu heilen. Seld aber soll ihm dergestalt gedienet haben, daß er bey solchen großen, das Wohl der Staaten betreffenden Geschäfften, nicht den geringsten Nutzen für sich selbst gesuchet, so daß er vielmehr alle ihm fast aufgedrungene Belohnungen auf das standhafteste abgewiesen, und sich mit dem Ruhme begnüget, für das Beste des gemeinen Wesens gearbeitet zu haben. Camerarius nennet die Geschäffte nicht, bey welchen Seld von dem Churfürsten zu Rath gezogen worden. Wahrscheinlich ist es entweder noch während dem

schmal-

schmalkaldischen Krieg, oder erst nach dem passauischen Frieden, nach vorgegangener gänzlicher Aussöhnung mit dem Kaiser geschehen, indem er sich gewiß nicht zu der Zeit gebrauchen lassen, da der Churfürst gegen den Kaiser die Waffen ergriffen, und als einer seiner fürchterlichsten Feinde sich gezeiget, obwohl er zur Wiederaussöhnung und Vereinigung hernach vieles möchte beygetragen haben. Camerarius war überhaupts Seldens großer Verehrer, und kannte ihn als einen großen Gönner der Gelehrten, und Beförderer ihrer Arbeiten, wovon man in seinen Briefen verschiedene Zeugnisse findet.

Allein, es dauerte nicht mehr lange, als Seld auf eine gewaltsame und unglückliche Weise durch einen schweren Fall der Welt und den ihm aufgetragenen Geschäfften entrissen wurde. Er hatte sich auf einen vor Wien gelegenen Meyerhof begeben, um daselbst der Annehmlichkeiten des Frühlings zu genießen, als der Kaiser ihn beschickte, auf das kaiserliche Lusthaus Ebersdorf, oder wie andere melden, auf die sogenannte alte Favorita in der Leopoldstadt außer Wien zu kommen, woselbst er mit ihme und andern Rath halten wollte. D. Johann Ulrich Zasius, ein sehr

gelehr-

gelehrter Mann, welcher dazumal Reichs-Vicekanzler und Seldens vertrautester Freund gewesen, ließ ihm zu wissen machen, daß er ebenfalls in den Rath berufen wäre, und er also zu bestimmter Zeit zu ihm kommen, und sodann mit ihm auf das Lustschloß des Kaisers fahren wollte. Sie kamen zusammen, nahmen ein Frühstück, und Seld ließ seine vier raschen Pferde anspannen, nahm aber, wie er sonst zu thun pflegte, seine reitende Bediente nicht mit sich, sondern ließ allein den Sack mit Acten und Schriften vorne aufbinden, und setzte darauf einen Buben. Auf dem Lusthause des Kaisers trafen sie auch die kaiserlichen Räthe, Doctor Webern und Doctor Giengern an, hielten bey einer Stunde Rath, und vergnügten sich alsdann bis auf den Abend mit Spazieren. Auf der Rückfahrt wollten sie bey D. Webern, welcher vorausgefahren war, Nachtmahlzeit halten, mußten aber, um zu seinem Gartenhause zu kommen, etwas vom Weg ablenken. Als der Fuhrmann dazu Befehl erhielte, klatschte er mit seiner Geisel, darüber wurden die Pferde, darunter einer kollerte, scheu, und fiengen heftig an zu rennen, so daß man Gefahr eines harten Sturzes vor sich sah. Zasius, der dem zuvorkommen wollte, faßte Muth,

und sprang aus dem Wagen, lidt zwar einen schweren Fall, entgieng aber doch glücklich, zumal da ihm sein Bube, der hinten auf dem Wagen war und herabsprang, sogleich zu Hülfe kam. Seld, der eben als die Pferde scheu wurden, in einem Gebethbuche gelesen, sprang nach, war aber unglücklich. Er fiel mit dem Kopf auf einen Stein, der an die Schläfe traf, und verletzte sich auf eine sehr gefährliche Weise. Es eilten zwar sogleich Bedienten des kaiserlichen Rathes Trautson, dessen Gartenhaus in der Nähe war, zu Hülfe. Man brachte ihn in das nächstgelegene Haus; jedoch umsonst, er konnte kaum noch wenig Worte hervorbringen, und nach einer halben Stunde war er todt [s].

Der Fall verursachte nicht geringe Bestürzung, besonders bey dem Kaiser. Dieser gestunde, daß er gerne zwey Tonnen Goldes darauf verwenden wollte, wenn er ihn wiederum zum Leben zurückbringen könnte, er gab sogleich Befehl, man sollte Seldens Kopf in Gips abgießen und bilden, damit bey einem zu errichtenden Grabmale das ächte und wahre Bildniß eines so verdienstvollen Mannes, der Nachkommenschaft dar-

---

s den 26. May 1565.

dargestellt werden könnte, und bey der Leiche war die Begleitung so zahlreich und prächtig, daß bey wenigen fürstlichen Personen dergleichen gedacht wurde, ja der Conspectus Historiä Universitatis Viennensis bezeuget, daß Hof und Inwohner zu Wien davor gehalten, ein größerer Mann, als dieser Seld, hätte nie in ihren Mauern gelebet.

Johannes Crato, welcher zu solcher Zeit kaiserlicher Leibmedicus gewesen, machte auf seinen Tod ein Sinngedicht, welches zwar zu hoch gespannt ist, jedoch aber gleichfalls zum Beweise dienet, in welchem großen Ansehen Seld gestanden, und wie hoch er geachtet worden. Es ist folgendes:

Selde, tuo casu cecidit respublica. Tecum
ne jaceat tumulo, morte peremta precor.

Er und seine Gemahlinn, welche sogleich drey Monate hernach gestorben, liegen in der Minoritten Kirche zu Wien begraben. Ich halte für würdig, die sonst nach nirgends gedruckte Grabschrift dieses wirklich großen Mannes, welche mir durch die Gefälligkeit des Herrn P. Denis zu Theil worden, hieher zu setzen. Sie lautet also:

D. O. M.

D. O. M.

Georgio Sigismundo Seldio

J. V. D. Impp. Caroli V. & Ferdinandi I.

Vice-Cancellario

Maximiliani quoque II. & Philippi II.

Hiſpaniarum regis

Conſiliario intimo,

non tam ſuorum,

quam omnium fere imperii procerum ac

ſtatuum luctu,

fato quodam heu nimis acerbo

reipublicæ negotiis impeſtive erepto

nec non

Urſulae Rudolfinae

marito moriendo mox ſubſecutae

haered. maeſtiſſ.

P. C.

Jacob Hörbrot.

Jacob Zörbrot war ein Mann, der von einer niedrigen Klasse der Bürgerschaft, darinn er gebohren war, sich in seinem damal in voller Blühte stehenden Vaterlande, zur höchsten Würde geschwungen, in großem Ansehen und Reichthum gelebet, und große Gewalt erlanget hat, von welchem aber gleichwohlen die Geschichte nicht allzu viel Gutes und Rühmliches zu sagen weiß. Sein Vater war ein Krämer, ein Mann von mittelmäßigem Vermögen, wenigstens soll sein Sohn nicht mehr als 400 Gulden von ihm ererbet haben, wiewohl ich dieser Nachricht nicht gänzlich Glauben beymessen will, da ich sie allein aus der Schmähschrift habe, die hernach auf den Sohn gemacht worden. Vielmehr bewegen mich andere Umstände, zumal die Verheurathung des Sohnes an ein Frauenzimmer aus einem angesehenen und reichen Hause mannsgeschlechte, Maria Kraffterin, ihm etwas größeres zuzutrauen. Der alte Jacob Zörbrot war unter seiner Zunft bereits ein angesehener, aber auch meisterlicher Mann. Seine Zunftgenossen erwählten ihn zum Zunftmeister, hernach aber wurde er von ihnen auf dem Zunfthause er-

Jacob Hörbrot war ein Mann, der von einer niedrigen Klasse der Bürgerschaft, darinn er gebohren war, sich in seinem dazumal in voller Blühte stehenden Vaterlande, zur höchsten Würde geschwungen, in großem Ansehen und Reichthum gelebet, und große Gewalt erlanget hat, von welchem aber gleichwohlen die Geschichte nicht allzu viel Gutes und Rühmliches zu sagen weis. Sein Vater war ein Kürsner, ein Mann von mittelmäßigem Vermögen, wenigstens soll sein Sohn nicht mehr als 400 Gulden von ihm ererbet haben, wiewohl ich dieser Nachricht nicht gänzlich Glauben beymessen will, da ich sie allein aus der Schmähschrift habe, die hernach auf den Sohn gemacht wurde. Vielmehr bewegen mich andere Umstände, zumal die Verheyrathung des Sohnes an ein Frauenzimmer aus einem angesehenen und reichen Kaufmannsgeschlechte, Maria Kraffterin, ihm ein größeres zuzutrauen. Der alte Jacob Hörbrot war unter seiner Zunft bereits ein angesehener, aber auch meisterloser Mann. Seine Zunftgenossen erwählten ihn zum Zunftmeister, hernach aber wurde er von ihnen auf dem Zunfthause er-

stochen. Auch diesen Umstand findet man bey keinem Chronikschreiber, und nur allein in gedachter Schmähschrift angeführt, da es aber mit besonderer Zuversicht geschiehet, so ist fast nicht daran zu zweifeln.

Man liest von dem jungen Hörbrot nichts, bis daß er schon zu Ehren gekommen. So viel mag gewiß seyn, daß er als ein besonders ehrgeiziger Mann in seiner Jugend, und vornehmlich seit seiner Verheyrathung, sich alle Mühe gegeben, sich ein Vermögen und gute Einsichten zu erwerben. Es gelang ihm auch, nicht sowohl durch sein Handwerk, als vielmehr durch Handelschaft, theils mit Pelzwaare, theils auch mit Juwelen und Kunstarbeiten, womit er sich nach der Zeit sehr abgegeben, und er brachte es endlich zu einem Vermögen, welches auf 500000 Gulden geschätzet wurde. Sein guter Verstand brachte auch ihn bey seinen Zeitgenossen in Ansehen, und durch ihre Wahl zu der Stelle eines Zunftmeisters, alsdenn in den Rath, und endlich zu dem Bürgermeisteramte, welches er zweymal neben dem Geschlechter Johannes Welser, einem rechtschaffenen Manne, der aber dem arglistigen Hörbrot und seinem Anhange nicht gewachsen war, verwaltete.

Nach=

Nachdem Hörbrot in den Rath erwählt worden war, machte er sich gar bald einen Anhang unter denen von Zünften, die ihn wegen seines Verstandes, seiner schmeichelhaften Gefälligkeit und seines einnehmenden Wesens, auch seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit zu Geschäfften, ausnehmend hochschäzten, und durch diesen wurde er gar bald zu Betreibung der wichtigsten Angelegenheiten gebraucht, besonders auch zu solchen, wo man einen guten persönlichen Anstand und guten Vortrag für empfehlende Eigenschaften zu halten pfleget, wie zu Abordnungen, Komplimentirungen und andern dergleichen Geschäfften.

So wurde er, bald nachdem er in den Rath gekommen, mit Hans Welsern auf den Reichstag geschicket [a], den König Ferdinand wegen der Türkenhülfe nach Nürnberg ausgeschrieben hatte; so verordnete man ihn neben Johann Jacob Fuggern, und Georg Wielanden, dem großen kaiserlichen Staatsminister Granwella entgegen zu gehen, und ihn im Namen der Stadt zu empfangen, da derselbe als kaiserlicher Bevollmächtigter auf den eben dahin in folgendem Jahre[?] ausgeschriebenen Reichstag [b], durch Augsburg reiste, ge-

a 1542. b 1543.

ringerer Abschickungen und Komplimentirungen nicht zu gedenken.

Hörbrot, welcher nun aus der Zunft der Kürsner in der Kaufleute Zunft gekommen, und von dem Kaiser war geadelt worden, kam eben in dem unglücklichen Jahre [c] zum Bürgermeisteramte, als das Mißtrauen und die Verbitterung zwischen dem Kaiser und den protestantischen Ständen immer größer wurde, und der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich schien. Die Stadt Augsburg hatte sich schon neun Jahre vorher in den schmalkaldischen Bund begeben, und dadurch einige Abneigung des Kaisers zugezogen, und nun war die gänzliche Ungnade nicht weit entfernet. Anstatt daß man solche abzuwenden sich hätte bearbeiten sollen, geschah vielmehr alles, was zu mehrerer Verbitterung gereichen konnte, und es ist nicht zu läugnen, daß davon fast alle Schuld auf Hörbrot und seinen Anhang fällt.

Vielleicht glaubte er, um so unabhängiger seyn zu können, wenn die Stadt sich dem kaiserlichen Ansehen entziehen würde, und um so unumschränkter darinn zu befehlen; vielleicht war

c 1545.

war es Uebermuth und Stolz auf den damaligen Reichthum und Wohlstand der Stadt und Bürgerschaft, die ihn verleiteten; vielleicht suchte er darinn eine Größe, daß er mit seinem Anhang Entschließungen durchzubringen suchte, und wirklich ins Werk brachte, denen sich die Geschlechter und ihr geringer Anhang äußerst widersetzten. Dann wahrer Eifer für das gemeine Beste der Stadt, welcher er vorstunde, oder des Religionstheiles zu dem er sich hielte, war es wohl nicht, wenigstens zeigen ihn seine übrigen Handlungen weder als einen Patrioten, noch als einen frommen und eifrigen Protestanten.

Das erste, was er vorschlug und durchsetzte, war, die Stadt und Bürgerschaft in Vertheidigungsstand zu setzen, ein Vorhaben, welches sogleich dem Kaiser verdächtig fallen, und ihn zur Ungnade reizen mußte. Sebastian Schärtlin, der berühmte Kriegsmann, war schon seit einiger Zeit der Stadt Hauptmann, ein Mann, dem es darum zu thun war, daß Krieg und Unruhen entstunden, dabey er Vergnügen und Vortheile zu finden hoffte. Dieser war so ziemlich von Hörbrots Parthey, gab zu manchen

hitzigen Anschlägen Beyfall, und suchte sie auszuführen, ja er trug kein Bedenken, Hörbroten seinen Landesfürsten zu nennen. Jemehr dieses jenem schmeichelte, um so mehr wuchs sein Stolz und Ehrgeiz. Man beschloß nun, die gänze Bürgerschaft aufzubiethen, stellte einen Zug zu Roß und zu Fuß an, bey welchem alle, welche zu Waffen tüchtig waren, auf dem Fronhof gerüstet erscheinen mußten. Der Zug gieng sodann auf die sogenannte Unebene zwischen dem Hochgericht und dem Dorfe Kriegshaber. Daselbst geschah durch Schärtlin und andere Hauptleute die Musterung, bey welcher 3596 zu Fuß, und 470 zu Pferd ausgewählet wurden, welche sich alle in gelb kleiden mußten, und viele Kosten dabey hatten. Bey diesem Zuge führte Georg Fugger die Hauptfahne, der als ein sehr ergebener Anhänger des Kaisers, die Anstalt wohl nicht als ein ernsthaftes Geschäffte, sondern als ein Kinderspiel, und als eine Gelegenheit, hübschen Aufwand zu machen, mag angesehen haben. Philipp Adler aber, und Jacob Hörbrot, der zweyte Sohn des Bürgermeisters, führten die Rennfahnen. Paul Hector Mair schreibt davon: Man hat alles geordnet als wie es in dem Krieg zu gath, im angriff, man ist

gegen

gegen ainander zogen in der Ordnung, vnd gegen ainander gschossen vnnd das feldt geschütz laßen abgen, inn Summa, es ist gar köstlich vnd gewaltig genug zugangngen. Er setzt aber auch hinzu: Ich mains man hab es drossen mit dem Burgerzug, hinder sich, wie Bauren Knebelspieß tragen. Und an einem andern Orte schreibt er: Seit der schandlos Burgerzug geweßt, ist sinder kein Glück noch Heil hier geweßt. Gott woll es beßern mit dieser Stadt, damit wir nicht all obeinander verderben, laßt uns Gott den allmächtigen treulich darumb bitten, daß er seinen billichen Zorn woll von uns abwenden, oder doch gnädiglichen milden, dann wir warlich alle zuviel gethan haben, mit unserm Bracht und Ubermuth, den wir bißher getrieben haben. Gott vergebs allen die daran schuldig sind geweßt. Die Stadt zwar kostete dieser Spaß kaum 700 fl., aber die Bürger selbsten machten dabey vielen unnöthigen und kostbaren Aufwand. Diese übermüthige Musterung hatte nicht den geringsten Nutzen, und vermehrte vielmehr die Feinde der Stadt. Zu eben der Zeit wurden einige Fähnlein Kriegsknechte angeworben, die Schärtlin auf seiner Herrschaft Burtenbach liegen hatte, bis man sich ihrer zu bedienen

nöthig erachtete, und zugleich wurde die Stadt mit aller Macht bevestiget, und eine ungeheure Summe darauf verwendet.

Hörbrot war dazumal in sehr genauer Verhältniß mit Landgraf Philipp von Hessen, einem der mächtigsten der schmalkaldischen Bundsstände. Er hatte starken Handlungsverkehr mit ihm, wobey dem Landgrafen keine sonderbare Vortheile, um so größere aber dem Verkäufer zufloßen. Ueber dieses streckte er dem Landgrafen eine ansehnliche Summe Geld vor, dabey er sich auch nicht verkürzte. Indessen kam er doch in Sorge, es zu verlieren, und drang auf die Heimzahlung. Dem Landgrafen war es dazumal nicht möglich; daher beredete ihn Hörbrot, ein solches Anlehen bey der Stadt zu suchen. Dieses geschah, Hörbrot brachte die Bewilligung zuwegen, machte sich damit bezahlt, und ließ die Gefahr dem gemeinen Wesen, für dessen Sicherheit er zu sorgen verpflichtet war.

Diese Geschicklichkeit, mit allem was er anbrachte, sowohl bey dem Rath, als bey Höfen durchzudringen, bestund nicht nur in Ueberredungskunst und Schmeicheleyen, sondern er nahm auch andere Kunstgriffe zu Hülfe. Wenn besondere

Vor-

Vortheile zu vermuthen waren, nahm er Gelder zu hohen Zinsen auf, um sich dadurch den Darleihern gefällig zu machen. Er wußte mit Bestechungen sehr wohl umzugehen, lud diejenigen fleißig zu Gast, die er zu seinen Absichten nöthig fand, und ließ dazu sich keinen Aufwand schmerzen. Denn so habsüchtig er sich in vielen Fällen zeigte, so lebte er doch dabey prächtig, und trug kein Bedenken, Summen zu verschwenden, wenn nur seine Absichten dadurch erreichet wurden.

Fast zu eben der Zeit, da Landgraf Philipp durch Hörbrots Vermittlung das Anlehen erhielte, suchte der römische König Ferdinand eben dergleichen, erhielt es aber durch Hörbrots Abrathen nicht. Man schützte Unvermögenheit vor, und trug kein Bedenken, den König, welchen man zu schonen Ursache hatte, dadurch zu beleidigen.

Damals hatte der Rath der Reichsstadt Donauwörth die evangelische Religion einzuführen beschlossen. Um demselben dabey mit gutem Rath an die Hand zu gehen, übernahm es Hörbrot, mit Matthäus Langenmantel, sich dahin zu verfügen. Indessen war dieses Geschäffte für ihn sehr kützlicht, er trieb es also in größter Stille, weil es der Kardinal Otto, Bischof zu Augs-

burg,

burg, auf das möglichste zu hintertreiben suchte. Nach seiner Zurückkunft aber beredete er den hiesigen Rath, dem zu Donauwörth 300 Mann zu Hülfe zu schicken, um ihm, besonders wegen der durchmarschirenden spanischen und italiänischen Völker, Hülfe zu leisten, eine Sache, welche gleichfalls dem kaiserlichen Hofe nicht angenehm seyn konnte.

Im folgenden Jahre [d], da Hörbrot nicht im Amte war, kam es mit dem Kriege zum Ausbruch. Zuvor noch ließ der Kaiser nicht nur an die vornehmsten Städte des Reiches Schreiben ergehen, darinn er sie von dem schmalkaldischen Bunde abzustehen erinnerte, und zugleich versicherte, daß es mit seinen Kriegs-Zurüstungen keine andere Absicht habe, als einige widerspänstige Fürsten zu demüthigen, sondern er ließ auch auf dem Reichstage zu Regensburg durch seine Minister, den Abgeordneten der Reichsstädte gleiche Aeußerungen thun. Allein, es machten in Augsburg dieselben keinen Eindruck, und man beschloß, besonders auf Hörbrots und Georg Oestreichers Betreiben, der in diesem Jahre Burgermeister aus der Zunft der Kramer war, bey dem

d 1546.

dem Bunde vest zu bleiben, und wenn derselbe für nöthig fände, sich dem Kaiser zu widersetzen, mit allen Kräften ein gleiches zu thun. Ein Schluß, welcher die gute Stadt in unersetzlichen Schaden gestürzet hat. Nunmehr war also die kaiserliche Gnade völlig verscherzet, und alle Last seines Grimmes zu erwarten. Um sie abzuhalten, wurde noch mehr Volk angeworben, die Stadt noch besser bevestiget, noch nähere Vereinigung mit den Bundsfürsten geschlossen; ja, Hörbrot bedachte sich nicht, die Sache dahin einzuleiten, daß nicht nur die verbundenen Stände mit sehr großen Geldsummen von dem Rath unterstützet wurden, wobey ihm auch manches eigennützige Verfahren zur Last geleget wird, sondern selbst auch noch andere Stände, besonders den Herzog von Pfalz-Neuburg, gegen den Kaiser aufzubringen, und in den schmalkaldischen Bund zu ziehen.

Während des Krieges brachten die muthigen Thaten des tapfern und berühmten Kriegsobristen Schärtlins sowohl, als dessen an Stiftern und Klöstern verübte Gewaltthätigkeiten, die von Hörbrot gebilliget und bewundert wurden, den Kaiser immer mehr gegen die Stadt und deren zünftische Verfassung, vornehmlich gegen ihr

zünfti

zünftisches Oberhaupt, Hörbroten, auf. Jedoch, sowohl der Fortgang als das Ende des Krieges sind bekannt, und gehören nicht zum Zwecke. Augsburg, das zuvor vor einer Belagerung zitterte, ergab sich des Kaisers Gnade, und erhielte solche, durch Anton Fuggers Vermittlung, wiewohl mit zerstörenden Kosten. Hörbrot war in diesem Jahr [e] wiederum im Amte, und merkwürdig ist es, was der baierische Kanzler Leonhard von Eck prophezeyte, als er dessen Wahl vernahm, da er sich ausdrückte, unter diesem Bürgermeister würde Augsburg zu Grunde gehen: sub hoc consule peribit Augusta. An allen Unterhandlungen mit dem Kaiser aber hatte er keinen öffentlichen Antheil.

Die Erbitterung des Kaisers über die zünftische Verfassung war nun auf das höchste gestiegen. In der That waren es die von Zünften, welche durch ihre übermüthige Denkungsart und unüberlegten Rathschläge die Stadt in ein Unglück gestürzet hatten, daraus sie sich nicht mehr erholen konnte, wenn ich auch alles übrige beyseite setze, und auf Werth und Unwerth beruhen lasse, was dieser Verfassung sonst noch vorgeworfen zu werden

e 1547.

den pfleget. Die Geschlechter dagegen, besonders die Fugger, Welser, Baumgartner und andere, stunden bey dem Kaiser in großen Gnaden, waren mehrentheils rechtschaffene Männer, die sich sowohl um ihre Vaterstadt, als um das kaiserliche Haus, und um das ganze Reich Verdienste gemacht hatten, sie besaßen unermeßliche Reichthümer, und waren in und außer Deutschland in gutem Rufe. Daß nun die genannten, und alle übrigen, sowohl alten als neuen Geschlechter, mit allen ihren Stubengenossen, denen von Zünften, zumal von gemeinen Handwerkern, die weit größere Gewalt als die gesitteten ausübten, nicht sehr geneigt gewesen, ist leicht zu begreifen. Eines Theils verdroß es sie noch immer, sich von einem Ansehen herabgesetzt zu sehen, darinn ihre Vorfahren sich von ältesten Zeiten her, Jahrhunderte hindurch behauptet hatten, andern Theils war es seit Einführung der Zünfte so herkömmlich, daß diese jene neckten, wo sie nur konnten, sie einzuschränken suchten, ihnen ihre Privilegien beschnitten, und allerley Verordnungen machten, die ihnen auf keine Weise gefallen konnten.

Eben Hörbrot war auch einer von denen, welche sich ein Vergnügen daraus machten, die Ge-

schlechter zu kränken. Er hatte nicht nur sich selbst ihrer Gesellschaft aufgedrungen, sondern wollte nun auch seine Tochtermänner, die meistens von gemeinem Herkommen gewesen, ihnen aufbürden, woraus nicht geringe Verbitterung entstunde. Jedoch, es ist zu langweilig und unnöthig, sich bey dergleichen kleinen Händeln zu verweilen, genug, daß auch diese dazu beytrugen, die für unsere Stadt merkwürdige Revolution im Regimente zu befördern.

Die mächtigsten der Geschlechter machten sich den Unwillen des Kaisers zu nutzen, und verfaßten eine Vorstellung gegen das Zunftregiment, darinn sie, obwohl mit zu starken Zügen, alle die bösen Folgen abmalten, welche aus heftigen Rathschlägen für die Stadt entstanden waren, davon die lezte Ungnade des Kaisers nicht die geringste gewesen. Mit dem kaiserlichen Rathe, D. Selden, wurde das mehrere verabredet, und durch diesen dem Kaiser, als er auf einem der wichtigsten Reichstage [f] hier anwesend war, der Plan vorgelegt, welcher ihn ohne Anstand begnehmigte. An dem zu Ausführung desselben bestimmten Tage wurden in aller Frühe der große und kleine Rath, wie

f 1548.

wie auch alle Stadtbedienten, nebst etlichen Geschlechtern und angesehenen Bürgern, in das kaiserliche Quartier berufen, von welchen allen die allerwenigsten nur vermuthen konnten, was davon die Absicht seyn möchte. Dort gieng die Veränderung vor sich, eine Handlung, die ich nicht nöthig habe zu beschreiben, nur ist die Anekdote merkwürdig, die erzählet wird, daß als Seld in seiner Rede den Ausdruck gebraucht, es wären einige der zünftischen Rathsherren, die für ihre Mißhandlungen wohl etwas anderes als die kaiserliche Gnade verdienet hätten, der Kaiser Hörbroten mit einem so strafenden Blicke angesehen habe, daß diesem vor Schrecken der Angstschweis allenthalben ausgebrochen sey.

Durch diese Veränderung kam Hörbrot um sein ganzes Ansehen, und wurde beynahe zum Gespötte. Doch er war nun ein sehr reicher Mann, und suchte bald sich wiederum Freunde zu machen, es sey auf welche Weise es wollte.

Allein, ohne alle Anfechtungen blieb er in Ansehung seiner getragenen Aemter und Verwaltungen eben nicht. Noch ehe die Veränderung vor sich gegangen, ließ der Kaiser den Hörbrot, damals, weil er in diesem Jahre nicht im Amte

war, sogenannten alten Bürgermeister, zu sich fordern. Dieser argwohnte nichts Böses, daher ritt er ganz prächtig, in Begleitung seines Sohnes und eines Dieners, in des Kaisers Quartier, und bildete sich ein, es würde vielleicht hier eine gute Handelschaft zu treffen seyn. Er fand sich aber in seiner Meynung sehr betrogen. Die kaiserlichen Räthe ließen ihn vor sich fordern, und trugen ihm sogleich auf, vor ihnen einen leiblichen Eid zu schwören, daß er auf alles, was er gefraget würde, die reine Wahrheit bekennen, und nichts, unter schwerer Ahndung, verhalten wollte. Er weigerte sich zwar dieses zu thun, allein, es half nichts, er mußte schwören. Hierauf wurden ihm viele wichtige Fragen vorgelegt, welche hauptsächlich seine Amtierung betrafen, und worüber er sich, weil er sich solche aus dem Stegreife nicht sogleich zu beantworten getraute, Bedenkzeit ausbath. Sie wurden ihm also schriftlich zugestellt, man ließ ihn in ein anderes Zimmer abtreten, jedoch durch Trabanten bewachen. Nachdem er wiederum eingetreten, und sich nochmalen entschuldiget, in so kurzer Zeit sich verantworten zu können, lud man ihm auf, eine Bürgschaft zu stellen, daß es innerhalb vier Tagen geschehen soll, und diese wurde anfangs auf 80000,

hernach auf sein Bitten auf 60000, und endlich auf 50000 Gulden gesetzet.

Hörbrot brachte diesen Vorfall sogleich an den Rath, jedoch ohne die vorgelegten Fragen vorzuweisen, die er als ein großes Geheimniß angesehen wissen wollte. Der Rath ließ die Sache durch seine Advocaten berathschlagen, suchte sie durch Unterhandlungen in bessere Wege einzuleiten, richtete aber nichts, und so sehr sich Hörbrot schmeichelte, die Sache würde liegen bleiben, so beharrete man dennoch auf der verlangten Bürgschaft. Es kam endlich heraus, daß die Beschuldigungen, die ihm gemacht wurden, meistens die von dem Schärtlin zugefügten Schäden beträfen. Hörbrot verlangte, der Rath solle ihn deßwegen vertreten. Obwohl nun dieser wenig davon wußte, was zwischen diesen Beeden verhandelt worden, so nahm er sich dennoch seiner an, und durch Unterhandlung gedieh es so weit, daß die Summe der Bürgschaft auf 25000 Gulden herabgesetzet wurde. Es zeigt sich nirgends das Ende von dieser Handlung. Entweder hat sich Hörbrot durchgelogen, und sich mit Rathsschlüssen geschützet, wozu er klug genug gewesen, oder durch Bestechungen, Schmeicheleyen, Gastereyen und

andere größtentheils niederträchtige Wege, zu helfen gewußt, in welcher Kunst er ziemlich Meister gewesen ist. Darinn möchte wohl zu viel geschehen, wenn man die ganze Schuld der kaiserlichen Ungnade gegen die Stadt, und des bey dieser Gelegenheit zum Vortheil der gegen den Kaiser verbundenen Fürsten und ihrer Kriegsrüstung gemachten Aufwandes, allein auf Hörbrot wälzet. Georg Oestreicher hatte an den Aufwiegelungen des Anhangs gleichen Antheil. Dieser Anhang verursachte die mehrern Stimmen bey den Entschließungen des Raths, und diese Entschließungen bevollmächtigten Hörbroten zu dem Aufwand, der aus dem Vermögen des Staates genommen wurde. Er nahm aber die Summen, die hiezu erfordert wurden, nicht allein, sondern seine Kollegen in den Aemtern, die sich den Rathsschlüssen nicht mehr widersetzen konnten, wenn sie auch für ihre Personen ganz anderst gesinnet waren und votiret hatten, wußten davon, erhoben und berechneten mit ihm die Gelder, und ihm kann sonst nichts als die Schuld einer bösen Einleitung aufgebürdet werden, denn was er alsdann that und thun konnte, das durfte nicht anderst als nach Maaßgab der Rathsschlüsse und mit Beywirkung seiner Amtsgenossen geschehen. Im übrigen ließ Hörbrot in seinem Uebermuth

muth nicht nach, so sehr sich in Ansehung seiner auch die Scene geändert hatte. Der Rath fand für gut, die kaiserlichen Räthe, besonders den von Liera und andere, auf der Geschlechterstube zu tractiren, ohne daß Hörbrot dazu gebethen wurde. Darüber trotzte er, und bath die ganze Kaufmannschaft zu einem Gastmahle, welches er auf der Stube der Kaufleute anstellte. Der Rath empfand diesen Trotz sehr übel, und ließ ein Verboth deßwegen ergehen, daß sich künftighin niemand mehr dergleichen unterstehen sollte.

Zu eben der Zeit hatte er verdriesliche Händel mit Leonhard von Beckenstein, einem hier wohnenden Edelmann, mit dem er schändlichen Wucher getrieben, der ihm nicht zur Ehre gereichte. Auf Befehl des Kaisers wurde von dem Rath eine Commission niedergesetzt, welche die Sache untersuchen mußte, allein, Hörbrot wußte es so listig zu karten, daß eben nichts allzu nachtheiliges gegen ihn beschlossen wurde. Ueberhaupts wird ihm schändlicher Wucher, den er mit verschiedenen Fürsten und Herren getrieben, nicht wenig zur Last geleget.

Indessen war er wegen der Ungnade des Kaisers, sowohl als wegen bekannter Beschuldigun-

gen, bey einem großen Theil, zumal der angesehenen Bürgerschaft äußerst verhaßt. Es kam sogar eine weitläuftige Schmähschrift, in Form eines Gespräches zwischen ihm und Georg Oestreichern, geweßten Bürgermeister aus der Kramerzunft, und vertrauten Freunde Hörbrots, zum Vorschein, darinn diesem sehr viele schlechte Streiche theils vorgehalten, theils von ihm selbst erzählet wurden. Er war darauf nicht wohl zu sprechen, und ersuchte den Rath, den Verfasser dieses Gespräches auszukundschaften, es wurde ihm auch versprochen, allein, der Verfasser wußte sich zu verbergen.

Das war noch dazu eben zu der Zeit, als wegen eines Reichstages Kaiser, König, Fürsten und Gesandten in Augsburg waren, und zu welcher er noch eine andere äußerst erniedrigende Beschimpfung, sogar von dem römischem Könige erdulden mußte, bey welchem er sich gleichwohl auf die niederträchtigste Weise einzuschmeicheln suchte. Er und sein Sohn Hieronymus warteten jeden Schritten des Königs ab, und wenn dieser aus der Kirche gieng, schloßen sie sich an dessen Gefolge, wie wenn sie dazu gehörten, so, daß sie sich der königlichen Dienerschaft, wie ihren Mitbür-

gern

gern zum Gespötte machten. Sie waren sogar so unverständig, vorzugeben, der Sohn hätte Hoffnung, des Königes Truchsäs zu werden, und dieser stund oft frech auf der Straße, und log seinen Freunden vor, was der König mit ihm gesprochen hätte, daß er eben von ihm oder dem Kaiser herkäme, oder hingienge, und dergleichen, so wie auch heut zu Tage vielfältig von der Art lächerlicher Leute zu geschehen pflegt. Eben zu der Zeit also, da sich die ganze lächerlich ehrgeizige Familie mit solchen Windbeuteleyen groß machte und brüstete, schickte der König wirklich nach Hörbroten, der sich sogleich demüthig einstellte, seinen geliebten Sohn mit sich nahm, und große Dinge erwartete. Es war aber nichts anders, als daß der König bey ihnen ein vorzüglich schönes Pelzfutter von Zobel für den Kaiser suchte, wo er keinen Preis vorschrieb. Sie versprachen sogleich eines zu verschaffen, dergleichen unter der Sonnen nicht sollte gesehen worden seyn, wie sie sich nach ihrer pralenden Gewohnheit ausdrückten. Hörbrot hatte selbst eines, das er bey dieser Gelegenheit dem König einschwatzen und gerne theuer anbringen wollte, ohne sich um andere umzusehen. Dieses wurde zum Königе gebracht, und er behielt es bey sich. Indessen hatte er auch andern aufgetragen, der-

gleichen aufzusuchen. Diese fanden bey einem andern Kaufmann ein weit schöneres, um ungleich billigern Preis. Darüber wurde der König äusserst aufgebracht. Er schickte nach Hörbroten, welcher etwas dergleichen ahndete, und nicht selbst kam, sondern allein seinen Sohn gehen ließ. Der König zeigte diesem seinen ganzen Unwillen über ihr gewinnsüchtiges und unehrerbiethiges Bezeigen, und brach endlich in die Worte aus: Du und dein Vater hätten vor etlich Jahren verdient, daß ihr gehenkt worden wäret, und das magst du deinem Vater sagen. Diese Abfertigung wurde sehr ruchtbar, und diente noch weiters dazu, ihn verächtlich und zum Gespötte zu machen, ja eine Bestrafung, die ihm darauf bevorstunde, und die Abwendung der königliche Ungnade, soll ihn nicht geringe Summen gekostet haben.

Jedoch, es kam nun wieder eine Zeit, wo der so tief gefallene Hörbrot plötzlich in die Höhe stieg, sich auf die alte Stelle setzte, und übermächtiges Ansehen in seiner Vaterstadt behauptete, ohne gleichwohlen die wahre Liebe und Hochachtung der Bürgerschaft sich zu erwerben [g]. Churfürst Mauriz von Sachsen hatte den bekannten Feldzug

g 1552.

zug gegen den Kaiser eröffnet, und näherte sich der Stadt, welche schon vergebens bey dem Kaiser Hülfe gesucht hatte. Sie wurde aufgefordert, und ergab sich den siegreichen Waffen des Churfürsten um so leichter, als die Bürgerschaft sich zu wehren wenig Lust bezeigte. Es wurden Abgeordnete in das Lager geschickt, um die Tractaten zu schließen, denen sich Hörbrot und Oestreicher ohne Erlaubniß des Raths zudraug, um die Bürgerschaft zu vertreten. Ja, Hörbrot nahm sogleich ohne weitere Anfrage zween hohe Officiere in die Stadt, und über Nacht in sein Haus. Unter den Bedingungen der Capitulation war auch diese, daß die zünftische Verfassung wiederum hergestellt werden sollte. Hörbrot und Oestreicher, die an solchen Bedingungen, die sie selbst an die Hand gegeben, den meisten Antheil hatten, und welchen dieses gefundene Speise war, warfen sich sogleich zu Unterhändlern auf, alles auf vorige Weise anzurichten, veranstalteten die Rathswahl, und Hörbrot wurde, wie leicht vorherzusehen war, abermals Bürgermeister. Von Geschlechtern wollte sich niemand dazu gebrauchen lassen, dann sie waren theils dieser Einrichtung abgeneigt, theils furchten sie den arglistigen Amtsgenossen, bis sich endlich dennoch Anton Rudolph dazu bequemte.

Der feine Hörbrot that anfangs eben dergleichen, und weigerte sich, dem Scheine nach, mit allen Kräften, die ihm aufgetragene Würde anzunehmen, gestunde auch offenherzig die Ursache, weil ihm von dem Kaiser, wegen voriger Amtirung, sogar mit dem Henker gedroht worden wäre. Allein, er wollte nur darum gebethen seyn, und sobald es so weit gekommen, nahm er das Amt von Herzen gerne an, suchte sich darinn vestzusetzen, und der erneuerten Verfassung eine dauerhafte Gestalt zu verschaffen. Dieses griff er auf eine listige Weise an. Er wußte, daß die von dem Kaiser so sehr begünstigten Geschlechter derselben hauptsächlich abgeneigt waren, weil sie dabey ihr Ansehen und ihre Gewalt zu sehr beschränkt, und vielfältig Leute vom niedrigsten Herkommen sich vorgesetzt und vorgezogen sehen mußten. Um ihnen nun die Verfassung angenehmer zu machen, trug er darauf an, daß die Zusätze von Zünften vermindert, und also eine bessere Gleichheit zwischen den Geschlechtern und diesen hergestellt werden sollte, und dieses wurde auch für dermalen begnehmiget. Sobald er durchgedrungen, wußte er es bey Churfürst Mauriz, mit dem er um so leichter Unterhandlung pflegen, und bey ihm alles bewirken konnte, da er in seinem auf dem Heu-

markt

markt gelegenen Hause sein Quartier genommen hatte, und bey dessen Bundsgenossen dahin zu bringen, daß ein neuer Zunftbrief errichtet, und derselbe als ein ewig geltendes Gesetze bestättiget werden sollte. Der Antrag wurde von den Ministern, in Gegenwart des Churfürsten und der Fürsten, dem sitzenden Rath gemacht, allein die Geschlechter bathen sich Bedenkzeit aus, und drangen, doch mit Beystimmung verschiedener aus den Zünften, so weit hindurch, daß man beschloß, sich diese Zumuthung zu verbitten. Die Fürsten verlangten, auf gleiches Anstiften, noch mehr, allein, durch gleiche Gegenbemühungen wurden auch die übrigen Forderungen verbethen. Die Geschlechter bemerkten zum voraus, daß alle diese neue Einrichtungen keine lange Dauer haben würden, und lehnten also auf alle Weise es ab, sich verbindlich zu machen, da sie sich dadurch ohne anders die Ungnade des Kaisers zugezogen haben würden.

Die Anhänglichkeit an dessen Feinde machten Hörbroten nicht nur hier, sondern auch an andern Orten, die demselben ergeben waren, sehr verhaßt, welches er besonders zu Ulm erfahren mußte. Mauriz hatte sich mit seinem Kriegsheere dahin gezogen, und war im Begriff, die Stadt zu belagern.

lagern. Er schickte nach Augsburg, und ließ den Rath um Stücke dazu ansprechen, dieser aber war gleichwohl so bescheiden, das widersprechende einzusehen, daß eine Reichsstadt zu Belagerung einer andern die Stücke herleihen sollte. Man schickte eine Gesandtschaft an den Churfürsten, bey welcher der Bürgermeister Hörbrot die Hauptperson war, welche zwischen ihm und der Stadt die Güte versuchen sollte. Der Churfürst willigte darein, die von Ulm aber nicht. Hörbrot war bey der Bürgerschaft daselbst, die ihn für den Urheber der Uebergabe der Stadt Augsburg, und aller darauf erfolgten Veränderungen hielte, so übel angesehen, daß er Mühe hatte, ihrem Grimme zu entrinnen, und in Gefahr seines Lebens gekommen wäre, wenn ihn nicht der mehrere Beyfall seines Mitgesandten, Johann Böhlins, der in Ulm viele Blutsfreunde hatte, vor dem Ausbruche der Frevel geschützet hätte.

Indessen war es ihm dennoch vor einer nochmals möglichen Veränderung gewaltig bange. Er fühlte wohl, daß man ihm wegen eingegangener Capitulation alle Schuld geben, und daß mithin des Kaisers Ungnade vorzüglich auf ihn fallen würde. Diesem wollte er ausweichen, und sich

der Gewalt dazu bedienen, darinn er jetzt stunde. Er verlangte demnach vom Rath eine Urkunde, daß alles dasjenige, was bey Gelegenheit der Uebergabe durch ihn gehandelt worden, auf Befehl und mit Wissen und Willen des geweßten sowohl, als des neugesetzten Rathes geschehen sey. Er wußte wohl, daß man ihm zur Last legte, es wären in die Capitulation verschiedene Punkte eingerückt worden, dazu nur er die Veranlassung gegeben hätte. Er drang auch mit diesem Ansuchen hindurch, erhielte nicht nur die Urkunde, sondern sogar auch die Bewilligung, daß dieselbe dem Rathsbuche einverleibet wurde.

Damals wußte er alles, was er wollte, durchzutreiben. Er war das Haupt bey allen Berathschlagungen und Geschäfften, sogar bey allen Abordnungen, die erforderlich waren, wozu ehemals nicht leicht die Bürgermeister im Amte gebraucht wurden. Bey dem allem schmerzte es ihn, daß er mit dem Antrage, der zünftischen Verfassung eine ewige Dauer zu geben, nicht hatte durchdringen können. Er versuchte es also nochmals, und zwar zu der Zeit, da schon die Stände zu Passau, eine Vertragshandlung zu schließen, versammelt waren. Es war bereits, seiner Meynung nach,

die Sache trefflich eingeleitet, und mit denen von Zünften verabredet, als er das Concept eines Vertrags dem ganzen Rath vorlegte, und dessen Bestättigung erwartete. Dieser Vertrag war im Grunde kein anderer, als welcher vorher schon von dem Churfürsten war begnehmiget worden, nur mit dem Unterschied, daß man alles anstößige gegen den Kaiser, das in vorigen eingeflossen war, hinwegließ, weil Hörbrot glaubte, oder zu glauben vorgab, es sey dieses, was die Geschlechter davon hätte abgeneigt machen können.

Diese aber ließen sich nicht blenden. Sie blieben bey dem einmal gefaßten Entschluß, sich in keinen ihnen nachtheiligen Vertrag einzulassen, setzten hauptsächlich an dem neuen Vertrage die anzügliche Vorwürfe aus, welche ihren Voráltern in Ansehung der Verwaltung des Regiments gemacht worden waren, erbothen sich aber gegen die Zünfte zu aller Freundschaft und zu allem guten Vernehmen, um mit vereinigten Kräften das Beste des ihnen anvertrauten Stadtwesens zu besorgen. Zu diesen Zeiten der Gährung wurde, wie es dabey immer zu geschehen pflegt, zum Vortheil und Nachtheil dieser und jener Verfassung, unendlich viel geredet und geschrieben, und nicht ohne

laute

laute Partheylichkeit und mit bittern Vorwürfen, die eine erhoben, die andere erniedriget. Der Unpartheyische urtheilet am leichtesten, wo da oder dorten zu viel geschehen, und was hier der Verfassung, dort aber dem Menschen und dessen Leidenschaften zur Last falle. Ich finde weder Beruf noch Neigung, den Streit zu entscheiden.

Der passauische Vertrag war nun geschlossen, und die verbundenen Fürsten zogen sich zurück. Auch dort betrieben diese die Beybehaltung der zünftischen Verfassung in Augsburg, der Kaiser aber gab darauf kein Gehör. Der Rath beschloß an diesen eine Abordnung zu schicken, dazu aber hatte Hörbrot keine Lust. Man fand ihn auch nicht für tüchtig, sondern suchte dazu Männer, die bey dem Kaiser in Gnade stunden. In der That war der Kaiser nicht ungnädig, und erkannte wohl, daß der Magistrat zu der Uebergabe und zu der vorgegangenen Veränderung, durch überlegene äußere und innere Macht war genöthiget worden, indessen gab er nicht undeutlich zu verstehen, was er vorhätte, sobald er wiederum nach Augsburg kommen würde. Hörbroten wurde darüber nicht wenig bange. Er suchte alle Mittel, sich schön zu machen, auf, und gleichwie

wie er vor dem Kriege den Schmeichler und Heuchler meisterlich zu spielen wußte, so versuchte er es auch jetzt wiederum. Ein lächerlicher Zufall, der ihm damals begegnete, (wenn er nicht durch die Bosheit seiner Feinde angestellt war,) und der von verschiedenen Chronikschreibern erzählet wird, machte ihn zum Mährlein und zum Gespötte der ganzen Bürgerschaft und aller Inwohner. Es war bereits an dem, daß der Kaiser erwartet wurde. So sehr den Bürgermeister sein Gewissen drückte, daß er nicht als ein Freund desselben gehandelt, so sehr wollte er dafür angesehen seyn. Er hielte damals eine sehr kriechende Rede von seiner demüthigen Ergebenheit gegen das Oberhaupt des Reiches, davon alle, die sie hörten, anderst überzeuget waren. Plötzlich sprang unter den Rathssitzen eine junge weise Katze, mit rothem Halsband hervor, ein Sinnbild des Schmeichlers, und eine Erinnerung des ursprünglichen Standes, machte den Redner schamroth und stumm, und bewegte die Zuhörer zu unverstelltem Gelächter.

Der Kaiser war auch nach wenigen Tagen in der Stadt, und kaum war er eingetroffen, als er die Veränderung vorkehrte, die Hörbrot so sehr besorgte, und die wirklich allem Glanze seiner

Würde

Würde ein Ende machte. Zu bewundern ist es, daß dieser Mann der kaiserlichen Ungnade nicht noch mehr ausgesetzet gewesen, und ohne anders wußte er es durch geheime Wege zu bewirken, daß er nicht der Stadt verwiesen wurde, wie Georg Oestreichern, seinem getreuen Gehülfen, und andern ihrer Genossen geschehen ist. Gleichwohl wurde er in nicht geringen Schrecken und Schaden gesetzet. Er hatte vor dem Vogelthor einen Garten, welcher in Deutschland wenig seines gleichen gehabt haben soll. Dieser war ein Gegenstand, woran sich die vor den Thoren, unter Befehl des Grafen von Zollern, liegende kaiserliche Soldaten, um ihre Abneigung gegen den Besitzer zu zeigen, reiben, und auf eine nicht edle Weise ihren Muth kühlen wollten. Sie fielen ein, plünderten alles, und verheerten die unschuldigen Gebäude, Bäume und Lustwege auf unrühmliche Weise. Es machte nicht geringen Schrecken in der Stadt. Man glaubte, es wäre mit Befehl, oder doch mit Gutheißen des Kaisers geschehen, und besorgte noch weitere fürchterliche Folgen. Allein, dabey blieb es. Der Kaiser verließ die Stadt, und seine beschwerlichen Völker zogen ihm nach. Auf diese traurige Begebenheit kam ein ziemlich langes Klaggedichte zum Vorschein, darinn viel zur

Ehre des Gartens, und wenig zum Ruhme des Besitzers gesagt ist. Seit dieser Zeit kommt wenig mehr in der Geschichte von Hörbroten vor. So viel weis man, daß er sich wohl seyn lassen, fleißig Gastmahle und Zechen gegeben, und sein wohl oder schlecht erworbenes ansehnliches Vermögen ziemlich wiederum durchgebracht. Gleichwohl muß er sich, vielleicht eben dadurch, auch wiederum Gönner und Freunde unter den Geschlechtern und Rathsgliedern gemacht haben, wie aus einem Rathsschlusse zu ersehen ist [h], der ihm ertheilet wurde, und aus welchem man ihn für einen um die Stadt sehr wohlverdienten Mann halten sollte, wenn sonst nichts weiter von ihm bekannt wäre. Er bekam nämlich von dem Rath ein Röhrwasser, aus der ausdrücklich angeführten Ursache geschenkt, darum, daß er auf eines ehrsamen Rathes Zusprechen, zur Zeit, daß die Kriegsfürsten allhie gewesen, möglichen Fleißes befördert hat, daß ein ehrsamer Rath mit den Fürsten um eine leidentliche Summe Geldes davon gekommen.

Doch

---

h 1558.

Doch, um diese Zeiten kamen die Vermögensangelegenheiten bey der ganzen Familie, durch ausschweifende Ueppigkeiten und Wollüste in starken Verfall. Die prächtigen Kleinode, die sich Hörbrot angeschafft hatte, die kostbaren Tapeten, mit seinem Wappen ausgeziert, die er in den Niederlanden machen lassen, wurden versetzt und endlich vergantet [i]. Seine Kinder hatten sich zum Theil an Personen von Adel aus den Geschlechten der Freyherren von Hornberg im Oesterreichischen, der Rüdiger in Schlesien, auch hiesiger Geschlechter verheyrathet, einige Töchter aber mittelmäßige Kaufleute zur Ehe. Sie alle insgesamt halfen durch prächtige und verschwenderische Lebensart dazu, daß das Vermögen verringert wurde. Die zween ältesten, Hieronymus und Jacob, hatten sich, vermuthlich um dort wohlfeiler leben zu können, mit ihren Familien in die benachbarte Stadt Lauingen gesetzt. Dort trieben sie aber das alte Wohlleben fort, und steckten sich in große Schulden, so daß endlich die Gläubiger zufuhren, sich ihrer Güter bemächtigten, und die Häuser an die

i 1562.

Meistbiethenden verkauften. Hieronymus, der Hauptschuldner selbst, mußte angeloben, sich nicht zu entfernen. Er hielt aber sein Versprechen nicht, sondern setzte sich heimlich mit einem Fischer in einen Kahn, um auf der Donau zu seinem Schwiegervater nach Oesterreich zu kommen. Es gelang ihm aber nicht. Er wurde eingeholt, und gefangen gesetzt. Seine Frau wagte nicht nur für ihre Person ein gleiches, sondern nahm auch eine schöne Menge Hausgeräthe, Schmuck und Kleider mit sich, die von vielem Werthe waren, allein, auch sie wurde zu Neuburg angehalten, und alles zurückgebracht. Der Tochtermann Diesstetter, ein Mann von geringem Herkommen, war von gleichem Schlage. Als um diese Zeiten die Pest in Augsburg wüthete, flüchtete er, um ihr zu entgehen, mit Weib und Kindern und seinem ganzen prächtigen Hausrathe nach Donauwörth. Dort machte er prahlerischen Aufwand, sprach viel von seinem Vermögen und unerschöpflichem Reichthum, machte Bekanntschaft mit den vornehmsten des Raths, und suchte sie zu überreden, ihn und sein Weib zu Bürgern anzunehmen. Pracht und Ueppigkeit wurden so weit getrieben,

daß auch von der Kanzel darüber geeifert, und sie als ein ansteckendes Beyspiel verdammet wurden. Daher erhielt er auch seinen Endzweck nicht, und der Rath, der von ihm nähere Kundschaft eingezogen, verweigerte ihm gänzlich seine Bitte.

Es gieng aber um diese Zeit mit dem alten Hörbrot selbst zu Ende. Er verlor seinen Kredit so sehr, daß auch bey ihm selbst eine Vergantung seines Hauses bevorstunde. Ob es wirklich dazu gekommen, ist mir unbekannt, so viel aber ist richtig, daß auch er wegen großer Schulden die Stadt verlassen, und sich nach Neuburg geflüchtet hat. Die Gläubiger kundschafteten ihn daselbst aus, und erlangten Arrest auf seine Person in dem Gasthof, wo er sich aufhielte. Dort wurde er krank, und starb [k]. Zu größerm Unglück hatte er sich noch während seiner Krankheit mit der Augsburgischen Confession verwandten Geistlichkeit daselbst abgeworfen. Es fand sich, daß er Zwinglis Lehre vom heiligen Abendmahl beypflichtete, daher wurde ihm dieses auf seinem Todbette versagt, und also hielte man ihn auch einer

k 1564.

ehrlichen Begräbniß nicht würdig, sondern wollte ihn, andern zum Abscheu, an einem schändlichen Orte einscharren lassen. Doch nahm sich der Landvogt noch seiner an, und bewirkte bey dem Statthalter, daß er in einen Winkel des Gottesackers geleget wurde, dahin man sonsten Uebelthäter zu legen pflegte. Er selbst soll zwar in seinem Testament verordnet haben, daß man ihn in eine Ketzergrube werfen soll, aus was für einer Ursache aber er so strenge gegen sich selbst gehandelt, ist nicht wohl zu ergründen.

Hörbrot, welcher einige Jahre hindurch in seiner Vaterstadt eine sehr wichtige Rolle gespielt, hernach aber ein so klägliches Ende genommen, war kein so abgefäumter Bösewicht wie Schwarz, auch war er nicht so roh und ungesittet, nicht so neidig, gehässig und rachgierig wie jener. Seine Leidenschaften waren lächerlicher Stolz und eitler Ehrgeiz. Er trachtete nach Vermögen, nicht aus Geiz, sondern um sich Ansehen zu verschaffen; lebte üppig, nicht aus Wollust, sondern aus gleicher Absicht; suchte Rang und Würden, nicht um seine Mitbürger zu drücken, sondern um von

 ihnen

ihnen geehrt, geschmeichelt, gekützelt zu werden. Auch di: Schritte und Handlungen, wodurch er seine Vaterstadt in Unglück brachte, floßen aus gleichem Grunde. Die Fürsten, welche eine damals so reiche Stadt, wie Augsburg, zu Unterstützung ihrer Waffen nützlich fanden, schmeichelten deren ehrsüchtigem Oberhaupt, dieses schmeichelte seinem Anhang, dadurch erhielten sie die Stadt zum Freunde. Daß er hernach bey Churfürst Mauriz und dessen Bundsgenossen die Wiederherstellung der seinem Ehrgeize günstigen zünftischen Verfassung gesucht, läßt sich eben daraus erklären, und hätte wohl auch von andern aus besserm Grunde oder Vortheil betrieben werden können. Sobald Hörbrot hernach gesehen, daß weitere Bemühungen nichts mehr fruchten würden, blieb er ruhig, und seiner rechtmäßigen Obrigkeit nach der neuen Verfassung gehorsam, da hingegen sein Freund und Gehülfe, Georg Oestreicher, bey vielen schädlichen Handlungen und Anschlägen es viel weiter trieb. Denn dieser übergab erst noch einige Jahre nach geschehener Regimentsänderung, eine schimpfliche Anklage gegen die Geschlechter bey dem hier versammelten

Reichstag, darinn er sie und ihre Vorfahren der sträflichsten Vergehungen in Verwaltung des Regiments beschuldigte, und behauptete, daß sie wegen solcher von den Zünften auf eine rechtmäßige Weise davon wären abgesetzet worden. Diese Anklage aber wurde durch den großen Rechtsgelehrten und hiesigen Rathsadvocaten, D. Claudius Pius Peutinger, auf Befehl des Raths, dergestalt beantwortet, daß Oestreicher kein weiteres Gehör gefunden, und selbst die Bürgerschaft der neuen Verfassung geneigter zu werden angefangen. Hörbrot war vielmehr ein angenehmer, wohlberedter Mann, der ein einnehmendes, schmeichelndes Wesen hatte, damit er sich beliebt machte, so wie er sich auch in Zeiten und Umstände wohl zu schicken wußte. Daher kam es, daß er nachgab, wo er nicht mehr weiter konnte, und die Folgen waren, daß er dadurch den Strom weiterer kaiserlichen Ungnade abwendete, der Oestreichern, welcher der Stadt verwiesen worden, hinweggerissen.

Paul

Paul Hector Mair.

Die Ueppigkeit ist eben so ansteckend, als eine verderbliche Seuche. Ist sie einmal in einem Staate eingerissen, so ergreift sie nach und nach alle dessen Glieder, vom Reichsten bis zum Bettler. Wohlstand, reichliches Auskommen und Ueberfluß erzeugen sie, und unter dem Schein der Bequemlichkeit, des erlaubten, ja oft löblichen und wohlthätigen Aufwandes, schleicht sie sich allmählig ein, und nimmt überhand, oder vielmehr verleitet sie zu vielen Lastern, und ihr Ende ist Armuth, Krankheit und gänzliches Verderben; ja vielmal öffentliche Strafen und Schande. Die Erfahrungen, welche die Geschichte als Exempel darbietet, sind so häufig, daß es schwer fällt, daraus zu wählen. Auch unter diesen Lebensbeschreibungen findet man mehr als eine, von Männern, welche sich durch Ueppigkeit in das äußerste Verderben gestürzet haben. Ihre Zeitgenossen und ihre Nachkommen hätten Gelegenheit gehabt, sich an deren Fall zu spiegeln. Allein, der Reiz der Ueppigkeit ist so mächtig, daß sie zwar Nachahmer genug fanden, keiner aber dachte daran, daß es ihm eben so, wie seinen Vorbildern ergehen werde, oder er glaubt es doch nicht, bis er es dem

Die Ueppigkeit ist eben so ansteckend, als eine verderbliche Seuche. Ist sie einmal in einem Staate eingerissen, so ergreift sie nach und nach alle dessen Glieder, vom Reichsten bis zum Bettler. Wohlstand, reichliches Auskommen und Ueberfluß erzeugen sie, und unter dem Schein der Bequemlichkeit, des erlaubten, ja oft löblichen und wohlthätigen Aufwandes, schleicht sie sich allmählig ein, und nimmt überhand, aber alsdenn verleitet sie zu vielen Lastern, und ihr Ende ist Armuth, Krankheit und gänzliches Verderben, ja vielmal öffentliche Strafen und Schande. Die Erfahrungen, welche die Geschichte als Beweise darbiethet, sind so häufig, daß es schwer fällt, daraus zu wählen. Auch unter diesen Lebensbeschreibungen findet man mehr als eine, von Männern, welche sich durch Ueppigkeit in das äußerste Verderben gestürzet haben. Ihre Zeitgenossen und ihre Nachkommen hätten Gelegenheit gehabt, sich an deren Fall zu spiegeln. Allein, der Reiz der Ueppigkeit ist so mächtig, daß sie zwar Nachahmer genug fanden, keiner aber denket daran, daß es ihm eben so, wie seinen Vorbildern ergehen werde, oder er glaubt es doch nicht, bis er es dennoch

noch am Ende erfahren muß. Mehrentheils sind solche Muster angesehene und reiche Bürger eines Staates, die durch Pracht und Aufwand das Auge der Mittlern und Geringern auf sich ziehen, und bey ihnen den Gedanken erregen, ich bin eben des Standes, wie jener, meine Einkünfte erstrecken sich eben so hoch, ich kann also eben so viel thun, mir eben so wohl seyn lassen, eben so gut mich auszeichnen, wie er. Dergleichen Leute bedenken aber nicht, daß jener, ihr Vorbild, ein vest gegründetes Vermögen besitzet, und bey allem Aufwand von seinen Renten zurückleget, da sie hingegen, es sey von Verdienst, oder von Besoldungen, von einem Tage zum andern leben, und wenn sie mit ihrer Einnahme nicht wirthschaftlich umzugehen verstehen, bey dem ersten Unfalle scheitern müssen. Es ist daher, zumal in kleinen Staaten, auch von dem reichsten Manne, wenn er auch fürstliche Einkünfte genöße, nicht wohl gehandelt, sich durch Pracht und Wohlleben auszuzeichnen. Ist es auch ihm nicht schädlich, so wird es doch schädlich durch verführerisches Beyspiel bey andern. Leider äußert sich der Schaden auch gar oft bey solchen, welche von Besoldungen leben, zumal, wenn sie etwa zuvor mit Gelde umzugehen nicht erfahren waren. Oft sucht ein Be-

dienter

diener eines reichen Mannes, der eben nicht üppig, aber doch nach seinem Stande und Vermögen lebte, einen öffentlichen Dienst, und erhält ihn. Er erkundiget sich zuvor nach dem Einkommen, und es mag so gering seyn, als es immer will, so schätzt er sich glücklich, den Dienst zu erhalten. Er glaubt, sein Einkommen sey nicht durchzubringen. Nun sucht er ein Weib, das ihm gefällt, und etwan auch in einem guten Hause, zwar wenig erspart, doch aber bequem, artig, und wohlanständig leben gelernet hatte. Die guten Leute richten ihre Haushaltung ein, versehen sich mit hübschen Kleidern und Geräthe, und beschlagen ihren Tisch, so wie sie es bey ihren Herrschaften gewohnt gewesen; ihr Erspartes oder Ererbtes geht, ohne daß sie es bemerken, darüber, ehe noch die Haushaltung rechten Anfang nimmt, und man glaubt, mit solcher Einnahme müsse sie sich immer so fortführen lassen. Alsdann kommen Kinder, Krankheiten, Unglücksfälle, die schönen Kleider zerreißen, der gute Hausrath geht zu Grunde, man muß neues anschaffen, und die Einnahme reicht nicht mehr zu. Alsdann heißt es, von dem Dienste kann man nicht leben, wenn schon viele von weit geringerm leben, und leben müssen. Selten findet sich einer, der

es

es in Zeiten einsieht, sich nach seinen Einkünften richtet, und nachdem er durch Erfahrung klug worden, die weitere Erfahrung macht, daß man doch davon leben könnte. Mehrere giebt es, welche sodann nach bessern Diensten oder nach Verbesserung ihrer Besoldung schreyen, und diese sind noch klug und ehrlich. Es giebt aber auch manche, zumal bey Rechnungsdiensten, welche sich auf andere Weise helfen, in Untreue fallen, und eine Zeitlang verbothene Künste im Dunkeln und Verborgenen treiben, um ihr angewohntes Wohlleben fortzuführen. Am Ende werden ihre Künste entdeckt, und der Lohn davon ist Absetzung, Schimpf, Schande, wo nicht Zuchthaus oder gar der Strang.

Niemand glaube, diese Erfahrungen seyen blos von hiesigen, wohl gar von jetzt lebenden Beyspielen genommen. Johann konnte nicht leben, eine herrliche Möserische Erzählung, paßt nicht nur auf Westphalen, sondern auch auf Augsburg, es giebt ähnliche Beyspiele nicht nur in Deutschland, sondern vielleicht in der ganzen Welt, und zwar in den alten, wie in unsern Zeiten. Ich will eines von einem Manne aufstellen, welcher vor wenig mehr als zweyhundert Jahren sich auf gleiche Weise in das schrecklichste

Unglück

Unglück gestürzet hat, ungeachtet er ein Mann war, welchen guter Verstand, ausnehmender Fleiß, feine Lebensart und seltene Kenntnisse ehrwürdig machten.

Dieser Mann hieß Paul Hector Mair [a]. Wer seine Aeltern gewesen, auch ob er aus unserer Stadt oder sonst woher gebürtig gewesen, habe ich noch nirgend gefunden, und am Ende ist daran so viel auch nicht gelegen. So viel zeigt sich, daß er gut geschulet hatte, denn er war ein sehr guter Schreiber, verstunde die lateinische Sprache, und seine Aufsätze sind Zeugen eines guten Verstandes und vieler Belesenheit. Ich vermuthe, daß er als ein junger Mensch, beyzeiten auf die Kanzley gekommen, und etwan der Anweisung des sehr verdienten Stadtschreibers Peutingers genossen habe, doch finden sich davon keine sichere Spuren. Nach einiger Zeit machte man ihn zum Rathsdiener. [b].

Das waren eben solche Zeiten, wo Pracht und Wohlleben in unserer Stadt sehr hoch gestiegen waren. Man baute herrlich, aß und trank köstlich, kleidete sich prächtig, und steckte viel Geld in Hausgeräthe, in Malereyen und allerley Selten-

---

a geb. 1517. b 1537.

tenheiten, von unbeträchtlichem Werthe. Mair war eben kein Mann, der ganz allein von seiner Besoldung leben durfte. Er hatte von seinem Großvater, als dessen einiger Erbe, ein Vermögen von 6000 fl. ererbet, mit seiner Frauen aber, die eines Mezgers Tochter war, 200 fl. verheyrathet. Da er nun eine wackere Besoldung dabey hatte, so ließ sich auch dabey ganz gut bestehen. Er lebte auch anfangs ganz untadelhaft, verrichtete seinen Dienst mit Eifer und lobenswürdigem Fleiße, und that weit mehr, als man von ihm forderte, denn er verzeichnete alles wozu er gebraucht wurde, so genau, daß er und das Publikum nicht geringe Vortheile davon hatten, und in ähnlichen Vorfällen sehr nützlichen Gebrauch davon machen konnten. Dergleichen waren die Anstalten bey den Reichstagen, die Einholungen, die Bewillkommungen, Beschenkungen großer Herren, Mahlzeiten, die Rathswahlen, die Schießübungen, die Feuersbrünste, auch Rumor und Auflaufe. Bey allen dergleichen Vorfällen hatte er vermöge seines Dienstes zu thun. Auch veranstaltete er das Wappenbuch hiesiger Geschlechter, Raths- und Gerichtspersonen, Fecht- und Kampfbücher, davon sich zwey ausnehmend prächtige in der churfürstlichen Bibliothek zu München befinden.

finden. Er trug eine Chronik oder vielmehr Collectaneen zu einer Chronik von unserer Stadt zusammen, in welchen man vielerley Merkwürdigkeiten antrifft, die in andern vergebens gesucht werden, und er zeigte sich auch in Berechnungen, die er zu führen hatte, als ein ausnehmend geschickter, richtiger und gewissenhafter Mann. Daher war er bey seinen Obern beliebt, und man glaubte an ihm ein Kleinod zu besitzen, wie er denn auch, wofern er so gewissenhaft geblieben, dafür anzusehen gewesen wäre, und dieses um so mehr, je häufiger unter solchen Dienern die Beyspiele sind, daß sie ihre Dienste nicht in der Absicht suchen, wirklich Dienste zu leisten, und sie mit Eifer und Gewissenhaftigkeit zu verwalten, sondern blos allein, um davon zu leben, so daß ihre Besoldungen von ihnen für Pfründen und Leibrenten gehalten werden. Mairs Diensteifer aber, und die dadurch erworbene Gewogenheit seiner Obern verschafften ihm bald noch ein besseres Einkommen. Er wurde ältester Rathsdiener und Stadtkassier [c], dem alle Einnahmen und Ausgaben des gemeinen Wesens durch die

Hände

---

c 1541.

Hände giengen, und damit war zu der Zeit auch die Stelle eines Bauwartes verbunden, welcher alle Materialien, die auf öffentliche Gebäude verwendet werden müssen, einzukaufen und zu berechnen hatte.

Nun brachte er es also an vestgesetzter Einnahme auf 420 fl. 40 kr., und das war nach damaligen Zeiten nichts geringes. Dazu aber kamen noch vielerley Accidenzien, die er mit gutem Gewissen beziehen konnte, nebst dem Genusse seines eigenen Vermögens, und also stund er gut, seine Kinder, deren Zahl zwar immer zunahm, waren noch klein, und machten ihm noch wenig Kosten, und also glaubte er auch besser, als vorhin leben zu dörfen. Bey dem allem blieb er noch bey seinem alten Diensteiser, und beobachtete seine Pflichten mit möglichster Treue und mit allem Fleiße.

Um diese Zeiten hielte man für nöthig, über das Proviantwesen eine besondere Deputation niederzusetzen, und derselben den geschickten Rathsdiener Paul Hector Mair als Kassier zuzugeben. Dieses Geschäffte versah er neben seiner Rathsdieners- und Stadtkassiersstelle, mit möglichster Richtigkeit, ungeachtet es manche Schwierigkeiten

hatte.

hatte. Er besorgte das nämliche auch nach der Regimentsveränderung, bey welcher nur drey Herren zu dem Proviantamt verordnet wurden. Allein, am Ende wurde es ihm zu schwer. Es kam eine Zeit, wo er mit Berichtigungen der Reichsanlagen zu thun bekam, zu welcher, wie er schreibt, viele hunderttausend Gulden durch seine Hände gegangen [d], so daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte, und fast unter der Arbeit erliegen mußte. Er bath demnach um Entlassung vom Proviantamt, und diese erhielte er, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, es wiederum anzunehmen, sobald jenes zu Ende gebracht worden seyn würde. Nun ernannte man den Rathsdiener vom mittlern Dienst, Veit Mairen, zum Proviantamts-Kassier [e]. Dieser war entweder ein ungeschickter, oder äußerst ungetreuer Rechnungsführer. Kaum war er zwey Jahre beym Dienste, als er für gut hielte, sich aus dem Staube zu machen, weil er um 2000 fl. bey seiner Rechnung zu kurz gekommen, da ihm doch Paul Hector alles in schöner Richtigkeit, (so wie er selbst wenigstens schreibt) übergeben hatte. Er flüchtete in das Baierische, und war unvorsichtig genug, sich immer in der Nach-

d 1567. e 1568.

barschaft aufzuhalten. Er wurde entdeckt, in die Stadt gebracht und enthauptet [f], Hector aber kam wieder an dessen Stelle. Dieser war zu solcher Zeit schon nicht mehr rein, so sehr er sich auch davon in seinen Schriften das Ansehen giebt, ja vielleicht selbst zu seyn sich schmeichelte, weil er es noch nicht so arg, wie Veit gemacht hatte. Man muß sich wundern, wo dieser Mann hindenken mochte, wenn er von ungetreuen Bedienten geschrieben, darunter damals bey unserer Stadt kein Mangel war. Man erstaunet, wie es nur möglich gewesen, daß ein sonst kluger Mann, der aber eben dazumal ein sehr ungerechter Haushalter gewesen, die Beyspiele vieler seines gleichen, und des für ihre Untreue erhaltenen Lohnes, aufsuchen, und in seine Memori zu einer Chronik hinschreiben können, ohne sich daran zu spiegeln, und sich vor gleicher Strafe in Acht zu nehmen, ja noch fromme Seufzer über ihre schlechte Streiche auszustoßen, und dennoch selbst dergleichen zu eben diesen Zeiten zu begehen. So schreibt er, als er der Untreue eines Spitalmeisters Hans Tochtermannes, der von seinem Dienste abgesetzet worden, gedenket: Gott behüte jedermann, und sich — ein

f 1571.

ein jeder selbst auch, damit wir in solche und dergleichen Laster nicht gerathen! Amen! Und bey dem Bauschreiber Ambrosius Haacken, der fast zu gleicher Zeit g durch Untreue den Kopf verscherzet, ruft er aus: Ist es nit ain groß Wunder, daß ers etlich Jar getrieben hat, daß unser so viel sollen beym Tisch stehen, und sollen nit sehen oder spüren, das Gold aus dem Seckel zu nehmen! Gott wolle es ihm verzeihen und uns vor sollicher und anderen Schanden gnädiglich behüten. Und bey vorgedachtem Veit Mair macht er die Anmerkung: er und sein Weib haben gerne gute Bissen gegessen und getruncken, er seye ein hoffärtiger Geist geweßt, und schließt abermals: Gott behüt jedermann und eines sich selber auch, damit er nit auch also hinfall.

Die schmalkaldischen Kriegszeiten, wo es so ziemlich bunt und über Eck zugieng, und wo sich auch weit wichtigere Leute, als Mair gewesen, kein Gewissen daraus machten, das Vermögen der Stadt zu mißbrauchen, setzten ihn in seinen Rechnungen etwas zurück. Er mag schuldig oder unschuldig gewesen seyn, es mag Unordnung oder Untreue seinen Rest veranlaßt haben, so ergriff er

g 1562.

doch das Mittel, sich durch Künste und falsche Rechnungen zu helfen. Es gelang ihm, und gefiel ihm, und das war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Bey allem dem fiel er nicht sogleich in große Untreue, und verhielte sich noch immer so, daß es unmerklich bleiben konnte, um so leichter, als man es zu seiner Zeit in Kameralrechnungen noch nicht so genau nahm, und sehr viel auf Treue und Glauben des Rechnungsführers ankommen ließ, ohne von ihm genaue Belege zu verlangen. Doch wurde sein Aufwand stärker, seine viele Kinder wuchsen immer mehr in die Kosten, und er gab sich auch übrigens, auf eine löbliche Weise, alle Mühe, sie wohl zu erziehen, und sie etwas lernen zu lassen.

Hätte er, als er dieses sahe, andere, nicht nothwendige und unnützliche Ausgaben um so mehr eingeschränkt, wie es Klugheit und Rechtschaffenheit erforderten, so würde er als ein rechtschaffener Mann haben leben und sterben können, so aber geschah gerade das Gegentheil. Jemehr sein nöthiger Aufwand zunahm, desto größer wurde auch seine üppige Lebensart. Der erste Betrug, der ihm gelungen war, führte ihn immer weiter,

ter, und er lernte nach und nach wohlleben, auf Kosten des gemeinen Wesens.

Die Achtung und das gute Ansehen, darinn er lebte, mag ihn wirklich auch zu manchen Ausschweisungen verleitet haben. In der That war er bey den vordersten der obrigkeitlichen Personen, sowohl vor, als nach der Regimentsveränderung [h], sehr wohl gelitten. Man schätzte seine sehr gute Eigenschaften, seinen Verstand, seine Kenntnisse, seine Lebensart; man schmeichelte ihm, zog ihn zu Tafel, beschenkte ihn, manche thaten es aus wahrer Achtung für seine Geschicklichkeit und Verdienste, manche aus Eigennutz, um ihn in ihren Bedürfnissen zum Freunde zu behalten. Das machte den Mann eitel und stolz. Nun wollte er auch so leben, wie er es bey den Reichen sahe, bequem wohnen, gut essen und trinken, Seltenheiten sammeln, und dergleichen, besonders ließ er sich damit ein, Häuser und Gärten zu kaufen und solche zu bauen, eine höchst gefährliche Sache für einen Mann von mittelmäßigem Vermögen. Er erfuhr es auch. So gut er sich darauf verstehen möchte, so nahm er doch gar bald gewahr, daß seine Einkünfte lange nicht zureichten, und also kam

h 1548.

kam er in die Versuchung, die Baumaterialien des gemeinen Wesens, nicht nur zu seinem eigenen Bau anzuwenden, sondern auch damit sich Baarschaft zu verschaffen. Das trieb er auf eine sehr grobe und unverantwortliche Weise, und zwar ganzer 18 Jahre hindurch, so daß es ganz unbegreiflich ist, wie er solche Untreue, ohne daß ihm von dem Amte durch die Finger gesehen worden, ungeahndet und unbestraft so lange fortführen konnte. Er versah sich mit kostbarem Hausrath, und einige wollen behaupten, in der ganzen Stadt habe niemand, die Fugger ausgenommen, so prächtiges und zahlreiches Silbergeschirr gehabt, wie er. Er aß gut und trank gut, und auch dieses auf gemeine Kosten. Damals wurde nicht nur allen, zumal hohen Standespersonen, und bey Reichstagen allen anwesenden Reichsständen und deren Gesandtschaften Wein verehrt, sondern es blühete auch noch die alt deutsche löbliche Gewohnheit, bey verschiedenen Aemtern den dazu Verordneten, den sogenannten süßen Trunk zu geben. Mithin hatte man bey der Stadt ziemlich viel Wein nöthig und dieser mußte von der Geschlechter- und Kaufleutestuben geliefert werden. Mair verstunde die Kunst, darunter seinen Hauswein zu berechnen, und was er in einigen Jahren davon verzehrte,

belief

belief sich auf eine ansehnliche Summe. Er gestunde selbst, daß ihn seine Haushaltung jährlich auf 1000 fl., und allein der Wein auf 400 fl. gekommen, welche letztere Summe für einen Mann von seinem Stande kaum begreiflich ist, man glaubte aber durchgehends, daß ihn sein Aufwand wohl dreymal so hoch gekommen seyn möchte. Er gerieth auch auf Tändeleyen. Freylich war er ein Mann von vielen Kenntnissen, und sehr begierig, sie zu vermehren, wenn ihm seine Geschäffte Raum dazu ließen, und also leicht zu solchen Dingen zu verleiten. Er sammelte daher Bücher und Seltenheiten, besonders Rüstungen und Gewehre, und in der Stadt gieng der Ruf, daß sie ihn auf 4000 fl. zu stehen gekommen seyn sollen. Das sind Dinge, die unschuldig sind, ja die gar demjenigen, welcher im Ueberflusse sitzt, zur Ehre gereichen können, allein, sie sind immer gefährlich für solche, die nur von Besoldungen leben. Man steckt nach und nach ein ansehnliches Vermögen hinein, und zwar in Gegenstände, welche in Zeiten der Noth keinen oder sehr geringen Werth haben, da baares Geld weit brauchbarer seyn würde, oder wenn es sogar auf Zinse angelegt würde, weit bessern Nutzen schaffen müßte. Eben darum wurde er auch unter Künstlern als ein Kenner geehret.

Ein Goldschmied verfertigte ihm zur Ehre ein Schaustück mit seinem Bildniß und Wappen [i]. Es hatte den Wahlspruch: Nobilitat virtus, illam mens appetat unam, ein Wahlspruch, welchen Mair nur allzu sehr aus den Augen setzte.

Das ärgste, worauf der üppige Rathsdiener in seinem schon ziemlichen Alter von 52 Jahren gerathen konnte, war, daß er sich eine Beyschläferinn hielte, welcher er immer Geld zusteckte, sie kleidete, nährte, in seinen Garten als Haushälterinn setzte, und mit ihr ziemlich Aufwand machte. Sie war ein Eheweib, als er mit ihr Bekanntschaft schloß. Da sie aber einer andern Religion als er ergeben war, so gab er sich alle Mühe, sie zu der seinen zu bewegen, wozu sie sich aber auf keine Weise bereden ließ. Ueber solchen Thorheiten und Lastern verfiel er immer in größere Untreue, so daß es am Ende auffallend werden mußte.

Dazu kam noch die Ausstattung seiner Kinder, die immer mehr heranwuchsen, und nach und nach versorgt werden mußten. Er ließ hier nichts erman-

i 1552.

ermangeln, denn er verschaffte ihnen hübsche Heyrathgüter, schöne Ausfertigungen an Kleidern, Schmuck und Hausgeräthe, und hielt ihnen prächtige Hochzeiten aus. So hatte er vier Söhne und drey Töchtern ausgestattet. Von den erstern hatten zween studirt, und die Würden der Doctoren der Rechte erhalten. Einer davon starb, einige Jahre nachdem er sich verheyrathet hatte, jung, ehe er noch einen Dienst erhielte, der andere, welcher zwar nicht des Vaters Liebling war, und sich wider seinen Willen eine Frau genommen hatte, scheint ein sehr geschickter, rechtschaffener Mann gewesen zu seyn. Er kam anfangs in herzoglich-baierische Dienste, und wurde hernach Syndicus des Domkapitels zu Bamberg. Seinen Tochtermännern dagegen wollte Mair überaus wohl, und steckte ihnen manches zum Nachtheil der Söhne zu, das alles aber gieng auf gemeine Kosten. Den einen unterstützte er bey seinem Bau, den er auf seinem Landgute führte, den andern, der ein ungeschickter Kaufmann war, mußte er mehr als einmal retten, als er in seiner Handlung verunglückte. Er hatte noch einen Sohn, welcher zur Zeit seines Todes noch nicht verheyrathet war. Dieser hatte sich in Nürnberg mit einer Geschlechters-Tochter bekannt gemacht,

und es war wirklich an dem, daß ihre Aeltern in die Verheyrathung willigen wollten, wenn er erwiesen hätte, daß er des auch auswärts mit Ehre bekannten Paul Hector Mairs von Augsburg Sohn wäre. Allein, der Fall kam dazwischen, und verursachte, daß alles zurückgieng.

Nachdem nämlich Paul Hector Mair seine Kunst- und Diebsgriffe achtzehn Jahre lang getrieben hatte, wurden sie entdeckt. Daß sie so lange verborgen bleiben konnten, daran mochte wohl Schuld seyn, daß er niemals baares Geld selbst angegriffen, welches er als Kassier unter seinen Händen gehabt, sondern vielmehr seine Rechnungen auf das richtigste und ordentlichste geführet, und sodenn, daß er allenthalben in dem Kredit eines reichen Mannes gestanden. Hätte er nicht von seinem Großvater einiges Vermögen ererbet, so hätte eben der Reichthum ihn verdächtig machen sollen, und man hätte zu ihm sagen können, was ehemals dem Sylla vorgeworfen worden: Wie kannst du ein ehrlicher Mann seyn? dein Vater hat dir nichts hinterlassen, und du besitzest doch ein so großes Vermögen? Allein, vermuthlich stellte man sich das großväterliche Vermögen noch größer vor, als es wirklich war

wie

wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, wenn der Erbe zumal die Kunst versteht, es geltend zu machen. Sodann hatte er auch zween Dienste, bey welchen ein ordentlicher guter Haushalter nicht nur artig leben, sondern auch noch etwas hübsches zurücklegen konnte, da also einige seiner Ausgaben nicht sehr in die Augen fielen, da er auch wirklich nicht alles ausgab, sondern von einem Theile des Abtrags sich Kapitalien machte, oder liegende Gründe kaufte, da er über dieses lange Zeit als ein ehrlicher getreuer Mann nicht nur geachtet wurde, sondern es auch wirklich war, so ist kein Wunder, daß er lange Zeit seine Vorgesetzten zu verblenden wußte.

Bey dem allem müssen sie schon einige Jahre vorher in einem und andern Verdacht geschöpfet haben, wenigstens gieng es nicht ganz ohne Warnungen ab. Mair aber verstunde die Kunst, einige von neuem zu verblenden, andere schweigen zu machen. Er selbst konnte, ohne sich schuldig zu geben, nicht mehr zurück. Seine Ausgaben waren einmal so eingerichtet, daß er nicht mit wenigem auskommen konnte, und er schmeichelte sich, es wohl bis an seinen Tod so forttreiben zu können, allein, es mißlang ihm.

Seine

Seine Buben, wie sie damals genennet wurden, d. i. seine Handlanger, merkten es zuerst, so sehr er sich vor ihnen in Acht nahm. Er ließ zwar sehr viel unter ihren Händen, und sie mußten ihm genaue Rechnung darüber ablegen, sie erfuhren aber nie, was er dem Amte berechnete, vielmehr suchte er dieses so ängstlich zu verbergen, daß sie eben darüber argwöhnisch wurden. Es kam dazu, daß andere Stadtbedienten, die vermuthlich vom Bauamt dazu gestimmet waren, sich an diese Buben machten, und sie auskundschafteten, was von diesen oder jenen Materialien abgeholt und gebraucht worden wäre. Das machte sie aufmerksam, denn sie besorgten, am Ende möchten sie beschuldiget werden. Sie fiengen also an, alles, was unter ihre Hände kam, genau aufzuschreiben, behielten aber ihre Verzeichnisse bey sich, ohne davon weitern Gebrauch zu machen. Es scheint wirklich, anfangs sey der Verdacht auf sie gefallen, auch wohl selbst von dem treulosen Rathsdiener auf sie gewälzet worden. Man nahm sie in Verhaft, und sie merkten die Ursache. Indessen, ob sie wohl unschuldig waren, beredeten sie sich doch sogleich, ihren Herrn, bey dem sie es gut hatten, nicht zu verrathen, sondern es bey dem nächsten bewenden zu lassen.

Man brachte nichts auf sie heraus, und entließ sie wieder des Arrestes. Mair aber erfuhr, daß sie alles aufgeschrieben hatten, er bemächtigte sich ihrer Verzeichnisse, vernichtete solche, und als sie los wurden, verboth er ihnen, sich dergleichen künftighin nicht mehr zu unterstehen. Bey dieser Gelegenheit aber wurde gegen ihn der Verdacht noch stärker, so daß man beschloß, sich seiner zu bemächtigen, und ihn um allen erlittenen Schaden anzusprechen.

Man machte demnach die Anstalt mit Beobachtung des größten Geheimnisses, durch das Stadtvogtamt, den treulosen Rathsdiener in einer späten Abendstunde, da er eben ruhig bey seinem Nachtessen saß, und nochmals auch seine vorgedachten beyden Buben, und zugleich auch seine Beyschläferinn in Verwahrung bringen lassen [k]. Auf einmal erwachte sein Gewissen, und der Schrecken vor ihm drohender Schande, brachte ihn zur Verzweiflung. Plötzlich zog er ein Messer aus der Tasche, und versetzte sich damit verschiedene Stiche, in der Hoffnung, sich dadurch das Leben zu verkürzen, und von der wohlverdienten

k den 21. November 1579.

dienten Strafe zu befreyen. Es schlug ihm fehl. Die Stiche waren nicht tödtlich, nur verlängerten sie ihm ein schimpfliches Gefängniß. Man wendete alle Sorge darauf, seine Wunden zu heilen, wozu eine Zeit von etlichen Wochen erfordert wurde, auch wurde er unter solcher Zeit beständig durch 4 Mann bewacht und gewartet. Seine Wohnung, die er auf dem Rathhause hatte, wurde sogleich nach seiner Gefangensetzung versiegelt, und Frau und Gesinde hinausgeschafft. Allein, so groß anfangs die Verzweiflung gewesen, so schön gieng er hernach in sich, und bekannte alle seine Untreue, so viel er sich selbst erinnern konnte, freywillig ohne allen Zwang. Er gestunde in einer schriftlichen Anzeige, zu welcher Zeit er solche Untreue angefangen, wie er zuerst nur im Kleinen Versuche gemacht, und hernach immer weiter gegriffen, und man muß beym Durchlesen der Untersuchungs-Acten erstaunen, was dieser so angesehene, kluge und geschickte Mann gewaget und veruntreuet, wie er auch bey den geringhaltigsten Materialien seinen Nutzen gesucht, so daß er nur bey Streusand eine Summe von 300 Gulden in 30 Jahren — d. i. auf jedes Jahr 10 fl. — sich zum Vortheil zu berechnen, nicht entblödete, von dem was an Nägeln,

geln, Schaufeln, Rechen, Besen, Rupfen, Metzen und Kornmasen, an Seilen, Kerzen, Spänen, Wannen, an Wein, an Bothenlohn und Briefgeld u. s. w. geschehen, nicht zu gedenken, wodurch er dem gemeinen Wesen einen actenmäßigen Schaden von 24000 Gulden zugefüget. Auch dasjenige nicht zu rechnen, was er durch verbothene Auswechslung und durch wucherliches Ausleihen auf Zinse, die er nicht dem gemeinen Wesen berechnete, sondern sich selbst zu gut bezog, veruntreuete, womit der vorhin bemerkte Schaden sich bis auf die 60000 Gulden erstrecket haben soll. Bey alle dem machte er sich noch einige Hoffnung zur Gnade. Er glaubte in Ansehung seiner vier und vierzigjährigen Dienste, in welchen er viele Arbeit, Mühe, Noth und Gefahr, sowohl in Kriegsläufen als bey Reichstagen, auch in Feuer- und Feindesnöthen ausgestanden, darinn er das Rathhaus mit aller Treue verwahret, und weil er, wenn etwan seine Herren mit Krankheit angegriffen worden, (welches sich vermuthlich auf besondere, mir unbekannte Fälle beziehet) das Seine gutwillig mitgetheilet, auch nebenzu vielerley Aemter und Geschäffte gehabt, die er, das Bauamt ausgenommen, fleißig und mit aller Treue versehen, einiger Nachsicht

nicht unwürdig zu seyn. Er schützte seine ansehnliche Freundschaft, die starke Zahl seiner unschuldigen Enkeln vor, und bath ihrer zu schonen, versprach auch, durch sein Vermögen den größten Theil des Entwendeten wiederum zu ersetzen. Allein, das Verbrechen und das bereits darüber entstandene Aufsehen war allzu groß, und die Strafe konnte nicht gehindert werden, wenn auch schon so manche schöne Eigenschaften und nicht zu verläugnende Verdienste für ihn sprachen, und Mitleid zu erflehen suchten.

Dem Ansehen nach wußten Frau und Kinder von seinen Verbrechen nichts, bis daß solche durch den Verhaft allgemein ruchbar wurden. Ob seine Frau zur Ueppigkeit und Aufwand im Hause mit beygetragen, ist so leicht nicht zu erweisen, auch zeigt sich in den Acten nichts davon. Leider hat man davon sehr viele Beyspiele. Oft ist es eben das Weib, welches den Mann durch Pracht und Wohlleben in verderbende Kosten stürzet, und hernach zur Untreue verleitet; oft geschieht es aus Liebe und gleich üppiger Neigung;

oft zu Erhaltung der Ruhe und des Hausfriedens; oft gestattet der Mann alles, damit auch ihm in andern Dingen durch die Finger gesehen werden möchte, wie ungefähr hier der Fall gewesen seyn könnte, oft aber ist die Frau unschuldig, und verdienet Mitleiden, daß sie von ihrem Manne, den sie für treu und rechtschaffen hält, so verblendet und betrogen wird. Er macht ihr große Dinge von Einkünften und Gewinnstweis; sie glaubt ihm, hält ihn für wohlstehend und reich, beobachtet in ihren Ausgaben den Wohlstand, wie sie es von andern Leuten gewahr wird, mit welchen sie Vergleichung anstellt. Unbekümmert und ohne Sorge, arbeitet sie mit an der Grube, in welche sie selbst mit ihren Kindern durch den Fall des Mannes hineingezogen wird. Mairs Ehegattinn war in seinen letzten Jahren immer kränklich, und dieses brachte er zu seiner Entschuldigung als die Ursache an, die ihn dazu verleitet hatte, nicht nur eine ordentliche Beyschläferinn sich zuzulegen, sondern auch noch nebenzu mit andern sich in verbothenen Umgang einzulassen, sie mag also an den Fehltritten

seiner letzten Jahre wohl meistens unschuldig gewesen seyn. Als aber seine Verbrechen bekannter wurden, und man wohl einsahe, daß eine Todesstrafe darauf erfolgen würde, bewegte die Familie, die damals aus der Frau, neun schon völlig erwachsenen Kindern, die von achtzehn bey Leben geblieben waren, und zwanzig Enkeln bestunde, und also sehr zahlreich war, alles, um diesen Schimpf von ihnen abzuwenden, und bath flehentlich, ihn auf ihre Kosten in ewiger Gefangenschaft zu behalten, oder auch gegen die Türken zu schicken. Sie waren auch so glücklich, bey Herzog Wilhelm von Baiern, bey Bischof Marquard von Augsburg, und bey dem hiesigen Domkapitel Vorbitten auszuwirken. Besonders gab sich der Syndicus zu Bamberg, Doctor Jacob Leo Mair, alle Mühe, und bewirkte dergleichen bey dem Bischof Johann Georg, und dem Kapitel daselbst, allein, ohne Nachdruck. Endlich bathen sie, die Strafe des Stranges durch die Strafe des

Schwertes zu mildern, allein, alle diese Vorbitten blieben unerhört, die Strafe wurde vollzogen [1], und daran nicht einmal so viel nachgesehen, daß der todte Leichnam nach der Vollziehung wäre abgenommen worden, der, so wie Leichname anderer Diebe, vom Galgen stückweise herabfiel.

Indessen nahm er ein christliches und erbauliches Ende. Er bereuete wehmüthig seine begangene Fehltritte, und gieng den letzten Weg nicht in verzweifelnder Zaghaftigkeit, sondern mit gesetztem Muthe, unter andächtigem Seufzen und Bethen, und zeigte, daß er nicht aus bösem Herzen, sondern vielmehr durch die herrschende Ueppigkeit zu so strafbaren Vergehungen verleitet worden. Ein warnendes Beyspiel für alle, welche in gleichem Berufe stehen, sich vor allen Reizen und gefährlichen Lockungen dieses glänzenden Gespenstes zu hüten.

1 den 10. December 1579.

Sein Vermögen wurde eingezogen, und zur Schadloshaltung des gemeinen Wesens in Beschlag genommen. Es bestunde in ungefähr 20000 Gulden, davon etwas über die Hälfte liegende Güter waren. Auch seine Sammlungen und Schriften zog die Obrigkeit an sich. Es waren letzterer eine schöne Anzahl, und viele davon werden noch im gemeinen Stadtarchiv in Verwahrung behalten. Sein sehr zahlreiches Silbergeschirr aber, sein Hausrath und übriges, das alles von schönem Werthe gewesen, wurde gleich nach seinem Tode in eben der Absicht an den Meistbiethenden veräußert.

Christoph

Christoph Ehem,

Churfürstlich = Pfälzischer Kanzler.

Da ich mir einmal vorgenommen habe, in dieser Fortsetzung, oder dem zweyten Theile der Lebensbeschreibungen der berühmtesten oder merkwürdigsten meiner Mitbürger, auch auf diejenigen den Bedacht zu nehmen, welche sich außer ihrer Vaterstadt wohl verdient, und in Vollziehung wichtiger Geschäfte und Staatsangelegenheiten einen guten Namen gemacht haben, so würde es sehr unbillig seyn, wenn ich versäumte, von Christoph Eheims einige Nachrichten zu sammeln, welcher sich unter der Regierung von vier Churfürsten von der Pfalz, in der wichtigen Stelle eines Kanzlers erhalten, und sich um deren Haus und Lände große Verdienste gemacht, zuletzt aber seiner Herren ganzes Vertrauen erhalten hat.

Der Vater dieses Kanzlers, Christoph Eheim, war ein angesehener Patricier, der von seinen Renten lebte, sich nicht in öffentliche und Staatsangelegenheiten mengte, sondern mit Jagen und ritterlichen Uebungen die Zeit verkürzte, wie man dann auch findet, daß er sich in manchen Stechen und Turnieren hervorgethan, und darinn eine Geschick-

Da ich mir einmal vorgenommen habe, in dieser Fortsetzung, oder dem zweyten Theile der Lebensbeschreibungen der berühmtesten oder merkwürdigsten meiner Mitbürger, auch auf diejenigen den Bedacht zu nehmen, welche sich außer ihrer Vaterstadt wohl verdient, und in Vollziehung wichtiger Geschäffte und Staatsangelegenheiten einen guten Namen gemacht haben, so würde es sehr unbillig seyn, wenn ich versäumte, von Christoph Ehem einige Nachrichten zu sammeln, welcher sich unter der Regierung von vier Churfürsten von der Pfalz, in der wichtigen Stelle eines Kanzlers erhalten, und sich um deren Haus und Lande große Verdienste gemacht, zugleich aber seiner Herren ganzes Vertrauen erhalten hat.

Der Vater dieses Kanzlers, Christoph Ehem, war ein angesehener Patricier, der von seinen Renten lebte, sich nicht in öffentliche und Staatsangelegenheiten mengte, sondern mit Jagen und ritterlichen Uebungen die Zeit verkürzte, wie man dann auch findet, daß er sich in manchen Stechen und Turnieren hervorgethan, und darinn eine Geschick-

lichkeit gezeiget hat, welche zu seiner Zeit immer die Stelle besserer Verdienste vertreten, und ihm Ansehen verschaffen konnte. Seine Mutter Anna, war die Tochter eines sehr verdienten Mannes, Ulrich Rhelingers, welcher in den Zeiten des Zunftregiments das Bürgermeisteramt mit vieler Ehre verwaltet hatte. Sie selbst stunde wegen ihrer Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und ehelichen Treue in sehr gutem Rufe.

Wiewohl nun der Vater weder Gelehrter noch Staatsmann war, so trug er doch darauf an, seinem Sohne Christoph [a] eine gelehrte Erziehung geben zu lassen. Zuerst schickte er den Knaben in die lateinische Schule bey St. Anna, in welcher damals Xistus Birck oder Betuleius Rector gewesen, ein Mann, dem viele rechtschaffene Gelehrte und Staatsmänner ihre erste Erziehung zu danken hatten. Nach gut gelegtem Grunde in Religion und Sprachen, schickte man ihn nach Antwerpen, wo er sich neben andern auch in der französischen Sprache vestsetzte, die ihm in seinen nachmaligen Verhältnissen sehr zu statten kam. Matthäus Wesenbeck, welcher nach der Zeit zu Jena

---

a geb. 1528.

Jena und Wittenberg sich als einen der vorzüglichsten Rechtslehrer berühmt machte, war daselbst einer seiner vertrautesten Freunde. Als er von dort aus nach Straßburg kam, machte er sich besonders Jacob Velsen zum Freunde, welcher damals als ein vorzüglicher Philosoph und Arzneygelehrter in Ansehen stunde. Ueberhaupts aber wußte Ehem die Zeit sehr nützlich anzuwenden, und erwarb sich vorzügliche Stärke in mancherley Wissenschaften, besonders auch in der Musik, einer Kunst, die er zur Erholung nach strengem Fleiße ungemein dienlich fand.

Nach dieser Vorbereitung begab er sich nach Italien, um sich mit allem Ernst zu Padua der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Allein, er blieb dabey nicht allein, sondern auch die Weltweisheit und Arzneykunde waren Gegenstände seiner Wißbegierde. Bassianus Landus von Placenz war in letzterer sein Anführer, ein Mann, der zu seiner Zeit für einen der größten Arzneygelehrten gehalten wurde. Unter den Philosophen waren Aristoteles und dessen Ausleger diejenigen, darauf er alle Mühe wendete; wirklich war auch damals nicht wohl eine bessere Wahl zu treffen.

Nachdem er, vermuthlich zu Padua, die höchste Würde in der Rechtsgelehrsamkeit erhalten, kam er aus Italien zurück [b], und nahm sogleich in seiner Vaterstadt eine Frau. Allein, er blieb nicht lange hier, so sehr ihm auch Geburt, Vermögen und Gelehrsamkeit gute Aussichten für die Zukunft zeigten. Er wollte lieber mit Wissenschaften noch ferner sich beschäfftigen, als hier lange müssig leben, bis es ihm glücken könnte, eine Stelle zu erhalten, bey welcher er dasjenige, was er erlernet hatte, anwenden konnte. Ein Ruf, den er nach Tübingen erhielte, war nach seinem Geschmacke. Er zog noch in dem Jahr, in welchem er sich verheyrathet hatte, dahin, und wurde Professor des Organi Aristotelici. Diese Stelle, eines öffentlichen Lehrers der Jugend, behauptete er mit vieler Ehre zu deren Nutzen, war ausnehmend fleißig, und hielt zumal sehr häufig Disputirübungen, welche damals für nützlicher, als heut zu Tage geachtet wurden. Auch erwarb er sich die Freundschaft seiner Amtsgenossen, worunter Jacob Scheck, der Rechtsgelehrte, und Leonhard Fuchs, der berühmte Arzt und Kräuterkenner, die vorzüglichsten waren.

Jedoch

b 1552.

Jedoch auch in Tübingen blieb er nur wenige Jahre. Churfürst Ott Heinrich von der Pfalz, einer der würdigsten Fürsten, welche zu der Zeit in Deutschland herrscheten, und welcher nach dem Tode Friederichs des II. demselben in der Regierung folgte [c], suchte geschickte Männer, theils zu Räthen, theils zu Professoren auf die hohe Schule zu Heidelberg, und zu beyden Stellen wurde auch Ehem berufen. Hier war nun das Feld, auf welchem er sich am meisten hervorthun sollte. Gleich anfangs bediente sich der Churfürst seines Rathes, bey der neuen Einrichtung, die er der Universität zu geben Willens war. So wie Melanchton die Bestellung der theologischen Facultät berathete, so sorgten Christoph Probus und Christoph Ehem für das übrige, sie nahmen die akademischen Statuten vor sich, vermehrten und verbesserten sie, und reformirten alles, nach des Churfürsten Willen, auf evangelische Weise, indem der Churfürst der Augsburgischen Confession sehr eifrig ergeben war. Dem ungeachtet wurde die theologische Facultät mit Lehrern besetzt, die damals noch heimliche Anhänger Calvins waren, und welche nachmals im Lande große Verände-

runs

c 1556.

rungen und Unruhen verursachten. Ja, selbst Ehem war vermuthlich schon, wo nicht öffentlich, doch heimlich dessen Lehrsätzen ergeben, die er unter den folgenden Regierungen mit aller Standhaftigkeit beschützte.

Auf dieser hohen Schule nun war Ehem öffentlicher Lehrer der Rechte. Ohne Zweifel war es um diese Zeit, als er ein Buch von einem seiner Bestimmung gemäßen Inhalt herausgab, nämlich de principiis Juris, Libr. VII., ein Werk, welches heut zu Tage sehr selten ist, darinn aber der Verfasser, nach Morhofs Berichte, sehr weitläuftig von guter Ordnung in der Rechtswissenschaft handelt, oder vielmehr Rathschläge an die Hand giebt, wie dieselbe in ein System gebracht werden könnte. Er war auch Willens, ein Werk von den Sekten der Rechtsgelehrten zu schreiben, und versprach es in dem vor angezeigten Buche. Dieses aber kam nicht zu Stande, vermuthlich weil ihn Staatsangelegenheiten an weitern gelehrten Arbeiten verhinderten.

Dann nach dem Tode des Churfürsten Ott Heinrichs [d] kam Friderich der III. von der Pfalz-Sim-

[d] 1559.

Simmerischen Linie zur Regierung, welcher den calvinischen Lehrsätzen sehr eifrig ergeben war. Dieser bestättigte nicht nur unsern Ehem in seinen vorigen Stellen, sondern er ernannte ihn auch zu seinem Kanzler. Der neue Churfürst gab sich alle Mühe, die von ihm angenommene Lehrsätze und den darauf gegründeten Gottesdienst im ganzen Lande geltend zu machen und einzuführen, und darüber entstunden Unruhen und Mißhelligkeiten zwischen der lutherischen und calvinischen Religionspartheyen, in welche Ehem öfters eingeflochten wurde. Er war selbst ein wichtiges Werkzeug dieser Veränderung, vornehmlich in der Stadt Heidelberg und bey der hohen Schule, und half das Geschäffte zu Stande zu bringen, darüber ihm freylich die von der lutherischen Parthey nicht allzuwohl wollten.

Der Churfürst machte sich dadurch nicht nur bey katholischen, sondern auch bey protestantischen Reichsfürsten nicht wenig verhaßt. Verschiedene warneten ihn durch Schreiben, allein, er blieb bey seinen Meynungen und seinem Vorsatz, und ließ zu dessen besserer Bewirkung den heidelbergischen

großen

großen und kleinen Catechismus verfertigen [e], darinn die calvinischen Lehrsätze erläutert sind, und welcher noch heutiges Tages als ein symbolisches Buch der reformirten Kirche angesehen wird.

Um die entstandenen Irrungen zu heben, worinn sich zumal die würtenbergischen Gottesgelehrten geleget hatten, schlug Herzog Christoph von Würtenberg die Veranstaltung eines Religionsgespräches vor, und das reformirte Kloster Maulbrunn wurde zum Orte der Zusammenkunft ausersehen. Zwar waren die pfälzischen Gottesgelehrten nicht damit zufrieden, und gaben ihren Rath nicht dazu, vermuthlich weil sie wußten, daß sie den würtenbergischen verhaßt wären, und wohl voraus sahen, daß, wie es immer bey dergleichen Gesprächen gieng, kein Theil dem andern weichen würde. Der Churfürst verließ sich auf seine Sache, die er für gut hielte, und nahm seinen Kanzler Ehem mit sich, um sich seines Rathes bedienen zu können [f].

Die Einigkeit zwischen beyden Partheyen wurde durch dieses Gespräch durchaus nicht hergestellt,

e 1562. f 1564.

gestellt, vielmehr nahm die Verbitterung zu. Sowohl die eine als die andere Parthey gab wahrhafte und gegründete Berichte und Protocolla von dem Verlauf des Gespräches heraus, welche von der andern als unwahrhaft und ungegründet verworfen wurden, doch dieser Hergang gehört nicht eigentlich zu Ehems Leben, wenn er schon bey manchem mag die Feder geführet und gesprochen haben.

Es war aber dazumal die Abneigung gegen die Calvinisten oder sogenannten Reformirten so groß, daß selbst die Anhänger der ächten alten Augsburgischen Confession Bedenken trugen, solche des Religionsfriedens fähig zu halten. Als daher Kaiser Maximilian der II., ein Herr, der in einer Zeit von 100 Jahren, seit dem Anfang der Reformation, der toleranteste von allen Kaisern gewesen, einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben g, gieng man an verschiedenen Höfen damit um, die Reformirten von dem Religionsfrieden auszuschließen. Aus dieser Ursache wurde der Churfürst nicht nur von seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Richard von Sim-

g 1566.

Simmern, sondern auch von andern gewarnet und gebethen, sich nicht selbst auf den Reichstag zu Augsburg zu wagen, allein, er ließ sich nichts davon abhalten, sondern reiste mit seinem Kanzler Ehem und einer starken Begleitung dahin, und wurde bey seiner Ankunft von dem schon gegenwärtigen Kaiser und den bereits anwesenden Churfürsten prächtig eingeholt.

Indessen waren die Vermuthungen von gefährlichen Rathschlägen, welche gegen ihn geschmiedet worden, nicht ganz ungegründet. Es wurden gegen ihn verschiedene Klagen angebracht, und der Kaiser sahe sich genöthiget, ein Decret gegen ihn ergehen und ablesen zu lassen, dadurch ihm anbefohlen wurde, alle in Religionssachen vorgenommene Neuerungen wiederum abzuschaffen. Der Churfürst kam wirklich darüber in Verlegenheit, und fieng an zu wanken. Indessen gieng er mit seinem Kanzler zu Rath. Dieser antwortete nicht nur in des Churfürsten Namen, theils mündlich theils schriftlich, sondern bevestigte auch den wankenden Herrn zu neuer Standhaftigkeit, so daß er in Gegenwart aller Stände und Gesandtschaften so muthig antwortete, daß sie sowohl

als

als der Kaiser seine Standhaftigkeit bewunderten und lobten, und ihn des Religionsfriedens theilhaft erkannten, auch ihn der Kaiser sehr gnädig ansahe, und nach Endigung des Reichstages beurlaubte. Ja, sogar wurde ihm von den protestantischen Fürsten und Ständen das Directorium in Religionssachen, nach wie vor, gelassen und anvertraut.

Indessen waren in den pfälzischen Landen immer fortdaurende Streitigkeiten und Zänkereyen unter der verschiedenen Geistlichkeit, welche bald mehr bald weniger wichtig waren, und gleichwohl zu keinen öffentlichen Unruhen Anlaß gaben; der Churfürst aber fuhr mit Einführung reformirter Religionsgebräuche eifrig fort. Eben damals hatten sich auch Wiedertäufer in den pfälzischen Landen eingeschlichen, deren Lehrsätze von der reformirten Geistlichkeit verdammet wurden. Jene beschwerten sich, es geschähe ohne eine Verantwortung von ihnen gehört und angenommen, oder sie eines Irrthums überwiesen zu haben. Der gütige Churfürst wollte solche Vorwürfe nicht auf sich kommen lassen, sondern schrieb abermals nach Frankenthal ein Religionsgespräch mit den

 Wie-

Wiedertäufern aus [h]. Er kam auch selbst dahin, blieb aber nicht lange. Die Versammlung bestunde aus fünfzehn wiedertäuferischen Lehrern und sieben reformirten. Der Kanzler Ehem eröffnete das Gespräch; welches hernach nach dem Inhalte des churfürstlichen Ausschreibens vorgenommen wurde, mit einer Rede. Es dauerte 19 Tage, in welchen man sich Vor- und Nachmittag versammelte. Ungeachtet man sich dabey wenig verstunde und verstehen wollte, so war das Ende, daß die Wiedertäufer, welche sich in der Pfalz niedergelassen, zwar nicht daraus sollten vertrieben werden, so lange sie sich ruhig und stille bezeugen würden, indessen sollte ihren Lehrern lehren und taufen gänzlich untersagt und verbothen seyn.

Ehem besorgte die ihm anvertraute Kanzlersstelle in dieser, so wie in allen Angelegenheiten mit vieler Treue, und ließ sich die Sache der Kirche, zu welcher er sich bekannte, auf das eifrigste angelegen seyn, so daß er allezeit mehr auf deren, als auf seinen eigenen Nutzen sah. Ueberhaupts wird er als ein frommer rechtschaffener Mann gerühmt

h 1571.

rühmt, wenn schon auch diejenigen, gegen welche er handeln mußte, mit seinen Rathschlägen und Handlungen nicht immer zufrieden seyn konnten. Man hat ihm besonders die Einrichtung guter Schulanstalten, zumal der neu gestifteten Ritterschule zu Selz am Rhein [i], nicht weit von Straßburg, welche der Churfürst anlegte, ingleichem das Convictorium, welches zu Heidelberg für arme Studirende errichtet wurde, zu danken, auch hat er viele sehr löbliche Ordnungen in Kirchen- und Ehesachen an die Hand gegeben, welche nach seinem Gutachten von dem Churfürsten angenommen und eingeführt wurden. Er begleitete wie gewöhnlich den Churfürsten auf den zu Biberach angestellten churfürstlichen collegialischen Tag, wo er wegen des von Churpfalz geführten Directoriums unter den protestantischen Ständen Arbeit genug hatte. Auf dem Wahltage zu Regensburg, auf welchem Rudolph der II. römischer König wurde, war er nicht, da solcher auch von dem Churfürsten nicht in eigener Person besucht wurde, welcher seinen Prinzen, den Pfalzgrafen Ludwig dahin abschickte. Hingegen war er auf dem sogleich darauf folgenden Reichstage daselbst [k], und

 dieser

i 1575. k 1576.

dieser verursachte ihm genug Geschäffte, da er die Beschwerden der evangelischen Unterthanen gegen katholische Obrigkeiten sammeln, und in eine Klagschrift bringen mußte, die auf gedachtem Reichstage übergeben wurde, so wie ihm auch die dem Churfürsten von dem Kaiser anbefohlene Wiedererstattung des eingezogenen Stiftes Neuhausen an den Bischof von Worms, viele Arbeit zuzog.

Jedoch nunmehr stund eine wichtige Veränderung bevor. Sein großer Gönner, bey welchem er so wohl empfohlen gewesen, starb, und dessen ältester Prinz, Pfalzgraf Ludwig, kam an des Vaters Stelle. Dieser Herr war den Lehrsätzen Luthers eben so eifrig zugethan, als sein Herr Vater Calvins ergeben gewesen war. Er hatte kaum die Regierung angetreten, als er mit allem Eifer damit umgieng, den reformirten Gottesdienst wiederum abzuschaffen, und die lutherischen Gebräuche einzuführen, so sehr auch die verwittwete Churfürstinn, seine Mutter, und der Pfalzgraf Johann Casimir, sein Bruder, für erstere eingenommen waren. Zwar anfangs bestättigte er die meisten Räthe und Bedienten des vorigen Churfürsten,

fürsten, und darunter auch unsern Kanzler Ehem, in ihren Stellen und Diensten, allein, da dieser mit noch verschiedenen andern auf das Testament des Churfürsten Friederichs des II. hielten, nach welchem die reformirte Religion im Lande verbleiben sollte, erhielte Ehem plötzlich seinen Abschied [l], und Ludwig arbeitete mit allem Ernst an Abschaffung des reformirten Gottesdienstes.

Sein Bruder, Johann Casimir, welchem vermöge des väterlichen Testamentes die beyden Aemter Neustadt und Lautern in der untern Pfalz zugefallen waren, that indessen in solchen gerade das Gegentheil. Er bemühete sich, darinn den reformirten Gottesdienst zu gründen, und nahm diejenigen in seine Dienste und in seinen Schutz, welche Ludwigs Dienste und Schutz verlassen hatten. Darunter war auch D. Ehem, welchen er sogleich zu seinem Kanzler ernannte. In diesem Dienste zeigte dieser gleichen Eifer und gleichen Trieb, Religion und Wissenschaften zu befördern. Er war es, welcher dem Pfalzgrafen den Rath ertheilte, zu Neustadt ein Gymnasium illustre anzulegen [m], welches nach des Pfalzgrafen

l 1577. m 1578.

sen Namen Casimirianum genennet wurde. Man nahm daselbst die wegen der Religion von Heidelberg vertriebenen Professoren auf, bestellte sie zu Lehrern, setzte ihnen schöne Besoldungen, gab armen Studirenden Unterhalt, und that alles, was zu Bevestigung der reformirten Lehre dienen könnte. Bey diesem neuen Herrn, der nur ein geringes Gebiethe, und in große Reichsangelegenheiten keinen wichtigen Einfluß hatte, waren Ehems Geschäffte, die Kirchen- und Schulen-Einrichtungen ausgenommen, von keinem großen Belange. Allein, die Scene veränderte sich sehr bald wieder. Churfürst Ludwig starb, und hinterließ einen einigen Prinzen, welcher zur Zeit seines Todes [n] erst neun Jahre alt war. Sogleich übernahm Johann Casimir die Vormundschaft und die Administration der Churlande, vermög der Verordnungen der goldenen Bulle, obschon der verstorbene Churfürst in seinem Testamente, zu Aufrechthaltung der lutherischen Religion, ganz andere Verfügungen gemacht hatte. Nun sahe man wohl, daß es wiederum große Veränderungen absetzen würde, da der Administrator und dessen Kanzler den reformirten Lehrsätzen auf das eifrig-

n 1583.

eifrigste anhiengen, und auch sogleich Anstalt machten, den jungen Churfürsten Friederich den IV. in denselben erziehen zu lassen.

Zwar hatte der Administrator anfangs versprochen, in Kirchen und Schulen nicht die geringste Aenderung vorzunehmen, hielt aber sein Versprechen nicht lange. Sein Hofprediger Tossanus wußte ihn bald zu bereden, den Evangelischen in Heidelberg die Hauptkirche zu nehmen, und sie den Reformirten einzuräumen, welche dazumal gar keine hatten. Der Kanzler Ehem mußte den zusammenberufenen Stadtpredigern die Anzeige davon machen. Diese erhoben wichtige Einwendungen dagegen, und die Handlung dauerte mehrere Tage. Ehem gab sich viele Mühe, die Prediger in Güte zu bewegen, sie wichen aber nicht: indessen blieb es dennoch bey des Administrators Wille, und die Prediger an der Hauptkirche wurden entlassen. Man beschuldigte damals Ehem, er wäre zu weit gegangen, hätte zu sehr nach Leidenschaften gehandelt, und die Aufträge des Administrators überschritten.

Daß darüber die evangelischen Prediger und Bürger zu Heidelberg in großen Eifer geriethen,

 und

und solchen auf keine Weise mäßigten, ist dem Laufe der Dinge und der Erfahrung gemäß. Einige predigten dermaßen heftig von ihren Kanzeln, daß der Administrator und seine Räthe Unruhen besorgen mußten. Aus dieser Ursache ließ er sie nochmals auf die Kanzley zusammenberufen, und ihnen durch den Kanzler Ehem den Vorschlag zu einem Religionsgespräche machen. Allein, so sehr er sich angelegen seyn ließ, sie dazu zu bewegen, so war doch alle seine Mühe vergebens. Sie schlugen Bedingungen vor, unter welchen sie sich einlassen wollten, die unmöglich angenommen werden konnten, und klagten hernach, daß ihnen alle Gerechtigkeit versaget worden wäre. Hierauf kam es zwar noch zu verschiedenen Unterhandlungen, wodurch aber die Verbitterung zwischen beyden Partheyen mehr befördert als gehoben wurde, und woraus für die Evangelischen manche nachtheilige Folgen entstunden, die nicht eigentlich hieher gehören.

Nun gieng es ° auf die Reformirung der theologischen Facultät bey der Universität zu Heidelberg los, die gleichfalls D. Ehem aufgetragen

wurde.

° 1584.

wurde. Er mußte derselben im Namen des Administrators die Anzeige machen, daß D. Grynäus, ein berühmter reformirter Gottesgelehrter von Basel, beschrieben worden sey, um die reformirte Lehre vom heiligen Abendmahl in einer öffentlichen Disputation zu vertheidigen. Die Theologen der lutherischen Parthey waren auch nicht entgegen. Grynäus erschien, und die Disputation nahm ihren Anfang. Studenten, Doctores und Professores waren seine Gegner, und zum öftern gieng der Eifer in große Heftigkeit und Ungestüm über, so daß die anwesenden churfürstlichen Räthe Friede gebiethen mußten. Sie dauerte neun ganzer Tage. Endlich brach Grynäus mit einer weitläuftigen Rede ab, schrieb sich einen völligen Sieg zu, der Kanzler Ehem aber gab ihm völligen Beyfall, und befahl, im Namen des Administrators, den Kirchen- und Schuldienern, dem churfürstlichen Edict in Ansehung der Religion genau nachzukommen. Allein, die Studenten von der lutherischen Parthey schlugen dabey lautes Gelächter auf, und achteten den Sieg gänzlich auf ihrer Seite.

Des Administrators Wille gieng vornehmlich auch, und zwar nicht unbillig, dahin, daß sich

die evangelischen Prediger enthalten sollten, gegen die reformirte Lehre zu predigen, oder, wie vielfältig geschahe, zu schänden und zu schmähen. Diese wollten sich solche Freyheit durchaus nicht nehmen lassen, und protestirten vielmehr gegen solche Befehle. Das war die Ursache, daß der Administrator seinem Kanzler auftrug, den vornehmsten Professoren, die sich am meisten widersetzten, den Abschied zu geben. An ihre Stelle wurden reformirte, und darunter vorzüglich Grynäus gesetzet. Am Ende wurden alle evangelischen Prediger in der Stadt und auf dem Lande abgesetzt, und die Verbitterung gegen die Anhänger von Luthers Lehre stieg bis zum Geiste der Verfolgung, von welchem auch D. Ehem gar nicht frey gewesen zu seyn scheinet.

Jedoch, nach einiger Zeit wurde es ruhiger, und die reformirte Religion behielt in den pfälzischen Landen völlige Oberhand. Allein, der Churfürst Friederich der IV. hatte die Volljährigkeit noch nicht erreichet, als sein Vormund, der Pfalzgraf Johann Casimir starb p. Wäre er nicht von dem Kaiser für vollbürtig erkläret worden, so hätte

p 1592.

hätte Pfalzgraf Richard von Simmern die Vormundschaft und Administration angetreten, welcher eben so eifrig lutherisch war, als Johann Casimir reformirt gewesen, und ohne anders wären alsdenn neue Veränderungen vorgenommen worden. So aber wurde Friederich der IV. belehnt, und trat nun die Regierung selbst an. Dieser Herr entließ Ehem der Kanzlerstelle, die ihm bey seinem hohen Alter zu beschwerlich wurde, indessen blieb er unter dessen geheimesten Räthen.

Allein, diesem Churfürsten diente D. Ehem nicht lange Zeit mehr. Er war schon 64 Jahre alt, als derselbe zur Regierung kam, und vermuthlich von vielen Geschäfften müde. Dem ungeachtet war er sehr angesehen, und zugleich in seinem Hause glücklich. Er hatte sich zweymal vermählt, und beydemal in seiner Vaterstadt sich Gehülfinnen gesucht. Seine erste war Maria, eines sehr angesehenen Bürgers, Christoph Wirsungs Tochter, und die zweyte Susanna, deren Vater Georg Közer, gleichfalls von der mehrern Gesellschaft der Geschlechter war. Beyde Schwiegerväter zogen zu ihrem Tochtermanne nach Heidelberg, starben daselbst, und fanden ihre Ruhe mit ihm in Einer Grabstätte. Aus beyden Ehen

hatte

hatte Ehem Kinder, die ihm durch ihre Tugenden Ehre machten. Eben da er die Freude erlebte, daß sein zweyter Sohn Eberhard sich sehr glücklich und ansehnlich vermählte, und da er selbst auf dem Hochzeitfeste war, und dessen Lustbarkeiten beywohnte, traf ihn ein Schlagfluß, und plötzlich war er eine Leiche q. Er wurde sehr ansehnlich in dem Chor der St. Peters Kirche zu Heidelberg zur Erde bestattet, wo ihm seine Kinder ein Ehrengedächtniß errichten ließen. Viele Staatsmänner und Gelehrte verehrten sein Angedenken mit lateinischen Gedichten, welche zusammengedruckt herausgegeben wurden, worunter sich vorzüglich Marquard Frehers, gleichfalls pfälzischen Raths, Ehems Anverwandten und Landsmann, eines Mannes von großer Gelehrsamkeit und ausnehmenden Verdiensten, Lessus in obitum C. E. ausnimmt, der auch im dritten Theile der Deliciarum poetar. Germanor. zu finden ist. Sein Leben haben Freher und Adami beschrieben, und von seinen Geschäfften in Religions Reformationsangelegenheiten wird sehr viel in Struvens pfälzischer Kirchenhistorie gefunden, und aus diesen Quellen ist gegenwärtige Lebensbeschreibung entstanden.

Bey

q 1592.

Bey den Gelehrten seiner Zeit, vornehmlich in den pfälzischen Landen stund er in großem Ansehen, und daher werden auch nicht wenige gelehrte Werke gefunden, welche man ihm zugeeignet hatte.

Aus seiner Nachkommenschaft ist sein Enkel, Johann Bernhard, von seinem zweyten Sohne Sigmund, churpfälzischen Stallmeister und Oberamtmann zu Böckelheim, ein merkwürdiger und berühmter Mann. Er begab sich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges in schwedische Kriegsdienste, stund anfangs unter dem Könige Gustav Adolph selbst, hernach aber unter Herzog Bernhard von Weimar. Bey dessen Heer war er einer der vornehmsten Obristen, als nach Bernhards Tode sich dasselbe in königlich-französische Dienste begab, und sein Name wird in der Geschichte der darüber gepflogenen Unterhandlungen immer gefunden. Er that sich bey allen Gelegenheiten durch Klugheit und Tapferkeit hervor, nach dem Frieden aber begab er sich nach Basel, und endigte dort sein Leben in Ruhe, als der letzte eines verdienstvollen Geschlechtes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

X XII, 85
Dec 85
Ob

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stetten, Paul von, der Jüngere, 1731-1808

Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend

Bd.: 2

Augsburg 1782

Biogr.c. 308 l-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071021-4
VD18 80078753